Emilie Flygare-Carlén's
sämmtliche Romane

Supplement:

In der Fremde und Daheim.

Skizzen und Novellen
von
Edvard Flygare
nach seinem Tode herausgegeben von seiner Mutter
Emilie Flygare-Carlén.

Leipzig,
Chr. E. Kollmann.
1862.

Emilie Flygare Carlén's sämmtliche Romane

Supplement:

In der Fremde und Daheim.

Skizzen und Novellen

von

Edvard Flygare

nach seinem Tode herausgegeben von seiner Mutter

Emilie Flygare-Carlén.

Leipzig,
Chr. E. Kollmann.
1862.

In der Fremde und Daheim.

Erster Theil.

In der Fremde und Daheim.

Skizzen und Novellen

von

Edvard Flygare.

Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von seiner Mutter

Emilie Flygare-Carlén.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1862.

Edvard Flygare.

In der sichtbaren Welt giebt es von den Sternen bis zu den Infusionsthieren herab, unzählige Gegenstände, welche unsere Aufmerksamkeit und unseren Forschungsgeist herausfordern; aber kein Studium ist für uns so bedeutungsreich und wichtig, als das des Menschen, welcher nicht allein im Allgemeinen, sondern auch in seiner einzelnen Persönlichkeit immerdar merkwürdig bleibt. Dies wird klar, sobald wir bedenken, daß die ganze sichtbare Welt vergeht, der Mensch aber unvergänglich ist. Deshalb sind Lebensbeschreibungen immer lehrreich. Es wäre vortrefflich, wenn jeder ausgezeichnete Mann der Nachwelt eine Zeichnung seines Lebens hinterließe, aufrichtig wie die des Augustinus; nicht heuchlerisch, wie die des Rousseau; da hätte man Seekarten, welche die Strömungen, die Klippen und Untiefen auf dem Meere des Lebens andeuteten.

Wenn ein Anderer den Heimgegangenen schildern soll, kann dies nie in einem vollkommenen, treu ausgeführten Bilde, sondern immer nur, als Schattenriß geschehen.

Wenn ich deshalb im Begriff stehe, den Verfasser nachstehender Schriften zu zeichnen, so kann ich nur die Seite von ihm geben, die er mir gezeigt und in dem Spiegel meiner Erinnerungen zurückgelassen hat.

Im Herbste des Jahres 1839 hatte ich in Stockholm eine Schule.

Eines Tages trat ein alter, achtungswerther Hagestolz, der Buchdrucker Thomson, in Begleitung eines kleinen zehnjährigen Knaben, zu mir in's Zimmer und sprach: „Dies ist der Sohn der Frau Flygare, der Schriftstellerin!“ (Sie war vor kurzem in die Hauptstadt gezogen). Darauf flüsterte er mir väterlich zu: „Seien Sie strenge gegen den Jungen und schonen Sie den Stock nicht!“

Ich betrachtete den Knaben näher. Ich wußte, daß geistreiche Männer selten oder nie geistreiche Kinder haben, aber auch, daß ausgezeichnete Mütter oftmals Ehre an ihren Söhnen erleben; deshalb schaute ich mit hoffnungsvollen Gedanken zu dem Kleinen nieder. Er war zart, aber breitschulterig; hatte ein ovales, blasses Gesicht, schönes, rothbraunes Haar, eine kleine kecke Nase, große braune Augen mit einem vollen, für den Augenblick etwas unsteten Blick und einen angenehmen Mund. Er trug einen maigrünen Rock. Herr Thomson nahm Abschied; ich beschäftigte mich eine Weile mit dem Sohne der Schriftstellerin und merkte, daß er einen ungewöhnlich hellen Kopf habe; aber tief bewegt wurde ich, als ich auf seinen bleichen Wangen und Lippen deutlich einen luftigen Schleier gewahrte, wie ein Netz, vom Tode ausgeworfen. —

In der Schule zeigte er sich fleißig und aufmerksam, doch kümmerten seine Schulgenossen, kleine zwölfjährige Gentlemen, sich anfangs wenig um ihn. Die Jüngeren fürchteten ihn, als zu ernst und überlegen. Sein maigrüner Rock, sein verschlossenes, stilles Wesen zog ihm von seinen Kameraden, die durchaus etwas Koboldartiges in ihm finden wollten, den Spottnamen „Waldteufel“ zu. Den Knaben, der an die wohlwollende Aufmerksamkeit einer zärtlichen Mutter gewöhnt war, verdroß diese Neckerei und er beschloß, sich dafür zu rächen. Eines Tages während der Frühstücksstunde, füllte sich das

Zimmer mit einem widerlichen Qualm. Die Knaben beklagten sich bei mir, es wurde eine Untersuchung angestellt und Edvard Flygare gestand ohne Schwierigkeit, daß er Horn auf die glühenden Kohlen im Ofen geworfen habe. Als ich ihn fragte, warum er seinen Kameraden diesen Streich gespielt, erwiderte er ruhig und mit scheinbarer Einfalt: „Ich finde, daß es gut riecht!“ Auf das eifrige Anmuthen der übrigen Schulknaben wurde er zur „Prügelstrafe“ verurtheilt, ein Züchtigungsmittel, welches ich bei keinem Kinde in Anwendung bringen mochte, am wenigsten bei einem so zarten, wie es dieser mir, seiner Mutter wegen, so liebe Knabe war. Unbestraft durfte ich ihn jedoch nicht lassen und verkündete ihm deshalb, daß er sich am folgenden Morgen eine halbe Stunde früher, als gewöhnlich einzufinden habe, um die ihm zuerkannte Strafe zu erleiden. Er vernahm sein Urtheil mit Würde, vergoß keine Thräne, verbeugte sich aber auf meinen Befehl vor seinen Genossen und bat sie wegen seiner Ungezogenheit um Verzeihung. Am folgenden Morgen stellte er sich zur festgesetzten Stunde ein; ergeben und entschlossen die Strafe zu empfangen. — „Was verdienst Du?“ fragte ich ihn. „Prügel!“ antwortete er ruhig. „Viel oder wenig?“ — „Viel!“ — „Ich will mich aber nicht dadurch erniedrigen, daß ich Dich schlage,“ sprach ich zu ihm, „sieh es an, als ob Du arge Prügel bekommen hättest, und hüte Dich künftig davor!“ — Höchlich erstaunt ob dieses Ausganges der Sache, sah er mich an, eine Thräne glänzte in seinem Auge, aber er erstickte seine Rührung, verbeugte sich und setzte sich still an seinen Platz, um zu arbeiten. Als sich darauf die anderen Schulknaben einstellten und ihn fragten, ob er Prügel bekommen habe, antwortete er: „Schlimmer als ich dachte.“ Von diesem Tage an führte er sich, wie die Besten, und gab manchen Beweis, daß sein Herz dem Verstande nicht nachstehe.

Als ich mit der Zustimmung der Aeltern alle meine Schüler

dem, von dem Adjuncten der Academie Ramström neugebildeten Lyceum übergab, folgte auch er dahin. Seitdem sah ich ihn nur einige Male bei seiner Mutter, bevor er Student wurde.

Sein vollständiger Name war: Carl Wilhelm Edvard Flygare. Er war der Sohn des Provinzialarztes in Kronebergs-Län in Smaland, des Doctors Axel Flygare und der Emilie Smith (später mit dem rühmlich bekannten Schriftsteller Johann Gabriel Carlén vermählt). Er war am ersten December des Jahres 1829 geboren, verlor schon 1833 den Vater und war zuerst von seiner Mutter und später, als diese wieder nach Strömstad gezogen war, in der dortigen Schule unterrichtet worden.

Mit trefflichen Zeugnissen ausgerüstet bezog er im noch nicht vollendeten achtzehnten Lebensjahre — 1847 — die Universität zu Upsala und schloß sich der Nation von Westmanland und Dala an, welcher schon sein Vater und Großvater angehört hatten. Sein Vater, in Upsala geboren, war der Sohn des Professors der Jurisprudenz und Nationalöconomie, Flygare, welcher bei dem Examen Thorild's von dessen Sarcasmen verblüfft worden war.

Im Sommer des Jahres 1848, als ich fünfviertel Meilen von Upsala entfernt wohnte, wurde ich durch den Besuch eines jungen Herrn überrascht, in welchem ich sofort Edvard Flygare erkannte. Aus dem kleinen Knaben war ein schmucker Bursche geworden: das Haar war gedunkelt, sein Wesen ernst, sein Blick gedankenvoll, die Nase verrieth Characterfestigkeit, den Mund umspielte ein angenehmes Lächeln. Er reichte mir die Hand und sprach: „Dank für die Züchtigung, die ich als Knabe erhielt und die meinen Hochmuth und meine Empfindlichkeit auf einmal erstickte. Und Dank, daß Sie meiner theuren Mutter nichts von meinen Knabenstreichen mittheilten. Jetzt bin ich Student.“

„Wie gefällt es Dir in Upsala?“

„Schlecht — ich möchte, daß die Universität in Stockholm wäre.“

„Natürlich — Du hast Deine Mutter dort.“

„Ja, aber auch aus anderen Gründen. Ein Student, welcher den ganzen Tag über seinen Büchern hängt, bedarf am Abend der Zerstreuung. Upsala kann solche nicht gewähren. Ich, meinestheils, suche keinen Umgang in Familienkreisen; das verweichlicht; — noch weniger gebe ich um das Schauspiel, welches überreizt; ich suche Anregung im Volksleben oder in der großen, weiten Natur. Upsala ist eine platte, einförmige Provinzialstadt; die Menschen, denen man dort begegnet, sind langsam und langweilig anzuschauen; ein an sich Müder wird durch ihren Anblick noch mehr ermüdet. In Stockholm hingegen hat man überall heitere Aussichten, einen brausenden Strom, Wagengerassel, Regimentsmusik, Kanonendonner, hübsche Mädchen zum Anschauen, kurz: wechselvolle erquickende Augenweide. Die Umgebung der Stadt Upsala ist eine einförmige, flache Ebene; die von Stockholm dahingegen reich an Abwechslung. Der muntere Thiergarten, das düstre Haga, das altfränkische Carlberg, das romantische Naïka, die reizenden kleinen Mälarinseln, die wilden Klippen in der Ostsee — ach, welch' entzückende Belustigungsorte!“

Der Umgang dieses jungen Mannes gewährte mir das größte Vergnügen.

Mir sind später von Anderen manche lustige Einfälle von ihm erzählt worden. Schon auf dem Lyceum war er dafür bekannt. Es pflegten daselbst Redeübungen gehalten zu werden, wo die Knaben verschiedene Anecdoten auf deutsch und französisch erzählen mußten. Bei einer solchen Redeübung käute Edvard auf einem Bonbon. „Was hast Du im Munde, Flygare?“ fragte der Lehrer. „Eine Anecdote, Herr Magister!“ antwortete er schnell und begann sofort unbefangen irgend eine drollige Geschichte zu erzählen.

Ein anderes Mal sah er sich verfolgt von größeren Knaben, welche er erzürnt hatte. Als sie ihn ergriffen hatten und sich anschickten, ihn zu schlagen, strich er sich das Haar in's Gesicht und gebehrdete sich so närrisch und verrückt, daß sie sich vor ihm fürchteten und ihres Weges gingen. —

Ein anderer Zug liefert einen starken Beweis seines kameradschaftlichen Bewußtseins und seines spartanischen Sinnes. Einige Schulknaben, mit denen er in Streit gerathen war, hatten ihn nämlich eines Tages in einen tiefen Schneewall geworfen und begraben. Als es ihm endlich gelungen war, sich aus diesem kalten Grabe herauszuarbeiten, ging er mit seiner gewöhnlichen Ruhe nach Hause, erkrankte aber noch denselben Abend an einem heftigen Gehirnfieber, ohne seines Abenteuers mit einer Silbe erwähnt zu haben. Während der Krankheit wurde die Ursache derselben durch andere Schulknaben verrathen, was seine Mutter und die Lehrer veranlaßte, den Knaben nach seiner Genesung zu ermahnen, die Schuldigen namhaft zu machen. „Wozu soll das dienen," entgegnete er ruhig, „sie werden ohnehin traurig genug sein." Als er unerschütterlich in seinem Schweigen beharrte, riefen die Lehrer die ganze Schule zusammen, um eine allgemeine Warnung zu ertheilen. Der Knabe gewann sich aber durch solche Handlungsweise die Liebe und Achtung aller Kameraden, von denen besonders die jüngeren sich ihm anschlossen.

Bei seinem Studentenexamen gerieth er mit dem Examinator in der Philosophie in Streit. Auf eine an ihn gestellte Frage hatte er eine klare verständliche Antwort gegeben, welche aber von dem Examinator nicht gebilligt, sondern mit anderen Worten ausgedrückt, wiederholt wurde: „das ist ja dasselbe, was ich sagte!" unterbrach ihn Flygare kalt. „Nein", erwiderte der Examinator, „es herrscht in der verschiedenen Ausdrucksweise derselbe Unterschied wie zwischen Schwedisch und Rothwelsch." Mit scheinbarer Einfalt fragte

Flygare hierauf: „Welches von beiden soll denn Schwedisch sein?“

Als Student hatte er sich eine kleine Pfeifensammlung angelegt. Ein ihn besuchender Freund, dem er eine Pfeife anzubieten vergessen hatte, beschuldigte ihn des Geizes. Edvard schwieg, nahm phlegmatisch alle Pfeifenröhre, zerbrach sie und warf die Splitter und Scherben auf die Straße hinaus.

Zu einem starken Raucher von beschränktem Verstande sprach er einstmals, als dieser gerade an seiner kurzen Tabakspfeife sog: „Du mußt großen Werth auf geräucherte Ochsenzunge legen.“

Eines Abends fiel er einigen berüchtigten Spielern in die Hände, welche ihn mit sich lockten und ihm nicht nur die ganze, vor kurzem vom Hause erhaltene Geldsumme abzugewinnen, sondern obendrein seine Commode und diverse andere Meubles von ihm in Pfand zu erhalten wußten. Er hatte gerade in diesen Tagen Holz kaufen wollen; nun lag er frierend im Bette, rauchte Cigarren, las den Balzac und zerbrach sich den Kopf, auf welche Weise er seine Mutter am besten von seiner unangenehmen Lage in Kenntniß setzen solle. Mittlerweile traf ein Brief von derselben ein, in welchem sie ihre hohe Freude darüber ausdrückte, von anderen Leuten erfahren zu haben, daß er so fleißig an seinem „Character“ arbeite. Von diesen Worten getroffen und bewegt, nahm er sich vor, die Freude nicht zu vereiteln. Die Karten wurden verbrannt, die Geldangelegenheiten binnen kurzer Zeit geordnet und von dem Augenblicke an, studirte er mit rastlosem Eifer, um nach den beiden noch übrigen Terminen sein Candidaten-Examen in der Philosophie machen zu können.

Man sah ihn häufig in Gesellschaft anderer Studenten; aber daheim arbeitete er mehr, als er verlauten lassen wollte. Wo er ging und stand hatte er Bücher bei sich, ja selbst beim Billard forschte er zwischen den Stößen in dem Thucydides.

Als er 1849 an den Exercitien des freiwilligen Studentencorps theilnahm, entbrannte er von so kriegerischem Eifer, daß er nach Dänemark zu gehen und sich an dem Kampfe gegen die Deutschen zu betheiligen beabsichtigte. Das Leben im Lager wirkte aber so schädlich auf seine Gesundheit ein, daß er diesen Plan aufgeben mußte. Doctor Winberg in Strömstad hatte schon in Edvard's Kindheit geweissagt, daß er nicht über siebenzehn Jahre alt werden würde. Nun aber zählte er bereits neunzehn. Er setzte seine Studien eifrig fort, begann sein Tentamen, machte zum zweiten Male mit dem Studentencorps die Schule durch, bezog auf dem Polacksbacke*) die Wache, las im Homer, wobei er die Blätter mit der Spitze des Bayonnets umschlug, wurde für die Dauer der Lagerzeit von seinen Kameraden zum Feldprediger erwählt und am 16. Juni 1851 in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre und nach einem dreijährigen Aufenthalte auf der Universität, mit dem Lorbeer gekrönt.

Während er noch auf der hohen Schule war, und gleich nachdem er die Academie bezogen hatte, verfaßte er mehrere kleine Schriften belletristischen Inhaltes, welche theils in Zeitungen, (von denen eine „der Fenriswulf" genannt wurde) theils in kleinen Heften, unter dem Titel „Bolmörte's Buch" erschienen. Sie erregten jedoch weder Beifall noch Aufmerksamkeit und wurden auch später von ihm selbst, als durchaus unreif, verworfen. In einem Briefe an einen Freund äußert er hierüber: „Du wirst Dich vielleicht erinnern, daß mein Geist sich bei unserem letzten Zusammentreffen, der Satyre zuneigte. Ein Widerwille gegen gewisse veraltete Ansichten und ein oberflächliches, vielleicht schiefes Verständniß einiger Schriftsteller, deren beißender Spott und ungezwungener unterhaltender Styl

*) Polacksbacke, der vor Upsala belegene Lager- und Exercirplatz des Upsala-Regimentes. D. Uebers.

mich zu fesseln wußte, ohne daß ich in die Tiefe ihrer Gedanken eingedrungen wäre, hatten die Lust in mir rege gemacht, alles Bestehende zu verhöhnen und niederzureißen, ohne zu wissen, woran ich mich zu halten habe. Volmörte's Buch — insofern es mein Product ist — giebt hiervon ein redendes Zeugniß. Es enthält — um mich eines Ausdruckes des gängigen Zeitungsjargons zu bedienen — keine Leitartikel, sondern nur Polemik. Du begreifst, daß die Fortsetzung dieses Buches mich jetzt anekelt. Es möge bleiben, was es von vornherein gewesen ist: ein Fragment."

Edvard Flygare besaß gründliche Kenntnisse; nicht allein in der römischen und griechischen Literatur, welche ihn ungemein interessirte, sondern auch in der reinen Mathematik, in der Astronomie und Physik. In der letzten Zeit seines Lebens machten staatswissenschaftliche Arbeiten seine Lieblingsbeschäftigung aus.

Obwohl er nicht stark war, erwachte doch auch in ihm bisweilen die nordische Berserkerlaune; merkwürdig genug war dies nie im Zorne der Fall, sondern nur bei besondern frohen Gelegenheiten, wo er sich den barocksten, kindischsten Ausbrüchen der Freude hingeben konnte. Seine Freunde nannten ihn wunderlich und bizarr. In seiner Seele gährten ohne Zweifel starke Leidenschaften, in seinem Haupte gewaltige Gedanken — vielleicht begann das Samenkorn der Krankheit in ihm schon zu keimen.

Einer seiner nächsten Bekannten äußert über ihn: „Er zeigte mehr Scharfsinn, als Tiefe, mehr Witz, als Gefühl, mehr Geist, als Genie und Gemüth. Er hatte mehr Sympathie für das romanische Element, als für das germanische. Mittlerweile war er für Atterbom sehr eingenommen." Er besaß einen hochsinnigen Character, der mit jedem Jahre edler und fester wurde. Das Gefühl der Freundschaft war bei ihm im höchsten Grade ausgebildet.

Als Kind durfte er seine Mutter im Sommer auf verschiedenen Reisen im Lande begleiten, wodurch seine zarte Gesundheit gekräftigt werden sollte. Diese trugen auch zur Entwicklung seiner feinen Beobachtungsgabe für Naturgegenstände und Menschen bei. Auch seine Reiselust mag sich von diesen Ausflüchten herleiten.

Im September des Jahres 1851 reiste er nach Frankreich und Italien, wo er sein schriftstellerisches Talent auf eine Weise entwickelte, wie es nachstehende Reiseerinnerungen bekunden. Im Juni 1852 kehrte er von dieser Reise zurück. Seine Gesundheit, die seit mehreren Jahren befestigt schien, war da draußen gebrochen. Er brachte den Sommer auf die angenehmste Weise in der Heimath zu, setzte seine schriftstellerischen Arbeiten fort, kämpfte gegen die Krankheit, die in seinem Innern nagte, und suchte die Schmerzen vor seiner Mutter unter Lächeln zu verbergen. Endlich mußte er sich, im September, für krank erklären und die herbeigerufenen Aerzte nannten es ein Wunder, daß die Krankheit durch die außerordentliche Festigkeit des Willens so lange hatte unterdrückt werden können.

Während der drei Monate, in denen er täglich den Tod erwartete, behielt er seine volle Ruhe und Klarheit, und als er selbst die Feder nicht mehr zu führen vermochte, dictirte er seiner Mutter.

Einige Wochen vor seiner Auflösung besuchte ich ihn und wurde selbst Zeuge seiner musterhaften Ruhe. Er lächelte mir entgegen, als wolle er sagen: „Es ist gar nicht so schlimm mit mir,“ und dennoch wußte er, daß sein letztes Stündlein nicht mehr fern sei.

Er starb in der Weihnacht 1852. Sein Leichnam ward am 30. December von acht Promotionskameraden in der Kirche Hedwig Eleonora beigesetzt. (Vier andere Promotionskameraden waren kurz vor ihm gestorben.) Er wurde von dem Regimentspastor v. Haugwitz bestattet, welcher zu dem Texte seiner Lei-

chenrede die für Aeltern und Freunde so passenden Worte des Paulus wählte: Vielleicht aber ist er darum eine Zeit lang von Dir kommen, daß Du ihn ewig wieder hättest. — Der geniale Crusenstolpe ehrt das Andenken des Hingeschiedenen und den tiefen Schmerz der edlen Mutter in dem Decemberhefte seiner „Zustände und Verhältnisse" mit folgenden herrlichen Worten:

„Der tückische Schnitter schont weder Macht und Glanz, noch Geist und Anmuth. Lauschend geht er an dem auf Krücken dahin hinkenden Alter, und der hungernden und frierenden Armuth vorbei, um statt dessen den Königssohn in der Blüthe seines Alters, in der Fülle irdischen Glückes aus dem erlauchten geliebten Familienkreise zu reißen, und der trauten Heimath des gefeierten Talentes den einzigen Sohn zu rauben: das theuerste Kleinod eines zärtlichen Mutterherzens, die reiche Hoffnung einer langen Zukunft, welche nun mit der Hülle eines dreiundzwanzigjährigen Jünglings zu Grabe getragen wurde!"

Edvard Flygare war kein gewöhnlicher junger Mann, wie auch seine ihn überlebende, tiefgebeugte Mutter durch ihren Geist und ihr Talent keine gewöhnliche Frau ist. Europa hat sich ihre literarischen Arbeiten in mehreren Sprachen angeeignet und Edvard, die Frucht ihrer ersten, durch den Tod sehr früh gelösten Ehe, schien hinsichtlich der Anlage seiner Arbeiten und des Geschmackes in die Fußspuren der Mutter treten zu wollen. Seine ersten Schritte auf der schriftstellerischen Laufbahn waren nicht ohne Erfolg geblieben. Die letzten finden wir in dem „Miniaturalmanach" und „Svea" für 1853; in dem erstgenannten die kleine unschuldige Skizze: „die Marionetten"; im letzteren: „Grundzüge der Geschichte der Maler- und Bildhauerkunst in Schweden." Wenn man von seinem Talente behaupten will, daß es noch Knospe war, so stand sein herrlicher, fester Charakter dahingegen bereits in voller Blüthe. Die Schriftstellerin — als solche frei von aller Eitel-

keit — hatte ihren ganzen Stolz in diesen Sohn gesetzt. Nachdem er ihr die hohe Freude geschenkt hatte: mit eigenen Augen zu sehen, wie der Lorbeer der Philosophie um seine Schläfe geschlungen ward, verschaffte sie ihm zum Lohn die Mittel zu einer Reise ins Ausland. In Paris, dem Paradiese des Vergnügens, in dem schönen Neapel, in Rom, der ewigen Stadt, überall hatte er Zeit und Gedanken für die geliebte Mutter und deren Gatten — der ihm mehr ein lieber Bruder als Stiefvater war — ja für Freunde und Freundinnen. Alle diese wurden bei seiner Rückkehr mit kleinen Andenken bedacht; Gegenstände deren eigentlicher Werth nur in der freundlichen Absicht lag, die aber nunmehr zu kostbaren, werthvollen Andenken an den auf ewig verschwundenen Freund geworden sind.

Den Tod im Herzen, der Milde Lächeln auf den Lippen, kehrte der Jüngling in die theuere Heimath und an das treue Mutterherz zurück. Der Wurm der Vergänglichkeit nagte an seinem Innern. Auf fremder Erde hatte er den Aerzten sein Leiden offenbart und unverholen Auskunft darüber verlangt, ob Aussicht auf Rettung vorhanden sei. Man hatte ihm darauf geantwortet, daß sein Uebel, als auf einem organischen Fehler beruhend, unheilbar und seine Tage gezählt seien. Der junge Mann hörte sein Todesurtheil ohne Beben und ging der Erfüllung desselben mit einer Seelenstärke und Ruhe entgegen, welche den alten Stoikern des ihm unvergeßlichen Rom's zur Ehre gereicht haben würde. Um die Gemüthsruhe seiner Freunde und Angehörigen so lange wie möglich zu schonen, verbarg er die Schmerzen, die in seinem Innern tobten, und war selbst dann noch ein Muster von Standhaftigkeit und Geduld, als sein qualvoller Zustand ihn zwang das Lager zu suchen, das er nicht mehr verlassen sollte. In schmerzfreien Augenblicken bat er, alle trüben Gesichter und Trauerkleider aus seiner Nähe zu verbannen; er konnte dann sogar scherzen und vergaß alle Qualen, wenn eine ihm schwesterlich befreundete

Hand dem im Nebenzimmer befindlichen Piano sinnige Melodien entlockte.

Am 1. December, Edvard's letztem Geburtstage, hatte die Mutter zur Feier des Tages den Kreis der jungen Freundinnen um das Bett des Kranken versammelt, doch hatten sie auf seinen ausdrücklichen Wunsch die Trauer für diesen Tag ablegen müssen *). Edvard freute sich wie ein Kind über die Anstalten zu dieser kleinen Festlichkeit, und von dem Tage an war sein höchster Wunsch, noch den Weihnachtsabend zu erleben, um sich die glücklichen, seligen Erinnerungen seiner Kindheit noch einmal zu vergegenwärtigen. Schon hatte er die üblichen Festgaben für seine nächsten Freunde besorgt, als — ach! am Weihnachtsabend die Schatten des Todes sich auf ihn niedersenkten. Er überlebte den ersehnten Tag freilich um zwei Stunden, aber da entkleidete der himmlische Bewohner sich der gebrechlichen Staubhülle des Edvard Flygare!

— — — — — — — — — — — —

Seine hinterlassenen Schriften sind in folgenden Blättern enthalten **). An und für sich nicht ohne Werth, wird derselbe noch erhöht, wenn man bedenkt, daß dieselben aus der Feder eines dreiundzwanzigjährigen jungen Mannes geflossen und gleichsam eine Probe von dem sind, was er in Zukunft hätte leisten können. Man sieht freilich, daß ihm große französische Vorbilder vorgeschwebt haben. Aber welcher Maler ist denn zum Meister geworden, ohne zuvor anerkannte Vorlagen nachgebildet

*) Die Landestrauer um den Prinzen Gustav, auf dessen frühen Tod schon weiter oben hingedeutet wurde.

**) Die oben erwähnten „Grundzüge der Geschichte der Maler- und Bildhauerkunst sind, als nicht zum romantischen Elemente gehörend, von der Sammlung ausgeschlossen; desgleichen seine Gradualdisputation: Ueber den Tendenzroman. Eine größere Novelle: „Der blasirte Mann", ist dem schwedischen Publicum aus der in Norrköping herausgegebenen Originalbibliothek bekannt.

zu haben! Seine Arbeiten waren freier und selbstständiger als sie es bei anderen Schriftstellern seines Alters zu sein pflegen.

Es giebt manches belletristische Werk, welches allgemein gepriesen, aber wenig gelesen wird, weil — es langweilig ist. Mit Edvard Flygare's Schriften ist das Gegentheil der Fall: Sie fesseln die Aufmerksamkeit, sie unterhalten und belustigen; man mag sie beurtheilen, wie man will — sie werden doch stets gelesen werden. Seine Schriften müssen, meiner Ueberzeugung nach, den Beweis liefern, daß er nicht, wie seine oberflächlichen Bekannten angeben, nur originell und kalt, sondern geistreich, innig und voll warmen Lebens, und empfänglich für Tugend, Freiheit und Ehre war. Seine Reiseskizzen sind kurz, aber ungewöhnlich. Er hält sich nicht, wie andere Reisebeschreiber, sklavisch an den Inhalt des „Guiden" an Naturgegenstände und Kunsterzeugnisse, Gebäude und dergleichen Dinge, welche allen im Voraus bekannt sind; er schildert die Menschen und deren Lebensweise und manche andere Dinge, die der Aufmerksamkeit gewöhnlicher Reisender entgehen. Er begnügt sich nicht damit, nur seine Reise zu beschreiben, er schildert auch die Sitten und führt dem Leser kleine Scenen aus der fremden Welt vor die Augen. So müßten alle Reisebeschreibungen abgefaßt werden! So begegnen wir in der Skizze über Paris, auf dem Pantheon, einen Vater mit seinem Sohne, welcher letzterer sich seiner fleißigen Studien in der Jurisprudenz rühmt und doch sofort darauf ertappt wird, daß er nicht einmal das Gebäude kennt, worin diese Wissenschaft gelehrt wird.

In Frankreich giebt er uns eine meisterhafte Schilderung seines Freundes Poliveau und dessen Geliebten Louisanne: lebendig, leichtsinnig, liebenswürdig, kurz: ächt französisch; sich selbst stellt er, wie eine unbedeutende Nebenperson, in den Hintergrund. In Frankreich spielt er noch selbst seine Rolle; in Italien aber erscheint er nur zu Anfang in der ersten Scene,

wie im alten Schauspiele der Prolog; darauf verschwindet er und läßt seine Italiener allein reden und handeln. Italien's großartige Paläste und Denkmäler, Kunstschätze und Naturschönheiten sind ihm nicht, was sie gewöhnlichen Reisebeschreibern zu sein pflegen, Hauptsache, sondern nur Decorationen für die Bühne, auf die er seine Italiener und Italienerinnen hinstellt. Seine römische Novelle giebt ein vortreffliches Bild des römischen Charakters. Die Prinzessin Montefiore und ihr Sohn Giulio repräsentiren das alte gesunkene Italien; Annunziata und Gaëtano das junge, der Zukunft harrende, und Cecco und Marietta das Volk. Manche Stellen, wie z. B. die Conversation der Damen über den heiligen Vater, ein Salon der Prinzessin, enthalten Züge der feinsten Komik. Auch die närrische Sympathie des Lords Stouthead für den Esel, ist komisch und bezeichnend, wie auch die ganze Erscheinung dieses Engländers ein Typus seiner Italien bereisenden Landsleute ist, wenn auch von dem Verfasser durch eine französische Brille angesehen und gezeichnet. Der Franzose Ville-Rosny ist mit vieler Einsicht, leichtsinnig und ritterlich zugleich, dargestellt.

Die florentinische Novelle ist wahrscheinlich sein Meisterstück. Sie ist durch und durch florentinisch: blühend, voll Sonnenschein und italienischer Leidenschaftlichkeit. Der Verfasser bekundet eine seltene Kenntniß des Frauenherzens: man merkt, daß er von einer geistreichen und edlen Mutter erzogen wurde.

In der Heimath bewegt er sich begreiflicherweise eben so gewandt wie der Fisch in seinem eigenen Elemente. Während seiner Krankheit pflegte ihn die Mutter durch die Erzählung kleiner romantischer aber wahrer Begebenheiten die Zeit zu vertreiben, an denen ihr alter heimathlicher Strand so reich ist. Unter diesen Geschichten befand sich eine, welche wegen ihrer ernsten, ergreifenden Wahrheit einen tiefen Eindruck auf den jungen Mann gemacht hatte. Wenige Wochen vor seinem Tode wünschte er diesen flüchtigen Bildern Leben zu geben.

Er rief sie ins Gedächtniß zurück, schmückte sie mit seinen Phantasien und begann darauf seiner Mutter die Geschichte von den schwarzen Hühnern zu dictiren; und er dictirte mit solcher Hast, daß die Mutter, so gewohnt die Feder zu führen, doch kaum die halben Worte auf's Papier zu bringen vermochte. Aber er war noch nicht weit gekommen, als er in seiner Arbeit unterbrochen wurde — wir wissen durch wen. Erst vor Kurzem hat Frau Carlén die von ihrem Sohne begonnene und hier eingetragene Erzählung vollendet, welche ich aber noch nicht gelesen habe.

Die Ursache, weshalb die Arbeiten des jungen Flygare erst jetzt, nach acht Jahren, herausgegeben werden, ist die Unruhe, die tiefe Schwermuth, welche die arme Mutter jedesmal ergriff, wenn sie die hinterlassenen Papiere des theuren Sohnes durchzusehen und zu ordnen begann. Seinen Erinnerungen an das Ausland, welche nach seiner Absicht in größerer Scala und unter dem Titel: „In der Fremde ist gut sein." — erscheinen sollten, schließen sich hier die heimathlichen Bilder an, welche schon früher in diesem und jenem Weihnachtskalender erschienen sind.

Auch von diesen merkwürdigen Skizzen ließe sich noch Manches sagen, da sie nicht allein von seiner scharfen Beobachtung, sondern auch von dem kindlichen und sittlichen Geiste zeugen, der sein ganzes Wesen beseelte. Wir wollen unsere Leser und Leserinnen aber nicht länger mit der Beurtheilung des Verfassers hinhalten, sondern sie vielmehr bitten, selbst das liebe Erbtheil zu empfangen und zu prüfen, welches er seinen Freunden und dem ganzen schwedischen Volke hinterlassen hat.

Stockholm, im November 1860.

J. A. Kjellman-Göranson.

In der Fremde.

I.

Von Stockholm nach Paris.

Den 25. September 1851 verließ der Gauthiod, mit einer zahlreichen Menge Kalmar-, Ystad- und Lübeckfahrer, die Schiffsbrücke. Das Gepäck wurde in den unteren Raum hinunter gewunden, Nachtsäcke und Hutfutterale drängten sich in den Salons und auf dem Halbdeck, darauf wartend: in die angewiesenen Plätze eingestaut zu werden.

Es war ein schöner, sonniger Tag; Mittags 12 Uhr. Der gewaltige Gauthiod schnitt in majestätischen Bogenlinien seinen Weg durch die blinkenden Wogen. Ihm folgte der kleine, schlanke Aegir, dessen scharfer Steven unverwandt auf das Hinterschiff des Gauthiod gerichtet war, von wo der Präsident Westerstrand sich durch Mienen und Gesten mit seinen Ordensbrüdern unterhielt. Die fröhlichen Ritter der glorreichen Verbindung: Par-Brikol begleiteten nämlich ihren Chef eine Strecke Weges. Er reiste nach Paris, und sie wollten die Trennungsstunde so weit wie möglich hinausschieben.

Wir anderen Schweden am Bord des Gauthiod, sowohl Brikolisten wie Nicht-Brikolisten, folgten der lebhaften Scene am Bord der Dampfschaluppe mit gespannten Blicken: die muntere Schaar drängte sich dort um die mächtige Bowle, Gesang wechselte ab mit Instrumentalmusik, lautes Hurrahrufen mit

schmetternden Fanfaren. Bald war der Aegir, der seine ganze Kraft aufzubieten schien, uns ganz nahe; die Räder plätscherten wie verzweifelt und wie ein Pfeil schoß er dicht an dem überlegenen, aufgeschossenen Kameraden vorüber; bald schien er alle Kräfte erschöpft zu haben und blieb ermattet hinter uns zurück. Gesang und Musik wurden schwächer, der Wind führte nur einzelne, verklingende Töne von dem Aegir herüber und schon fürchteten wir unseren phantastischen Begleiter zu verlieren; da hörte man plötzlich ein schallendes Hurrah, die Trompeten schmetterten lauter denn zuvor und wiederum war der scharfe Steven nur um einige Ellen von uns entfernt.

Endlich schien der Aegir in allem Ernste erschöpft; schon war er mit uns die Festung Warholm passirt. Die Lieder wurden ernster, die Musik etwas wehmüthiger; die munteren Fanfaren verwandelten sich in langgezogene, hinsterbende Accorde: die Scheidestunde war gekommen! Der strahlende Großmeister des Par-Brikol streckte die Arme aus, als wollte er die gesammten Brüder an's Herz drücken. Hip — hurrah! — Hip, hip — hurrah, hurrah — Hip, hip, hip — hurrah, hurrah, hurrah — — Aegir fiel ab, Gauthiod eilte mit voller Maschine vorwärts, und in wenigen Minuten waren wir allein.

Nachdem der Aegir uns verlassen hatte, traten auch unsere Gedanken an Stockholm und an Alles, was wir daselbst zurückgelassen hatten, bei Keinem in den Hintergrund; nun erst fühlten wir uns vom Lande losgerissen, und es war Zeit, an die Reise und das Ziel derselben zu denken. Man begann die Reisegesellschaft näher in's Auge zu fassen und Bekanntschaften anzuknüpfen. Auf dem Verdeck bildeten sich verschiedene Gruppen; Bücher und Reisekarten wurden hervorgezogen und Capitän und Steuermann mit unaufhörlichen Fragen nach den Namen der umliegenden Oertlichkeiten gequält. Keine Insel war so klein, keine Landkirche so entfernt, kein Haus so versteckt zwischen den Bäumen am Strande, daß nicht die Baumgruppen auf dieser

Insel, die Thurmspitze der Kirche und das rothe Ziegeldach des Hauses die Neugier irgend eines weiblichen Passagieres geweckt hätte. Diese und jene notirten die Namen bedächtig in ihrem Reisejournal; aber die Meisten begnügten sich mit einem: „Ah, so!“ oder: „Das ist ein hübscher Name“, oder: „Ei, daß man das von hier sehen kann“, oder: „Da wohnt ja Herr A. —“ oder auch mit einer anderen derartigen Bemerkung, worauf Insel, Kirche und Haus sammt Namen, Bewohner und Lage der Vergessenheit anheim fielen.

Ich habe von jeher die Dampfschiffscapitäne beklagt und sie auch häufig selbst über die zahllosen Fragen nach Dingen klagen hören, die für die Fragenden und Gefragten von gleich geringem Interesse sind. So hörte ich einstmals von einem Capitän auf einem Canalfahrzeuge erzählen, daß er, von den Fragen einer alten aufdringlichen Dame bis auf's Aeußerste gequält, auf den Einfall gerathen sei, den fraglichen Ortschaften neue Namen anzudichten, um nicht immer dieselben zu wiederholen. Er fand eine Art von Trost in diesen erfundenen Namen, die er so wunderlich und vielsylbig schuf, daß die alte Dame endlich Unrath merkte und ihn in Ruhe ließ. Ich erklärte jedoch feierlich, daß ich nicht die geringste Ursache zu der Vermuthung habe, daß Capitän Nylén sich derartige Scherze erlaubte. Er entzog sich außerdem der Versuchung, indem er sich auf der Brücke zwischen den Räderhäusern hielt, von wo aus er seine Befehle an die Besatzung und an den Mann am Steuer ertheilte.

Auf jenem Platze war er allen lästigen Fragen unzugänglich und schien sein Hauptquartier daselbst zu behaupten, bis wir in die offene See hinauskamen.

Als das Schiff aber bei Kalmar anlegte, konnte er sich nicht länger retten. Ein Jeder wollte von seinen Lippen hören, wie lange man daselbst verweilen würde; Keiner begnügte sich mit der Auskunft eines Anderen, ja nicht einmal mit der Antwort des Capitäns, wenn sie nicht direct an ihn selbst gerichtet

war. Am Bord seines Fahrzeuges ist der Befehlshaber ein Gott, wenigstens ein Prophet; man drängt und stößt sich, man ist unhöflich, um ein Wort von ihm zu erlangen. Dies Wort hat ein Gewicht, eine Zuverlässigkeit, welche die einer jeden anderen Autorität übertrifft. Ich bin überzeugt, daß der mehr Eroberungen macht als ein Gardelieutenant, mehr vertrauliche Mittheilungen entgegennimmt, als ein Arzt, und in seinem Reiche beliebter ist, als irgend welcher Monarch.

Zwischen Kalmar und Ystad offne See; Nebel, Kühle, Wind, kahler Mittagstisch, bleiche Gesichter, unsichere Promenade auf dem Halbdeck, Klagen, Seufzer von allen Seiten — Seekrankheit, Unbehagen und Unlust.

Sicherlich riefen die Zehntausend des Xenophon beim Anblicke des Meeres ihr „Thalatta" nicht mit größerem Enthusiasmus, als die alten Herren, sich von den Bänken, auf denen sie, einer leblosen Masse gleich, gelegen hatten, emporreckend ihr: „Ah, Ystad!" beim Anblicke dieser Stadt hervordonnerten. Bald darauf krochen aus allen Winkeln bleiche Gestalten hervor mit einem Hoffnungschimmer in den matten Augen. Die Thüren der Cajüten öffneten sich und die Damen wurden sichtbar in einer Toilette, die viel übler zugerichtet war, als wenn sie nach einem unsinnig munteren Landballe auf dem Fußboden der Ruhe gepflogen hätten.

Da ich noch einen zweiten Tag gleich dem ersten zu verleben fürchtete, ging ich an's Land um mir etwas Lectüre zu verschaffen, und fand auch wirklich einen Buchladen. Nach den ausgelegten literarischen Erzeugnissen zu urtheilen, muß aber der Geschmack der Ystädter eigenthümlicher Natur sein. Weihnachtskalender der besten Jahrgänge, und in reicher Auswahl, bildeten den Kern dieses wohlassortirten Lagers; ferner Koch-, Traum-, Häkel- und Schulbücher; und eine Menge Broschüren, wie z. B.: „Keine Zahnschmerzen mehr!", „Keine Cholera mehr!", „Keine Kopfschmerzen mehr!" „Kein Podagra mehr!" u. s. w.

Auch von der „Bibliothek für Herren" waren einige Bände vorhanden. Dennoch mochte eben hierin ein Beweis für den gediegenen Geschmack der Ystädter liegen, welche alle guten Bücher gekauft und die schlechten zurückgelassen haben konnten.

Schon war ich im Begriff mit leeren Händen fortzugehen, als ich den ersten Band von Oerstedt's „Geist in der Natur" entdeckte. Er lag bestäubt und versteckt in einem Winkel, der zweite Band fehlte, und der Buchhändler sah mir mit halb mitleidigem, halb satyrischem Lächeln nach, als ich mit dem erstandenen Schatze davonging.

Mit Ausnahme des Posthauses, welches in der That ein recht stattliches Gebäude ist, besteht Ystad aus kleinen baufälligen Häusern, die über den unvorsichtigen Fremdling, welcher sich in die engen, krummen Gassen hineinwagt, zusammen zu stürzen drohen. Dies hindert jedoch nicht, daß Ystad verhältnißmäßig zu den volkreichsten Städten im Lande gehört, und wie ein Reisegefährte versicherte, mehrere Millionaire und „Kerle von mehren Hunderttausenden" unter ihren respectablen Einwohnern zählt.

Dem möge sein wie ihm wolle, so bewirkte Ystad doch, daß ich den vaterländischen Boden weniger ungern verließ, und als der Gauthiod darauf am folgenden Tage bei Travemünde anlegte, war ich keineswegs unempfänglich für die bescheidenen Reize dieses kleinen Ortes, des ersten, den ich auf fremder Erde betrat.

Travemünde sieht aus, als wäre es aus einer Schachtel mit Nürnberger Spielsachen hervorgegangen, die durch den Stab eines mächtigen Zauberers in allen Dimensionen entfaltet sind, aber dabei den ursprünglichen Character behalten haben.

Parallel mit dem Hafen und in Entfernung einiger Klafter zieht sich eine ziemlich lange, bunte Reihe kleiner ein- und zweistöckiger hölzerner Häuser hin, welche bald weiß, bald blau, grün, roth oder grau angestrichen und in Folge der vielen und

großen Fenster fast durchsichtig sind; mit platten Dächern versehen und mit flatternden, farbigen Vorhängen und prächtigen blühenden Topfgewächsen vor den Fenstern. Draußen vor diesen kühlen luftigen Pavillons sitzen die Familien im Schutze der Veranda oder der dicht belaubten Linde, ruhig auf das Gewühl am Dampfboote hinabschauend und ungenirt den Thee oder die Limonade schlürfend, während die Näharbeit oder das Zeitungsblatt auf dem Tische ruht. Vor einem Hause bemerkte ich einen Herrn, der einigen jungen Damen vorlas; vor einem anderen saß ein alter Herr mit silberner Brille und bunter Rauchmütze, der mit Briefschreiben beschäftigt schien und, dann und wann aufhörend, die eben geschriebene Periode mit halblauter Stimme durchlas. Unter jeder Veranda, vor jedem Hause irgend eine häusliche Scene, den Blicken der Vorübergehenden unbefangen preisgegeben.

Eine Diligence führte mich in wenig Stunden nach Lübeck. Die alte Hansestadt war ebenso düster wie Travemünde freundlich, und es wäre Niemanden eingefallen, die alten dunkeln, spitzgiebeligen Häuser mit Nürnberger-Spielsachen zu vergleichen: Alles trägt den Stempel des ehemaligen strengen, pünktlichen Krämergeistes; hinter jeder bestäubten Fensterscheibe vermuthet man ein grüngemaltes Pult mit riesigem Dintenfaß, Linealen und Gänsefedern. Die Vorübergehenden waren gewiß ohne Ausnahme solide Kaufleute, geschäftige Probenreisende oder ernste Comptoiristen; denn der Lübecker Comptoirist ist keineswegs wie der Stockholmer ein Löwe, und nur für Maskeraden und für den Besuch der umliegenden Belustigungsorte geschaffen.

Von Lübeck nach Hamburg beförderte mich ein alter Fuhrmann, ein Original, von dem ich in Herr Tjäder's Tabaksladen unzählige Abbildungen auf den porzellanenen Pfeifenköpfen gesehen hatte. Besagter Fuhrmann erzählte mir in seinem schwer verständlichen Plattdeutsch, wie erbärmlich schlecht die Landstraße

noch vor einigen Jahren gewesen sei, welch' wunderbare Verbesserungen sie seitdem erfahren habe, wie schön und herrlich es in Hamburg sei und wie nothwendig, jede halbe Stunde einzukehren, um ein Butterbrod mit Rauchfleisch oder Käse zu verzehren und ein Glas des sauersten Weines, den Deutschland aufzuweisen hat. Als Ursache für dies wiederholte Anhalten bei allen Krügen und Kneipen, gab er an, daß er als Einwohner Hamburgs, wegen der bestehenden hohen Accise auf Lebensmittel, genöthigt sei, seinen Hunger soviel als möglich außerhalb der Stadt zu befriedigen. Erst mit einbrechender Abenddämmerung vertraute er mir an, daß er die Stadt nicht mehr vor Thorschluß zu erreichen glaubte, und wir deshalb genöthigt sein würden, die Nacht außerhalb des Thores zuzubringen.

Glücklicherweise entging ich diesem harten Schicksale. Wir trafen zu rechter Zeit ein, und nachdem ich erklärt hatte, daß ich weder Käse noch Schinken mit mir führe, wurde ich ohne Visitation durchgelassen.

Hamburg ist eine prächtige Stadt, das heißt in allem, was das materielle Wohlleben betrifft. Man wohnt bequem und geräumig, ißt vortrefflich und zu jeder beliebigen Zeit. Die Schneider liefern gute Arbeit um geringes Geld. Die Kellerwirthe bieten frischen Hummer und frische Austern zum Frühstück, Porter aus Bachlay's*) Fabrik, ungetauften Portwein und Madeira, Champagner, den die Wittwe Cliquot nicht verleugnen würde, kurz „Delicatessen" aller Art. Zahllose Bierkeller, von denen etliche Raum für über hundert Personen haben, zahllose öffentliche Vergnügungsorte für Concerte, Tanz, Promenaden — „bei Kerzenlicht und Lampenschein", und dunkle Lauben zu traulicher Unterhaltung. In den Cigarrenläden kauft man „ächte Havannahs"; blühende Vierländerinnen in

*) Barkley. (Verbesserung des Uebersetzers).

ihrem bizarren Nationalcostüm bieten duftige Blumensträuße und saftige Früchte aus; bequeme Miethwagen stehen um einen geringen Preis zu eines Jeden Disposition; und zieht man eine Bootfahrt auf dem Alsterbassin vor, so liegt auch dieser kein Hinderniß im Wege. Sucht man aber geistige Erquickung, da tritt ganz das Entgegengesetzte ein. — —

Eines Abends besuchte ich das Theater. Die Vorstellung begann mit ein paar langweiligen, gemachten deutschen Lustspielen oder Possen. Sie bestätigten vollkommen, was ich früher einmal über den deutschen Scherz gelesen oder gehört hatte, nämlich, daß man ihn gerade so taxirt wie ein Violinconcert auf einer Saite, wie die Künste gewisser Equilibristen, wie die mittelst eines verrosteten Nagels abgefeilten Ketten eines Gefangenen — kurz, nicht wegen Schönheit und Verdienst des Productes, sondern wegen der Schwierigkeit im Produciren. Darauf gab man ein Ballet von einer Frau ....*) — ihren Namen habe ich vergessen. Sie führte ein Corps von etwa vierzig Kindern an; Knaben und Mädchen, von denen wenige über acht Jahre zählen mochten. Die armen Kleinen kamen herein getanzt, alle in gleichem Costüm, prächtig ausstaffirt, aber mager und bleich und mit Gesichtern, in denen man den Schmerz über schon erlittene und die Furcht vor neuen Mißhandlungen las. Nachdem sie sich in langen Reihen aufgestellt hatten, begannen sie ihre künstlichen Evolutionen; bewegten die Arme und Beine, wiegten sich auf den Hüften, drehten den Kopf und sahen dabei so ängstlich aus, daß man nicht wußte, ob man lachen oder weinen sollte. Die Hamburger applaudirten, stampften, schrieen und jubelten vor Entzücken, das Orchester lärmte mit Trommeln, Becken, Triangeln und anderen

---

*) Madame Weiß; jetzt verstorben, doch spuken ihre Eleven noch alljährlich in der Domzeit auf den Kindertheatern umher.
D. Uebers.

betäubenden Instrumenten, zwischen denen die Geigen und Blechinstrumente sich nur selten Gehör verschaffen konnten. Es war ein Höllenlärm, den ich keine halbe Stunde auszuhalten vermochte.

Um so herrlicher war es, bei der Rückkehr aus dem Theater um das Alsterbassin zu wandeln, in dessen klarer ruhigen Oberfläche sich die umliegenden prachtvollen Hôtels, von unzähligen Gasflammen erleuchtet, wiederspiegeln. Hier liegt auch der bekannte Jungfernstieg, der mit Recht Anspruch darauf macht, zu den schönsten Promenaden Europa's gerechnet zu werden. Und hier liegen alle jene Hôtels, die ebenso vielen Schlössern gleich von ausgezeichneten modernen Architecten und in gutem Style erbaut sind. Sie wurden fast gleichzeitig aufgeführt und so schnell, daß der eine Baumeister nicht Muße hatte, das Werk des anderen zu betrachten, weshalb auch große Verschiedenheit und Abwechslung in den reichen Ornamenten herrscht.

Es wurde mir in Hamburg fast schwerer, einen Bücherladen aufzufinden, als in Ystad. Dem Inhalte nach hatten sie viel Aehnliches von einander. Ich fragte nach einigen neueren deutschen Werken über Staatswissenschaft und Nationalökonomie, welche jedoch nicht vorhanden waren; statt dessen hatte man Ueberfluß an Weihnachtskalendern und Anthologien in sehr schönen Einbänden. Feine Stahlstiche und hübsche Stücke in Farbendruck prangten überall, doch stellten sie meistens badende Schönheiten, Trinkgelage, „Regenwetter" und dergleichen Gegenstände dar*). Ich sah keinen einzigen Stich von einem classischen Gemälde, nicht eine jener Madonnen und heiligen Familien, an denen mein Auge sich später in Rom, so oft erfreute.

Die Hamburger sind prächtige Leute, gewandte, erfahrene

*) Hier findet sich d. Uebers. im Interesse der Stadt Hamburg zu einem ? veranlaßt.

Geschäftsmänner, welche es jedoch nicht verachten, sich bei einer wohl besetzten Tafel zu zerstreuen, beim Bierseidel am Spieltische oder bei Peter Ahrens, wo sie einer leichtfüßigen Schönheit mit den Blicken folgen. Wenn man bedenkt, wie schwer es unserer Tivoli-Gesellschaft in Stockholm wird, fortzubestehen, so kann man sich nicht genug über die Menge derartiger Locale in Hamburg wundern, und über die große Rolle, welche sie in der Welt der Vergnügungen spielen. Aber die Wirthe dieser Etablissements verstehen es auch, ihre Festlichkeiten anzupreisen und herauszustreichen — und zwar durch Dinge, die bei uns noch nie auf dem Programme genannt worden sind. In alle größeren Hôtels werden elegante Zettel geschickt. Auch mir ward ein solcher eingehändigt, auf feinem Velinpapier mit goldenen Lettern und zierlichen Randzeichnungen, in welchen leicht gekleidete Nymphen mit Champagnergläsern, Guitarre und Blumen in den Händen, die Hauptrolle spielten.

Ich gebe hier die Abschrift eines solchen Programmes, das ich aber mit dem nöthigen Commentar zu versehen, mir nicht versagen kann.

National-Hôtel.

Motto:
Frisch, frei und fröhlich.

Heute
Dienstag
Festino Siciliano.

Introduction: Ballmusik [1]). Gesellschaftscirkel [2]). Gesangs-Conservatoire [3]). Tabaks-Collegium [4]). Pfeifen-Polonaise [5]). Dolce farniente [6]). Ed altri divvertimenti [7]).
Der Salon in einen italienischen Garten umgewandelt, ist mit entsprechender Eleganz decorirt [8]).

à 1 Mark. **Plath** jr.

1) Die Introduction (Tanzmusik) dauerte den ganzen Abend. Der Tanz bestand darin, daß eine Anzahl junger

Weiber mit allerlei Flitterstaat behangen, mit immer lächelndem Munde im Saale auf und ab gingen, wobei sie ihre Gestalt auf's Vortheilhafteste zu präsentiren suchten. Der Musik schenkte man so viel ich bemerken konnte, keine besondere Aufmerksamkeit.

2) Für geschlossene Gesellschaften waren einzelne Zimmer zu haben.

3) Wer Lust hatte zu singen, brauchte sich nicht zu geniren.

4) Die Herren liegen auf dem Sopha, Cigarren oder Pfeife rauchend und die Damen betrachtend, wie der Türke seinen Harem.

5) Wenn einer der Herren Lust hat zu tanzen, so thut er dies mit der Pfeife im Munde, um dadurch seine Verachtung für die Tänzerin darzuthun.

6) Wer die Gesellschaft zu langweilig findet, legt sich hin, um zu schlafen.

7) Oder sucht sich zu amüsiren, so gut er es vermag.

8) Es ist wahr. Luxus und Eleganz herrschen in diesen Localen, aber der Ton ist roh und widerwärtig. Das Auge wird geblendet, aber das Schönheitsgefühl verletzt.

Während ich pr. Dampfboot von Hamburg nach Harburg ging, woselbst die Eisenbahn mündet, saß ich, in das graugelbe Elbwasser starrend, auf dem Verdeck und wünschte mir den Geist eines Religionsschwärmers, um ein treffendes, eindringliches Klage- und Verdammungslied über Hamburg, dies moderne Babylon, anstimmen zu können. Da mir aber kein solcher Geist zu Gebote stand, wurde auch dies Klagelied zu Wasser und ich begnügte mich damit, auszusprechen, daß Hamburg eine sehr materielle Stadt sei.

Nachdem ich diesem Babylon den Rücken gewandt hatte, dachte ich an nichts weiter, als das erste Ziel meiner Reise: Paris so schnell, wie möglich zu erreichen. Hannover, Cöln, Aachen und Brüssel durcheilte ich, ohne etwas von ihnen

gesehen zu haben, und wenn ich von Cöln eine deutlichere Erinnerung bewahrt habe, so ist es nur wegen der vielen Verdrießlichkeiten, die mir daselbst entgegentraten. Ich will nicht erwähnen, wie oft ich von Deutz nach Cöln geneckt wurde, ehe ich erfuhr, von wo der Bahnzug nach Brüssel abgehe; nicht, daß ich an einem Nachmittage in drei verschiedene Hôtels einkehrte, das erste in Deutz, welches ich, als zu weit vom Bahnhofe entlegen, verlassen mußte; das zweite in Cöln, welches ich verließ, in der Absicht, meine Reise fortzusetzen und das dritte in der Nähe des Bahnhofes, welches ich aufsuchen mußte, nachdem ich erfahren hatte, daß die Züge verändert, und der letzte Zug bereits vor einer halben Stunde abgegangen sei. Ich will mich ferner nicht darüber beklagen, daß mehrere Droschkenkutscher mich doppelte Taxe bezahlen ließen, noch daß die drei Hôtelrechnungen sich so hoch, wie sechs andere beliefen. Auch von meinem Spaziergange längs des Rheinufers könnte ich schweigen, wo ich wiederholt auf geschlossene Stadtthore stieß und nicht eher Einlaß fand, als nachdem ich eine halbe Stunde lang in dem tiefsten Schmutze gewatet war, mit dem meine Stiefel jemals Bekanntschaft gemacht hatten. Was ich aber unmöglich mit Stillschweigen übergehen kann, ist die grobe Enttäuschung, der enorme Betrug, dem ich hinsichtlich des berühmten Cölner Domes zum Opfer fiel. Wie oft hatte ich in architectonischen Kupfersammlungen und Bildergallerien, ja selbst auf Eau de Cologne-Flaschen dies Meisterwerk mittelalterlicher Baukunst bewundert! Ich hatte freilich gehört, daß diese Kirche, wie manche andere der gothischen Bauart, unvollendet geblieben sei und auch schwerlich jemals vollendet werden würde; doch hatte ich immer geglaubt, daß nur eine unbedeutende Kleinigkeit daran fehle, indem ich in den Kupfern nichts Unvollkommenes hatte entdecken können. Voller Sehnsucht das Wunderwerk endlich in der Wirklichkeit zu schauen, ließ ich mich dahin führen, obgleich ich sehr ermüdet war und

der Abend bereits in Nacht überzugehen begann. Anfangs wurde es mir schwer die Kirche zu entdecken, da sie von einer Menge anderer Gebäude eingeschlossen und verdeckt war. Endlich fand ich einen offenen Platz, von wo aus ich sie betrachten konnte. Bestürzt und regungslos stand ich eine Weile da. Wohl sah ich das Schiff der Kirche, aber undeutlich, indem es durch aufgezimmerte Maurergerüste verdeckt war. Aber die Thürme! Verschwanden sie in den Wolken? Wohl möglich, denn sie schienen sehr hoch im Bilde. Aber den unteren Theil derselben mußte ich doch sehen können! Vergeblich strengte ich meine Augen an: von Thürmen keine Spur — sie existirten nur auf dem Papier, nur als Project dessen, was einst in Zukunft gebaut werden könne, das heißt, wenn man sich über die Zeichnung einigen und Mittel zur Ausführung derselben herbeischaffen konnte! Und ich hatte mich so sehr auf diese Thürme gefreut! Ich hatte erwartet in ihnen würdige Repräsentanten der eigenthümlichen Tendenz christlicher Baukunst zu sehen, des sublimen Strebens nach oben, welches das Unendliche zu erreichen und sich von dem Staube hienieden empor zu heben sucht.

Welch eine bittere Täuschung!

Selbst in Brüssel konnte ich mich noch nicht darüber trösten, als mir in dem „Hôtel de Cologne" eine französische Speisekarte überreicht wurde, auf welcher der Cölner Dom wiederum mit seinen himmelhohen Thürmen prangte, denen nichts anderes fehlte, als die entsprechende Wirklichkeit. Einen geringen Ersatz fand ich in der prachtvollen St. Gudula, dieser Notre-Dame der Stadt Brüssel. Aber weder sie noch das Rathhaus, noch das königliche Schloß oder die übrigen Sehenswürdigkeiten, der heiteren lebhaften Stadt vermochten mich zu fesseln. Ich verschaffte mir ein Eisenbahnbillet und setzte meine Reise durch fruchtbare, obschon coupirte Gegenden fort, wo reiche Kornäcker mit weitgestreckten Flachsfeldern abwechselten

und so unzählige riesengroße, dampfende Schornsteine aufstiegen, daß ich auf die Vermuthung kam, das ganze Belgien sei nur mit Fabriken bebaut. Es war schon ziemlich spät am Nachmittage, als der Zug von Brüssel abfuhr; am folgenden Morgen um fünf Uhr erreichten wir Paris, und ich war in so tiefen Schlaf gesunken, daß der erste Eindruck, den ich bei meiner Ankunft in dieser Weltstadt empfing, der eines plötzlichen Erwachens war.

II.

Die ersten Stunden in Paris.

So früh am Morgen wollte ich die schwedische Familie, bei welcher ich während meines Aufenthaltes in Paris wohnen sollte, nicht stören. Ich ließ deshalb mein Gepäck auf dem Zollbureau stehen und entschloß mich bis acht Uhr spazieren zu gehen. Ich begann damit die lange Rue du Faubourg St. Denis hinab zu wandeln, an welcher der Bahnhof gelegen ist. Ich hätte keinen besseren Weg einschlagen können, denn nach wenigen Augenblicken befand ich mich auf den Boulevards. Ich traute kaum meinen Augen, obschon ich diese ungeheure, weitgedehnte Straße nach erhaltener Beschreibung gleich erkannte. Breit wie ein Marktplatz sind die zu beiden Seiten hin laufenden Trottoirs durch mehrfach doppelte Alleen dicht belaubter Bäume von dem Fahrwege getrennt. Aber wo waren die prächtigen Kaufläden und der wogende Strom eleganter Spaziergänger? Hier sah es aus, als ob der Hötorg, Kornhamn, Gröna-Gäng und Röda-Bodarna*) der ganzen Welt auf diese Asphalt-Trottoirs und Chaussées alle ihre Vorräthe an Gemüse, Fisch, Obst, Federvieh, Blumen, Fleisch, Eierkörben und

*) Alles Marktplätze in Stockholm. D. Uebers.

Kartoffeltonnen ausgegossen hätten, und mit ihnen die lärmende Menge der Verkäufer und der kaufenden Mädchen, der Schlächter- und Gärtnerburschen, Landleute, Gamins und Fischweiber. Die Kaufläden waren geschlossen; bis zum sechsten und siebenten Stockwerk hinauf die Jalousien und Rouleaux herabgelassen, als ob die Stadt im tiefsten Schlafe läge. Und dessenungeachtet herrschte ein so geräuschvolles Leben auf den Straßen, daß es die Todten hätte erwecken können, ein Schreien, Lärmen und Zanken; dazu das Geschnatter der Gänse, die ihre langen Hälse aus den Käfigen herausstreckten, das Wiehern der Pferde, das Schreien der Esel und endlich das Gerassel der Frachtwagen, welche Bahn zu machen suchten durch dies bunte Gewoge.

Ich hatte das elegante glänzende Paris in seiner ersten Morgentoilette überrascht, noch ein wenig schlaftrunken und ganz von Haushaltungsangelegenheiten und den Einkäufen für den Tag in Anspruch genommen. Ich bat die gefeierte Schönheit im Stillen um Verzeihung für meine unzarte Dreistigkeit, die mir leicht ihre Ungnade hätte zuziehen können. Nachdem ich mir nicht ohne Mühe einen Weg quer über die Boulevards gebahnt hatte und mehrmals in Gefahr gewesen war, auf dem schlüpfrigen Pflaster auszugleiten, setzte ich meinen Weg in derselben Richtung mit der Rue St.-Denis fort, welcher direct zu den Quais hinab führt. Die Uhr war jetzt um eine Stunde vorgeschritten und ein ganz anderes Leben herrschte in den Straßen: von den großen Schaufenstern wurden die Läden abgeschroben, hie und da in dem zweiten und dritten Stockwerk ein Fenster geöffnet, und oben im Dachstübchen hängte die Grisette ihre eben gewaschenen weißen Strümpfe und die Tüllmütze zum Trocknen in die klare Morgensonne hinaus. Mächtige Omnibusse führten die Leute in die Stadt, welche daselbst ihr Tagewerk haben, aber wegen minder hoher Preise außerhalb der Barrieren wohnen. Der Ausrufer beginnt seine Runde

und blickt dann und wann nach den Fenstern hinauf, um zu erfahren, ob seine Stimme dort oben vernommen sei. Blousenmänner und junge Leute mit Papierrollen unter dem Arme machen die Mehrzahl der Vorübereilenden aus. Die Supernumerarien in Paris sind früher draußen, als die Extraordinarien in Stockholm. Vor den Thüren der Kaffeehäuser zeigten sich die Garçons mit der weißen Schürze, den Wanderer zum Morgenkaffee einladend.

Da ich Zeit genug und auch ziemlichen Hunger hatte, so trat ich ein und verlangte möglichst unbefangen einen café au lait. Ein „Garçon", der die fünfzig hinter sich hatte, servirte mir eine riesige Tasse mit einem Drittel Kaffee, kohlschwarz und stark wie Lauge, und mit zwei Drittel siedender Milch. Geröstetes Brod, Butter und Radieschen vervollständigten diesen gewöhnlichen Morgenimbiß der Pariser. Ich las während der Zeit das Morgenblatt, welches mich in die Meinung des Tages über die Revisionsfrage einweihte und durchflog oberflächlich die kleinen Blätter wie z. B. Charivari, Tintamarre, Corsaire rc. ein ganzes Labyrinth. Und ein Labyrinth mußte der wechselvolle piquante und satyrische Inhalt derselben für den Uneingeweihten bleiben. Alles, was ich so am ersten, wie am letzten Tage davon zu verstehen glaubte, war, daß in ihrem Scherze Vernunft liegt, und daß ihr Witz anmuthig und natürlich ist.

Nachdem ich nun die Bedürfnisse des Körpers und des Geistes gewissermaßen befriedigt hatte, setzte ich meine Wanderung fort und stand nach einigen Augenblicken auf dem Quai de la Mégisserie.

Der Augenblick, wo ich zum erstenmal an den Quai hinan trat, steht noch so klar vor mir, als wäre es gestern gewesen. Trotz der Pracht der Boulevards, trotz der vielfachen Zerstreuung in den Elysäischen Feldern und der schattigen Alleen in den Gärten des Luxembourg und der Tuilerien blieb dies immer mein liebster Spaziergang.

Die Sonne warf ihre glänzenden Strahlen auf die Seine, die majestätisch unter jenen vielen Brücken dahin floß, an die sich so zahlreiche Erinnerungen knüpfen. Der Fluß war längs einer ungeheuren Strecke von den massiven Quaderblöcken des Quais eingeschlossen. Gerade vor mir führte der Pont au Change, dessen Grundstein im vierzehnten Jahrhundert gelegt wurde, in den Kern von Paris: Ile de la Cité, über deren grauen, uralten Steinmassen das Palais de la Justice mit seinem spitzen Dache und dem unförmlichen conisch abgerundeten Thurme emporragt. Philipp August hatte ihn dereinst als Schutzwehr für den alten Königspalast erbaut.

Gleich links ist der Marché aux fleurs, voll Blumen und Früchten, deren Schönheit und Duft noch heute, wie schon vor Jahrhunderten, die Käufer herbeilockt. Auf jener Seite der Insel erheben sich die viereckigen, stumpf abgeschnittenen Thürme von Notre-Dame; selbst ein Meisterstück der gothischen Baukunst, und Gegenstand des größten Meisterwerkes der neuromantischen Literatur. Das Werk des Architecten und das des Dichters verschwimmen in mir zu einem einzigen Ganzen; beide gehören sie zu Frankreichs leuchtendsten Perlen.

Die Seine, welche sich in zwei mächtige Arme theilt, die weiter hinunter wieder zusammenfließen, umschließen außer der Ile de la cité auch noch die Insel St.-Louis. Beide sind sowohl unter einander, als mit den beiden Ufern der Seine durch zahlreiche Brücken verbunden.

Gedankenvoll wandelte ich am Ufer der Seine dahin, und hätte vielleicht ganz und gar vergessen, daß meine Reiseeffecten noch auf dem Zoll standen und daß ich selbst noch obdachlos war, wenn ich nicht durch folgende kleine Episode in die Wirklichkeit zurückgeführt worden wäre. Ein junger Blousenmann, dem Armand des Blanche nicht unähnlich, wenn auch weniger heroisch, trat mir in den Weg und fragte: ob ich von der neuen, berühmten Fleckseife kaufen wolle, die er in einem kleinen,

auf der Balustrade stehenden Kasten feil bot. Ich war unvorsichtig genug einen Augenblick stehen zu bleiben, um die Lobrede auf seine Waare anzuhören; ich bereute dies sofort; denn schon hatte er einen Flecken auf meinem Reiserock entdeckt, und ehe ich ihn daran hindern konnte, eine weißliche Substanz darüber gestrichen. So sehr mich dies verdroß, mußte ich doch so lange verweilen, bis er die Seife abtrocknete, wobei er Gelegenheit fand, dieselbe noch auf eine andere Stelle zu appliciren. Auf diese Weise neckte er mich drei bis vier Mal, wobei er gut zehn Minuten lang meinen Rock bürstete und rieb und, an mein Gerechtigkeitsgefühl appellirend, fragte, ob derselbe nicht, Dank seiner Fürsorge, ein viel frischeres Aussehen erhalten habe. Ich hatte keine Flecken vorher daran bemerkt und bot ihm einige Sous für seine Mühe. „Nein, mein Herr," rief er, „ich bin Kaufmann und lebe von dem Ertrag meiner Waaren — aber ich nehme kein Trinkgeld an." — Ich sah mich genöthigt, die Seife, welche er zum Theil an meinem Rocke verschwendet hatte, zu kaufen und wollte mich darauf entfernen.

„Aber mein Herr, Sie boten mir einige Sous." —

„Freilich, aber Sie wollten kein Trinkgeld annehmen."

„Damals nicht, mein Herr, das wäre eine Beleidigung gewesen; aber nachdem Sie mich als Kaufmann behandelt haben, brauche ich mich des kleinen Nebenverdienstes nicht zu schämen."

Ich ließ lächelnd die kleine Silbermünze in seine Hand gleiten und begehrte dafür den Weg nach der Rue croix des petits champs, Nr. 23 zu wissen. Derselbe war leicht gefunden und schon nach einer halben Stunde hatte ich Bekanntschaft mit einer liebenswürdigen schwedischen Familie gemacht und fand mich in einem traulichen Zimmer installirt, woselbst ich einen schwedischen Ofen, und die Wand mit einer Ansicht von Stockholm geschmückt fand.

III.

Paris am linken Ufer der Seine.

Die Seine theilt Paris in zwei ungleiche Hälften; von denen die am rechten Ufer gelegene, wenn nicht doppelt so groß, doch unendlich viel lebhafter und dichter bevölkert ist. Dieselbe ist in neun Arrondissements getheilt, während das linke Ufer deren nur drei zählt.

Diese drei Arrondissements, von dem Flusse und den südlichen Boulevards eingeschlossen, bilden eine Figur, die einer langgestreckten scharf gerundeten Ellipse gleicht. In dem westlichen dieser beiden schmal auslaufenden Enden liegen das Marsfeld, die Militairschule und das Invalidenhôtel; in dem östlich gelegenen der Jardin des Plantes, mit dem Hospital de la Salpétrière auf der einen und der Halle aux Vins auf der anderen Seite. Der mittlere, breitere Theil umschließt zwei durchaus verschiedene Bevölkerungen: die glänzende Aristokratie des Faubourg St.-Germain und die revolutionaire Jugend des Quartier-Latin.

Laßt uns mit der Ostseite beginnen! In der Spitze befindet sich ein halbkreisförmiger Platz, wo die Quais und die Boulevards zusammenstoßen. Nach beiden Seiten hin, eine hübsche, belebte Fernsicht. Dazwischen erhebt sich der Dom der Salpétrière über den enormen Häusermassen, welche zu

dem Hospitale gehören. Dasselbe wurde vor zwei Jahrhunderten gegründet und seitdem so sehr erweitert, daß es jetzt eine Fläche von einhundertundzehntausend Mètres einnimmt.

In geringer Entfernung von dem Hospitale, zwischen der Rue-Cuvier und der Rue-Buffon, liegt die Schöpfung dieser beiden Naturforscher: Der berühmte Jardin des Plantes. Der Haupteingang ist an der Seite der Quais. Zuvörderst tritt man in einen Park, welcher der ganzen Länge nach von drei prächtigen Alleen durchschnitten ist. Zwischen diesen befinden sich grüne Rasenplätze, welche in Einzäunungen für die verschiedenen Thierfamilien abgetheilt sind. Hier und dort ungeheuere Blumenbeete, über deren Reichthum man urtheilen kann, wenn man weiß, daß der Jardin des Plantes nicht weniger denn vierzehntausend verschiedene Arten lebender Gewächse enthält.

Zu beiden Seiten des Gartens liegen eine Menge Gebäude, welche theils zu Vorlesungen dienen, theils den mineralogischen, zoologischen und botanischen Sammlungen eingeräumt worden sind. Ich wünschte mir, nur ein klein wenig Naturforscher zu sein, um diese Herbarien mit fünfzigtausend verschiedenen Geschlechtern, die Stücke gediegenen Metalls, diese rothen Juwelen, schwarzen Meteorsteine, diese langen Reihen ausgestopfter Vögel und in Wachs nachgebildeter Früchte und Schwämme so recht genießen zu können. Aber das war mir mit dem besten Willen der Welt unmöglich: ich gab den lebenden Sammlungen unter freiem Himmel den Vorzüg.

Diese sind aber auch so sinnreich, mit so viel Geschmack und Abwechslung geordnet, daß man ohne Ermüdung stundenlang unter ihnen herumwandeln, betrachten, genießen und bewundern kann.

In bewnndernswerthen Crystallpalästen, zusammengehalten von leichten, eleganten Eisenrippen, blühen die üppigen Gewächse des Südens. Prachtvolle goldglänzende Blumenkelche

erheben sich auf schlanken, biegsamen Stengeln; ungeheure scharlachrothe Blumensterne glühen durch das saftige, dunkele Grün; stattliche Bäume strecken, schwankend unter goldenen Früchten, die Arme aus; weiche, schwellende, saftige Cactusarten kriechen in phantastischen, schlangenartigen Windungen über den Boden hin.

Die Menagerie für die wilden Thiere ist ein geräumiges Gebäude von einfacher, regelmäßiger Bauart. In einundzwanzig Bogen, an der Langseite, sind die furchterregenden Gefangenen verwahrt. Die schaulustige Menge drängt sich unaufhörlich, vor dem Gitter dieser Logen und betrachtet die unruhigen Gäste. Alle diese mächtigen Thiere, von denen ein einziges den ganzen neugierigen Haufen in die Flucht jagen würde, liegen gefesselt hinter den starken Gittern, und durch Hunger und Schläge zahm gemacht, ertragen sie den Hohn und die Scherze ihrer Herren. Dann und wann hört man ein dumpfes Brüllen unterdrückter Wuth oder einen wilden Angst- und Schmerzensschrei. Man bemitleidet und fürchtet diese wilden Kinder des Waldes, deren rohe Kraft ihre Unabhängigkeit nicht hat vertheidigen können. Langsam wandelt der Löwe in seinem Käfige einher; der gefleckte Panther setzt zu einem ungeheuren Sprunge an, fällt aber, eine halbe Elle davon, zurück; die schwarze Hyäne drückt die Nase an das Eisengitter und stärrt mit ihren glühenden Augen auf die fröhliche Kinderschaar draußen.

An einem anderen Orte werden die Schlangen verwahrt, von welcher der Jardin des Plantes sich in den letzten Jahren eine hübsche Sammlung, sowohl giftiger, als nicht giftiger Exemplare, zugelegt hat. Zwischen ersteren ist die Klapperschlange, zwischen letzteren, die Boa die angesehenste. Man hat mit rührender Gastfreundlichkeit für das Gedeihen und Wohlbefinden dieser geachteten Gäste gesorgt; und da die Meisten sehr die Wärme lieben, hat man ein sinnreiches System

von Erwärmungsapparaten erfunden, mittelst welcher die Luft in der Temperatur erhalten wird, welche die Fremdlinge in ihrer Heimath gewohnt waren.

Auf den Boden tiefer, mit Quadersteinen ausgelegter Gruben liegen die Bären in träger Unthätigkeit. In ihre prächtigen schwarzen oder weißen Pelze gehüllt, wälzen sie sich gemächlich auf dem Rücken und schauen mit ruhigen, ernsten Blicken zum Himmel empor, gleich den Astrologen aus den Sagen des Orients, die aus der Tiefe eines Brunnens den stillen Lauf der Sterne am Himmelsgewölbe verfolgten. Bisweilen gelingt es, sie durch ein Stück Obst oder andere, an eine lange Schnur gebundene Lockspeise, in ihrer beschaulichen Ruhe zu stören und sie zu einigen plumpen, unbeholfenen Sprüngen zu vermögen. Dies muß aber, weil es verboten ist, unbemerkt geschehen. Die Direction liebt es nicht, daß Petz sich seiner Würde entkleide, die seine Dummheit unter der Maske tiefsinniger Ruhe verbirgt.

So träge und unbeholfen die Bären sind, so leicht und zierlich sind die schmucken Gazellen, Antilopen, Hirsche und Rennthiere, welche anmuthig auf dem sammetweichen Rasen spielen. Jede Familie hat ihren Bezirk, durch leichtes, aber starkes Gitterwerk eingefriedigt. Im Hintergrunde dieser Verzäunungen liegen ihre Wohnungen, kleine nette Hütten im Schutze von Bäumen ihres Heimathlandes. Jedes dieser Gehege ist ein reizendes Idyll, mit seiner anmuthigen, friedlichen Natur, seinem innigen Familienleben. Aeltern an der Thür der Hütte weilend und Kinder vor ihnen auf dem Rasen spielend. Die Liebenswürdigkeit der Familienscene leidet keineswegs dadurch, daß ihre Mitglieder auf vier Beinen gehen und ein Geweih über der Stirn tragen. Die Beine sind so nett und flink, und das Geweih verzweigt sich zu dem stattlichsten Hauptschmuck.

Die Affen bewohnen einen luftigen Palast, bestehend aus

einer großen Rotunde mit Wänden von durchsichtigem Gitterwerk. Drinnen erheben sich hohe Stangen mit Querhölzern und herabhängenden Tauen, ganz wie in einer modernen Turnanstalt. Dort führen diese Thiere unter gellem Geschrei ihre scherzhaften Spiele aus; klettern den Mast hinan, hängen und schaukeln in dem Thauwerke, verfolgen einander in komischen Krummsprüngen und wetteifern in närrischen Aufzügen.

An der südöstlichen Seite des Gartens liegt ein kleiner Hügel, das Labyrinth genannt, inmitten eines kleinen englischen Parkes, wo schmale Fußsteige sich durch dichtbelaubte Baumgruppen hinschlängeln. Selbst bei dem wärmsten Sonnenschein ist es dort kühl und das dichte Laubgewölbe bereitet einen Schatten, welcher der tiefsten Dämmerung gleich kommt. Von dem Fuße dieses Hügels bis an die Spitze führt ein spiralförmiger Pfad zwischen hohen dichten Hecken, die sich in immer dichteren Kreisen zu einander neigen, bis man sich plötzlich auf dem Gipfel einer ansehnlichen Höhe befindet, von wo aus man eine hübsche Aussicht auf die Stadt hat. Von dem Garten selbst, in dem man sich befindet, sieht man dahingegen nur das wogende Meer der grünen Baumgipfel.

An dem Fuße dieses Hügels erhebt sich die berühmte Ceder: der majestätische Sohn des Libanon, Jussieu's Pflegekind, der Stolz und die Freude der Pariser. Dieser ungeheure Baum, dessen Zweige, sich in horizontaler Richtung ausstreckend, die Erde weit umher mit tiefem Schatten decken, war noch vor einigen Jahren von außerordentlicher Höhe. Da knickte eine Windsbraut den stolzen Gipfel, und es war die Rede davon, den Baum aufzugeben und ihn durch einen anderen zu ersetzen. Aber da erhob sich ein allgemeiner Schrei der Entrüstung über solche Barbarei, und der alte durfte seinen Platz behalten, woselbst er noch von mancher Generation, als eins der schönsten Monumente des Gewächsreiches angestaunt und bewundert werden wird.

Schön und herrlich ist der blühende, grünende, duftende Park. Aber man kann nicht unterlassen daran zu denken, daß Paris Hunderttausende von hungernden, frierenden Menschen zählt. Wie glücklich würden diese sich schätzen, wenn sie die netten Wohnungen benutzen dürften, die man allen den zahlreichen Thieren angewiesen hat, welche im Ueberfluß schwelgen, gleich vermögenden Rentnern, die sich aus dem Geschäftsleben zurückgezogen haben, oder wie pensionirte Beamte, die nach ihren mühevollen Arbeiten für das Wohl des Vaterlandes, der Ruhe pflegen.

So trivial diese Betrachtungen sein mögen, drängten sie sich mir nichts destoweniger auf, als ich mich von dem Jardin des Plantes, nach dem Pantheon begab, wohin der Weg durch die elendesten Stadttheile von Paris führt. Ueberall verfallene Gebäude, schmutzige, krumme Gassen, deren Einwohner mit der bittersten Noth zu kämpfen schienen oder sich der erschlaffenden Einwirkung des Lasters und des Verbrechens überlassen haben mochten.

Nach diesem Elende machte das prächtige Pantheon, einen um so tieferen Eindruck: Ein glänzendes Denkmal menschlicher Thorheit und Eitelkeit!

Begonnen unter Ludwig XV. wurde dieser Tempel der heiligen Genoveva geweiht, welche schon früher eine Capelle daselbst gehabt hatte. Die Revolution, welche so Manches umwandelte, gab auch dieser Kirche eine andere Bestimmung. Sie befahl, daß St. Geneviève den Namen Pantheon annehmen, und zur Aufbewahrung der Ueberreste aller bedeutenden Männer Frankreichs dienen solle. Auf dem Thürgiebel wurde mit großen Buchstaben die vielfach besprochene und bekannte Inschrift eingegraben:

Aux grands hommes la patrie reconnaissante.

Voltaire und Rousseau nahmen ohne Widerrede den ersten Platz in diesem „allen Göttern" geweihten Tempel ein. Mirabeau

und Marat wurden nach einander dahingebracht, mußten den Platz jedoch in Folge politischen Meinungswechsels, wieder räumen. Es war nicht leicht zu entscheiden, wer von den berühmten Männern Frankreichs eine so ehrenvolle Ruhestätte verdiene; aber Napoleon I. entschied und befahl, daß alle Senatoren in dem Gewölbe unterhalb des Domes des Pantheons bestattet werden sollten. So wurde der Tempel der Unsterblichkeit en bloc bevölkert und verlor gleichzeitig die Bedeutung, welche die Revolution ihm hatte geben wollen.

Im Jahre 1822 wurde das Pantheon abermals dem Cultus übergeben und von dem Erzbischofe von Paris, feierlich geweiht. Die Julirevolution führte einen nochmaligen Wechsel herbei, und schließlich hat Napoleon III. es abermals zum katholischen Gottesdienste heiligen lassen, und das Pantheon darf wieder in der officiellen Sprache St. Genoveva genannt werden.

Ob es von langer Dauer sein wird, muß die Zukunft lehren. —

Mittlerweile ist es nicht zu leugnen, daß das Pantheon zu den schönsten Monumenten von Paris gehört.

Die Kirche hat die Form eines griechischen Kreuzes aus vier gleichgroßen Schiffen bestehend, die sich in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt vereinen, über dem sich der bewundrungswürdige Dom erhebt. Eine Treppe führt nach der Säulenhalle hinauf, die durch ein Peristyl von zweiundzwanzig korinthischen Säulen gebildet wird. Ueber demselben ruht der dreieckige Thürgiebel, mit einem kolossalen Basrelief geschmückt: die Ehre darstellend, welche verdienstvollen Mitbürgern ihre Preise austheilt. Die ganze Façade bietet einen großartigen und gefälligen Anblick dar; das Ganze erinnert stark an das römische Pantheon.

Dasselbe läßt sich freilich nicht von dem Inneren der Kirche sagen, obgleich auch dies einen ergreifenden Eindruck macht, besonders wenn man zu dem majestätischen Dom empor blickt, der auf vier dreieckigen Pfeilern ruhend, sich zu schwin-

delnder Höhe erhebt. Er besteht aus drei Kuppeln, von welchen die mittelste in hellem Lichte strahlend, das Deckengemälde von C. Groß: die Apotheose der heiligen Genoveva, beleuchtet.

Von dem Grabgewölbe, wo die „großen Männer" ruhen bis zu dem Säulengange hinauf, der die oberste Kuppel trägt, hat man einen sehr anstrengenden Weg zurückzulegen. Man kann von dieser Kuppel in die Kirche hinabsehen, und es ist ein seltsamer Anblick von dieser ungeheuren Höhe in das Schiff der Kirche hinabzuschauen, wo der besuchende Fremde wie ein mikroskopisches Insect erscheint und der Laut seiner Stimme nur wie ein schwaches undeutliches Echo das Ohr erreicht.

Höher hinauf ist ein kreisförmiger Balcon, von welchem man eine sehr weitgestreckte Aussicht auf die Stadt Paris und deren Umgebungen hat. So interessant der Anblick aller dieser prunkenden Menschenwohnungen und Menschenwerke sein mag, so hat er doch für den Schönheitssinn wenig Befriedigendes. Eine Stadt, gelegen wie Paris, nimmt sich in der Vogelperspective niemals gut aus. Man sieht nichts, als eine Häusermasse, von einigen Thürmen überragt und von einzelnen grünen Punkten unterbrochen.

Ganz anders ist es, Stockholm von Mosebacke, Genua von der Kirche Carignano oder Neapel von St. Elmo aus zu betrachten. Diese Städte liegen mehr zerstreut, und man kann die aus dem Meere auftauchenden Baum- und Häusergruppen besser auffassen. Die Wasserfläche mit ihren sonnenbeglänzten Wogen und weißen Segeln ist es, welche diesen Gemälden den Ausdruck und die Abwechselung verleiht, welche den Beschauer hinreißt und entzückt. Eine Landschaft ohne Wasser kann niemals diesen Reiz ersetzen und hätte sie doppelt so viele malerische Hügel und lachende Thäler wie die Umgebungen von Paris.

Als ich zum ersten Male in die Kuppel hinaufstieg, fand ich daselbst zwei Herren vor, von denen der eine ganz hingerissen von der Aussicht schien.

„Welche Häusermasse!“ rief er aus, „wie prachtvoll und schön gebaut! Das ist anders, als in Arles. — Und was für schöne Fabriken — welch' stattlicher Rauch aus den hohen Schornsteinen!“ —

„Dahinten,“ sagte der zweite Herr, welcher bedeutend jünger schien, „dahinten sieht man die Zwillingsthürme von Notre-Dame.“

„Potztausend! — Das sind ein paar ganze Kerle! — Aber wo liegt denn der Dom der Invaliden?“

„Gerade gegenüber, Vater!“

Es waren somit Vater und Sohn. Der Vater schien aus der Provinz, wahrscheinlich von Arles gekommen zu sein; der Sohn war augenscheinlich seit längerer Zeit heimisch in der großen Stadt.

Wie es einem guten Sohne geziemt, zeigte er darauf wo die Boulevards hinliefen, wo die Tuilerien, das Louvre zu finden waren, welche Thürme hie und dort aufschossen, kurz alles, was einen Landbewohner, der zum ersten Male in die Hauptstadt kommt, interessiren kann.

„Nun, mein Sohn, was sind denn das für Gebäude, welche hier ganz nahe, fast unter uns liegen?“

„Das weiß ich wahrhaftig nicht, Vater — wahrscheinlich Casernen.“

„Ei — die schönen Paläste, kennst Du nicht?“

„Meine Zeit ist zu sehr von Studien in Anspruch genommen, als daß ich Zeit hätte mich um Alles zu kümmern. Ich gehe nur spazieren, wenn die Vorlesungen mir Freiheit gönnen oder wenn ich meiner Gesundheit halber nicht länger über den Büchern zu sitzen wage. Die Jurisprudenz ist ein anstrengendes Studium, mein Vater!“

„Die Wurzeln der Wissenschaften sind bitter, aber desto süßer ihre Früchte,“ sprach der Vater salbungsvoll. „Du thust Recht daran, nicht allzuviel auszugehen.“

„Es geschieht sehr selten — und hierher komme ich nie. Sonst hätte ich Dir auch sagen können, welchem Zwecke jene großen Gebäude dienen.“

„Thut nichts — wir können darnach fragen, wenn wir hinunter kommen.“

„Wir können jenen Herrn fragen,“ meinte der angehende Jurist, auf einen Pariser zeigend, der eben auf dem Balcon erschien. — „Mein Herr!“

„Was wünschen Sie?“

„Wollen sie uns gütigst darüber belehren, was dies für Gebäude sind?“

„Diese, hier unten?“

„Ja!“

„Das eine ist die Mairie.“ —

„Und das andere?“

„L'Ecole de Droit.“

Der fleißige junge Student der Jurisprudenz, welcher nicht oft hierher zu kommen pflegte, sah etwas verwirrt aus.

„Ich hörte wahrscheinlich verkehrt,“ meinte der Vater. „Wie nannten Sie jenes Gebäude, mein Herr?“

„L'Ecole de Droit.“

„L'Ecole de Droit,“ wiederholte der alte Herr. „Aber,“ fuhr er, sich an seinen Sohn wendend fort, „das ist ja das Haus, in welchem Du Deine Kollegien hörst. — Nun zum Teufel, da wird es auch mit Deinem großen Fleiße nicht weit her sein.“

Ich stieg die Treppe hinab und verließ diese Scene, die mir als eine bedeutsame Einleitung zu meinem Besuche in dem Studentenviertel erschien.

IV.

Das lateinische Land.

Das Quartier latin, oder — wie es in dem stets wechselnden, launigen, bizarren Kauderwelsch, das die eigenthümliche Sprache der Artisten, Zeitungsschreiber, Studenten und Schlemmer bildet, nun mehr heißt: „le Pays latin," das lateinische Land, bildet in Paris eine kleine Stadt für sich, mit ihren eigenen Sitten und Traditionen, ihren Promenaden, Theatern, Bällen, Kaffeehäusern und sonstigen Etablissements, welche einen, von dem ganzen übrigen Paris verschiedenen Character haben.

Es ist auffällig, daß dieser Stadttheil mit seiner ungestümen, unruhigen, aufbrausenden Bevölkerung, selbst ein so ernstes, altfränkisches, fast düsteres Aussehen hat.

Die Kaufläden sind anspruchslos. Da herrscht kein Luxus an Vergoldungen, Spiegeln und Crystallen, wie auf den Boulevards und in den Passagen; selbst die Waaren sind anderer Art und weniger auf den Ueberfluß, als auf die Befriedigung wirklicher Bedürfnisse berechnet. Auch geschieht es selten, daß eine elegante Dame ihre Equipage verläßt um die Kaufläden des lateinischen Landes zu betreten. Gewöhnlich ist es eine Grisette, die zögernd hineintritt, um ihre bescheidenen Einkäufe zu machen, nachdem sie lange vor dem Schaufenster gestanden und

die ausgestellten Herrlichkeiten mit sehnsüchtigen Blicken betrachtet hat.

Auf den Straßen herrscht lebhafter Verkehr, der aber weder auf eifrigen Geschäftsgang noch auf glänzende Festlichkeiten hindeutet. Die Toiletten sind nichts weniger, als elegant; sie scheinen größtentheils einem Kleiderlager „mit festen Preisen" entlehnt. Der Fiacre ist allgemeiner, als das Coupé und man sieht viel häufiger einen riesigen Omnibus vorüberfahren, als eine von feurigen Rossen gezogene Privatequipage. Die Häuser sind meistens düster und unheimlich. So groß und hoch sie sind, merkt man doch an der ungleichen Decoration der Fenster, daß sie keine größere Wohnungen enthalten, sondern in kleine Gelegenheiten von ein bis zwei Zimmern getheilt und vermiethet sind. Fast jedes zweite Haus ist ein Hôtel garni, und daß diese selten ein elegantes, einladendes Aeußeres haben, ist allgemein bekannt.

Die Speisehäuser prahlen nicht wie die Prachtsääle des Palais-Royal mit hohen, geräumigen Localen, mit Wänden von Spiegelglas, wo die Vergoldungen in den hundert Gasflammen der Broncekronen strahlen. Sie sind ärmlich und klein, die Meubles von einfachster Art und die Speisekarte kurz und bündig — das heißt, die für den Tag ausgeschriebene, denn die gedruckte bildet ein Büchlein mit den Namen von hundert leckeren Gerichten, die, wenn man sie verlangt, gerade eben vergriffen sind.

Auch die Kaffeehäuser entbehren jeglichen Luxus. Man könnte auf den Gedanken fallen, daß die Pariser Studenten wie Anachoreten oder Badegäste leben.

Das ist aber keineswegs der Fall. Die Sache ist die: daß sie die Speise- und Kaffeehäuser ihres Quartieres nur in solchen Perioden besuchen, wo die Ebbe in der Kasse oder ernste Studien sie hindern die entlegenen Stellen aufzusuchen. Ist der Student dahingegen unabhängig von Zeit und Geld-

beutel, da schwärmt er nach den Boulevards, nach den Elysäischen Feldern oder außerhalb der Barrieren — allenthalben, wo das Leben sich in lebhafter, wechselvoller Gestalt zeigt. Wenn aber die Tage des Fleißes oder der Geldnoth einbrechen, da zieht er sich in sein Schneckenhaus: das Quartier latin, zurück und führt ein stilles eingezogenes Leben, welches höchstens durch einen Freund oder durch die Pflege einer treuen Grisette verschönert ist.

Denn auch die Grisette wohnt in dem lateinischen Lande, und zwar nicht blos in ihrer Eigenschaft, als Madame l'étudiante.

Manche von ihnen wohnt ganz allein in ihrem Dachstübchen, bis sie entdeckt, daß sie einen jungen Mann zum Nachbar hat, dem Niemand das Licht anzündet, und der oft eine Nadel und einen Zwirnfaden leihen möchte, bis — eine vertraulichere Bekanntschaft geknüpft ist; — denn das bleibt nicht aus. Früher oder später findet der Student doch immer „la corde sensible“ der Grisette.

Darauf leben sie wie — Verlobte. Er ist ihr Cavalier auf der Promenade in dem Garten des Luxembourg, und auf den Bällen in der „Chaumière; sie hält seine Wäsche in Ordnung, säubert sein Zimmer, und bereitet dann und wann eine Omelette, die mit einer Flasche Wein und etwas kaltem Fleisch aus der nächsten Garküche, ein köstliches Mahl für das kleine Paar abgiebt.

Den vortheilhaftesten Eindruck erfährt man von dem Quartier latin, wenn man, nachdem man die Buchläden und Antiquitätsboutiquen auf den Quais betrachtet hat, eine jener langen, geraden Straßen einschlägt, welche in der Nähe des Luxembourg und des Odéons auslaufen. Durch diese Straßen hängt das lateinische Land mit dem gegenüberliegenden Seineufer zusammen; die innere Verbindung läuft in einer Richtung, welche die vorige in einen rechten Winkel durchschneidet, ungefähr parallel mit der Seine. Derartige Verbindungscanäle

innerhalb des lateinischen Landes sind die Rue de l'école, de médicine, de l'Université und mehrere andere kleine krumme und enge Gassen, die stets von Studenten mit Büchern, Instrumenten und Mappen unter dem Arm, durchschwärmt werden. Die meisten kleinen Boutiquen sind von Antiquaren, Instrumentenmachern und Lesezimmern in Anspruch genommen; doch findet man immer noch Gelegenheit, sich im Vorbeigehen mit einer Pastete, mit Obst, Liqueur oder mit einem Glase Wein zu stärken. Die Frauen und Grisetten sieht man selten auf der Straße; man sieht ihnen stets an, daß sie in Geschäften aus sind und nicht um spazieren zu gehen.

Weicht man nun in die zu diesen Straßen gehörenden Nebengassen ab, so schließt man die allgemeine Uebersicht des Quartier latin, mit dem Elendesten, was es aufzuweisen hat. In der Nähe von Sorbonne sind diese Hinterstraßen am characteristischsten, so kurz und verschlungen und einander in stumpfe und spitze Winkel durschneidend, findet man sie nirgend; und nirgend so schmutzige, von Feuchtigkeit triefende Häuser, mit überhängenden Mauern. Hier befinden sich eine Menge zu dem Examen vorbereitende Lehranstalten. Verunglückte Gelehrte füllen die Mauern mit Anschlagezetteln, in denen sie versprechen, innerhalb vierundzwanzig Stunden alle zum Baccalaureat erforderlichen Kenntnisse einzuprägen — und dies alles für eine mäßige Summe. Glücklicher Ausgang wird garantirt und das letzte Viertel des Honorars erst nach dem Examen bezahlt."

V.

Mein Freund Poliveau. Das Palais Royal. Was ich statt der versprochenen historischen Anekdoten erhielt.

Als ich in Paris ankam hatten die Vorlesungen noch nicht begonnen. Sie nahmen erst in der Woche ihren Anfang, in welcher ich die Hauptstadt zum ersten Male verließ. Aber dies hinderte mich nicht häufige Spaziergänge nach dem Quartier latin zu machen, um durch die alte Sorbonne und in dem Garten des Luxembourg umherzustreifen, und dann und wann in ein Studenten-Kaffeehaus zu treten oder in einem dortigen Lesecabinette die Zeitungen zu lesen. Hierdurch traf ich oft mit Studenten zusammen, ließ mich mit ihnen in's Gespräch ein und wurde sogar mit einigen näher bekannt. Die Bekanntschaft, welche für mich in jeder Beziehung die angenehmste blieb, war die eines Studenten der Medicin, welcher in der zweiten Person immer mit einem höflichen Monsieur Poliveau angeredet, von seinen Freunden aber gewöhnlich in der dritten Person, le gros Poliveau oder ce diable de Poliveau genannt wurde.

Es war ein großer, stark gebauter Mann, der im südlichen Frankreich geboren, doch seit frühester Kindheit in Paris gelebt hatte. Feurige Augen, lebhafte Gebehrden, krauses schwarzes Haar und ein kaum merkbarer Accent verriethen noch immer seine südliche Herkunft. Sein merkwürdiges Gesicht drückte ein

eigenthümliches Gemisch von Geist und Sinnlichkeit, von festem Willen und leichtsinniger Gleichgültigkeit, von Schlauheit und Gutmüthigkeit aus. Scharf und beißend sagte er mir zehnmal am Tage Dinge, die ich nie hätte verzeihen können, wären sie nicht bei aller ihrer Unverschämtheit so ungemein witzig und munter gewesen, und hätte ich nicht außerdem gewußt, daß er mich vielmehr unterhalten, als verletzen wollte. Sein Vorrath an Geschichten in Betreff der Staatsumwälzungen und der verschiedenen Regierungsformen, besonders der gegenwärtigen, waren unerschöpflich. Inzwischen gab er mir sehr gute Fingerzeige hinsichtlich der Studien, welche ich hier vorzunehmen beabsichtigte. — „Ich würde ein trefflicher Mentor für Andere sein," äußerte er bisweilen, „nur für mich selbst tauge ich nicht. Aber wenn ich dieses ganzen Wirrwarres überdrüssig bin, steht es mir noch immer frei die Kaste aufzusuchen, die ich am meisten liebe: Italiens Lazzaroni. Wenn ich in Frankreich ausgelacht habe, lege ich mich in der heiligen Stadt auf eine sonnige Treppe und pflege der Ruhe, während ich die Ruinen höchster menschlicher Größe ungestört betrachte."

Von seinen Privatangelegenheiten: seinen Vermögensumständen und Beschäftigungen habe ich nie etwas Eigentliches erfahren. Der Medicin widmete er nur seine ledigen Stunden. Ich vermuthe jedoch, daß er Mitarbeiter an irgend einer Zeitung war, indem ich mehrfach in Theaterberichten und „Neuigkeiten aus dem Reiche der schönen Künste" Aeußerungen wiederfand, die nicht nur den Stempel seiner Originalität trugen, sondern die ich auch am Tage zuvor von seinen eigenen Lippen vernommen hatte. Nachdem ich seine Adresse erhalten hatte, suchte ich ihn mehrmals in seiner Wohnung auf, im vierten Stockwerk, Rue St. André des Arts. Schon hatte ich zweimal vergebens an die verschlossene Thür geklopft, als sie mir das dritte Mal von einer jungen, blühenden Frau geöffnet ward, die mir ohne Zeichen großer Verzweiflung erklärte, daß er seit

drei Nächten nicht zu Hause gewesen sei. Als ich zum vierten Male wiederkehrte, erfuhr ich von der Thürhüterin, daß er umgezogen sei.

In meiner Wohnung besuchte er mich nie. Wir trafen uns entweder im Palais-Royal, welches meiner Wohnung sehr nahe lag und wohin ich oft meine Schritte lenkte, oder in irgend einem Kaffeehause ꝛc. — Die Gewohnheit, mit ihm zu plaudern, war mir in der kurzen Zeit so lieb geworden, daß ich mich wie erleichtert fühlte, als ich ihn einige Stunden, nachdem ich seinen Umzug erfahren hatte, in dem Locale wiederfand, das uns beiden am besten gefiel. Bei dieser Gelegenheit versprach er mir einige interessante, wirklich ächte Anekdoten über das Palais-Royal, und wir setzten unsere Zusammenkunft auf den dritten Tag an einem bestimmten Orte dieses Palastes fest. In der Zwischenzeit trafen wir noch mehrmals zusammen.

Das Palais-Royal ist nicht mehr, was es ehedem war. In den Galerien lustwandeln meistens nur Fremde und Reisende aus der Provinz, während der Schloßhof ein Tummelplatz für die Kinder des Stadtviertels ist. Aber seinen Erinnerungsschatz kann ihm Niemand rauben. Es hat eben so oft den Namen gewechselt wie ein ergrauter Schelm. Von dem Cardinal Richelieu gegründet, wurde es ursprünglich Palais-Cardinal genannt; als dieser es aber bei seinem Tode dem Könige Ludwig XIII. laut Testament vermachte, erhielt es den Namen: Palais-Royal. Im Jahre 1692 trat Ludwig XIV. es seinem einzigen Bruder, dem Herzoge von Orleans ab, und unter dem Namen Palais-de-la-Régence wurde es die Scene der Orgien und glänzenden Feste des Regenten. Zur Zeit der ersten Republik trug es den Namen Palais-Egalité, und Palais-de-Tribunal. Die Restauration führte wieder Palais-Royal ein. Die Revolution von 1848 veränderte es zum Palais-National, und schließlich hat es, seit dem Staatscoup 1851, den bekanntesten aller seiner Namen wieder angenommen.

Es gab eine Zeit, wo das Wort: Palais-Royal, die Quint-

essenz aller Genüsse ausdrückte. Es gab keine Neigung, keine Laune, kein Laster, welches nicht in seinen Mauern für Gold hätte befriedigt werden können. Die Kaufläden enthielten die kostbarsten Erzeugnisse menschlicher Industrie; die berühmten Speise- und Kaffeehäuser boten Leckereien aus allen Theilen der Welt, und Getränke, die den verwöhntesten Gaumen reizen mußten; Gesang und Musik hallten in den festlich geschmückten Säälen wieder; schöne Sünderinnen warfen ihre berauschenden Blicke auf die glücklichen Spieler, welche, die Taschen mit Gold gefüllt, von dem grünen Tische in den andern Stockwerk zurückkehrten.

Jetzt ist der Palast von allem Laster, welches da sein Wesen trieb, gereinigt. Obgleich von vielen anderen Localen an Luxus übertroffen, hat er doch manche Ueberreste seines vorigen Glanzes erhalten, und Niemand versäumt es, bisweilen eine „halbe Tasse“ im Café foy zu trinken, oder ein ausgesuchtes Mittagessen bei den Trois frères Provençaux einzunehmen.

Das Palais-Royal, welches mehr Einwohner als manche unserer Landstädte zählt, besteht aus vielen zusammenhängenden Gebäuden, welche mehrere Burghöfe einschließen. Der eine von diesen, ein ungeheures Viereck, ist auf drei Seiten von vierstöckigen Häusern, auf der vierten von einer hohen Galerie, mit gewölbten Glasdache begrenzt. Die unteren Wohnungen bestehen an allen vier Seiten aus breiten Galerien, welche längs den prächtigen Kaufläden hinlaufen, hinter deren hohen Schaufenstern die verschiedenartigsten Erzeugnisse des Pariser Kunstfleißes die Blicke der Vorübergehenden bezaubern und fesseln. Die oberen Stockwerke enthalten unzählige Restaurationen, in denen man für einen merkwürdig geringen Preis allerlei abenteuerliche Gerichte erhält, mit hochtrabenden Namen von anderem Aussehen, köstlichem Duft, aber höchst zweifelhaftem, sonderbarem Geschmack. Nach dem mit Blumenbeeten, Marmorstatuen und einem Springbrunnen geschmückten Hofe hin laufen Arkaden, deren äußere Seite, nur mit einem

durchsichtigen Gitterwerke versehen, der Luft freien Durchzug läßt. Die innere Seite derselben ist mit Kaufläden ausgestattet.

Nachdem ich einigemal in den Arkaden auf- und niedergegangen war, kaufte ich mir die Tagesnummer der „Presse" und setzte mich auf eine steinerne Bank, den für die Zusammenkunft mit meinem Freunde Poliveau bestimmten Ort. Die festgesetzte vierte Nachmittagsstunde war schon seit einer Viertelstunde vorüber, und noch immer wartete ich vergeblich auf den mit den versprochenen Anekdoten ausgerüsteten Freund.

Da sah ich, zu meinem unbeschreiblichen Erstaunen, ein hübsches, sichtlich aufgeregtes junges Frauenzimmer, mit dem Anscheine näherer Bekanntschaft, auf mich zu kommen.

„Wie," rief sie mit ungekünstelter Einfachheit, „ich glaube gar, Sie kennen mich nicht wieder! Ist es möglich? — Ich versichere Sie, mein Herr, daß dies einem Sohne Frankreichs nicht hätte passiren können."

„Auch der Schwede kann Ihre Züge nicht wieder vergessen, nachdem er so glücklich gewesen ist, Sie zu erblicken," beeilte ich mich, zu antworten. „Und dies Glück wurde mir zu Theil, als ich vor einigen Tagen meinen Freund Poliveau aufsuchte."

„Für diese Antwort würde ich Sie zu anderer Zeit mit einem Lächeln und mit einem Compliment belohnt haben. Aber jetzt habe ich mich, auf Gott weiß wie lange Zeit, wenigstens auf einen Monat dem Kummer geweiht. Sie sehen wohl, daß meine Gefühle derangirt sind."

„Ach, ich errathe! Ihr Freund Poliveau ist krank, und Sie haben die Güte gehabt, sich statt seiner bei dem Rendezvous einzufinden."

„Wohl komme ich im Auftrage des grausamen Barbaren — aber — krank ist er nicht." —

„So ist er wieder umgezogen, und vielleicht ohne Sie?"

„Nein, mein Herr, auch das nicht. Poliveau, der Undankbare — hat sich entführen lassen."

„Das ist sicher ein Schreckbild Ihrer erregten Phantasie — Ich habe ihn ja noch gestern gesehen.“

„Um welche Zeit?“

„Zu dieser selben Stunde.“

„Und er sagte?“

„Morgen, um diese Zeit — Palais-Royal.“

„Alles das ist mir bekannt. Aber von vier Uhr Nachmittags bis vier Uhr Morgens kann Manches geschehen, was höhere Interessen begräbt, als ein Rendez-vous zwischen Männern.“

„Somit ist es Wahrheit, mein Fräulein?“

„Lesen Sie diesen Brief, den der Abscheuliche vielleicht nur um des Ihnen gegebenen Versprechens willen geschrieben hat. Lesen Sie, und dann sagen Sie mir, ob wohl jemals ein armes Mädchen das Ziel einer solchen Herzlosigkeit gewesen ist. — Ich setze mich eine Strecke von Ihnen hier auf die Bank. Seien Sie ungenirt!“

Es schmerzte mich, zu sehen, wie das junge Mädchen während dieses Gespräches kämpfte, um ihrer Thränen und heftigen Erregung Herr zu werden. Ich war ernstlich unzufrieden mit Poliveau.

Darauf entfaltete ich den dargereichten Brief und las wie folgt:

„Reizende Rosenwolke!“

„Erbleiche nicht, verschwinde nicht, weil ein undankbarer, unverbesserlicher Bewunderer, einer heftigen, unwiderstehlichen Laune von — Untreue anheim gefallen ist.

Ha! Es war eine Herkulesarbeit, dies Wort aus der Feder herauszuzwingen. Ich sehe Dich, schöne Louisanne, den Brief zur Erde werfen, ihn mit Füßen treten, und höre Dich in allen Tonarten Deiner klangvollen Stimme rufen: „Der Dämon des Abgrundes — ist es möglich, ist es möglich?“

Nimm den Brief wieder auf, mein lieber Engel, lies ihn bis zu Ende, so wirst Du etwas finden, was im Gerichtsstyl: mildernde Umstände genannt wird.

Ich hätte Dich hinter's Licht führen, Dir von einem Briefe erzählen können, der mir die Krankheit meines Vaters meldet — eine ganz gewöhnliche Ausflucht; — ich hätte Dir eine directe Mittheilung machen können; aber ich weiß, als angehender Arzt und gegenwärtiger Studiosus der Medicin, daß ein tiefer Schnitt, mit sicherer aber leichter Hand ausgeführt, den verletzten Gefühlen viel schneller ihre Spannkraft wiedergiebt, als ein Zerfleischen durch hundert Nadelstiche.

Ich bin stolz, in dem Bewußtsein Deinen Charakter und Deine Laune besser beurtheilen zu können, als Du selbst. Ohne es selbst zu wissen, liebtest Du mich nicht mehr so innig wie bisher; aber treu, redlich und edelmüthig, wie Du bist, würdest Du nie den Muth gehabt haben, es Dir zu gestehen, so lange Du Dich zu meinem Glücke nothwendig glaubtest. Mit mir ging es ebenso; nur mit dem Unterschiede, daß ich Dir nicht treu bleiben wollte, so lange ich nothwendig für Dein Glück war und sobald der Zufall mir ein plötzliches Glück in den Weg stellen würde. Die Männer sind allezeit schlechter, mein Kind, das weißt Du... Und so lange ich lebe, werde ich nie wieder solchen guten Kaffe trinken, wie Du ihn zu kochen verstehst, und nie werde ich von einer Anderen so muntere, niedliche Lieder singen hören, wie von Dir: Du warst meine Freude, wenn ich auf dem Sopha liegend die Cigarette rauchte, die Deine weiße Hand mir gereicht hatte.

Glaube nicht, daß ich dies niederschreibe, um Zeit zu gewinnen — das Schlimmste ist ja schon gesagt. Ich wollte Dir nur dadurch einen Abschiedsgruß geben, der Dich an die schöne, unschuldige Blume erinnern soll, die wir Freundschaft nennen. Die Freundschaft ist offen, ungekünstelt, ehrlich und

aufrichtig. Mein Gewissen ist so rein, wie meine Börse heut Abend leer ist, denn ich hege die feste Ueberzeugung, daß Du Dich trösten wirst, und nachdem Du den ersten Eindruck, der zugleich die beste Medicin ist, überwunden hast, viel glücklicher werden wirst, als Du es je bei mir gewesen bist.

Gestern Nachmittag — um meine Erzählung systematisch zu beginnen — traf ich den jungen Schweden, dem ich, wie Du weißt, Aufschluß über Paris und das Leben im Allgemeinen zu geben versprochen hatte. Ich wollte ihn mit zu einer kleinen Kneiperei haben, aber er war nicht disponirt, und ich ging allein. So wollte es das Schicksal.

Nun, Louisanne, nun zeige Dich der Erziehung würdig, die Du von Deinem Bruder und Geliebten erhalten hast. Nichts könnte mich tiefer betrüben, als wenn Du meiner Hoffnung in dieser Beziehung nicht entsprächest, aber — das thust Du nicht: ich hätte Dich alsdann schlecht erzogen, und — das ist unmöglich.

Da traf ich zu meinen Füßen, und wie vom Himmel herabgefallen, ein unverhofftes Glück, und zwar in der Gestalt einer jungen Modistin aus der Provinz, welche nach Paris gekommen war, um ihre Einkäufe zu besorgen. Ein Wort mehr über diesen Gegenstand würde Dich verletzen und meiner Natur zuwiderlaufen.

Morgen früh um fünf Uhr führen mich sehr wichtige Geschäfte in dieselbe Gegend, in der jene Dame ihr Geschäft hat. Wenn ich dereinst zurückkehre, um meine medicinischen Studien zu vollenden, so werde ich Dich aufsuchen. Doch lege ich es Dir auf's Gewissen, daß Du alsdann des Geschehenen mit keiner Sylbe erwähnst.

Das neugemiethete Zimmer wirst Du natürlich für die Dauer des Contractes behalten, das Inventar aber, welches freilich leicht gezählt ist — für Lebenszeit. Schließlich noch einen Auftrag, von dem ich weiß, daß Du ihn ausführen

wirst. Suche meinen schwedischen Freund im Palais-Royal auf (hier war der Ort näher bestimmt) und sage ihm, daß es mir wahrhaft leid thut, unsere angenehme Bekanntschaft und interessanten Discussionen so plötzlich abbrechen zu müssen. Auch er wird sich dessen nicht freuen. Der redliche Bursche hielt etwas von mir — aber, was läßt sich dabei machen! Zwischen Freundschaft und Liebe und zwischen Vernunft und Thorheit werden Liebe und Thorheit immer den Sieg davon tragen. Das ist ein alter Satz. Er wird es mir verzeihen, daß ich in allem diesen Wirrwarr keinen neuen aufstellen konnte. Ja — einen doch: das Leben ist ein ewiges Finden und Verlieren — möge ich in seinem Andenken fortleben, wie er in dem meinen!

Leb' wohl, meine ehemalige kleine Rosenwolke ... Bleibe immer das gute, biedere Mädchen, das Du bis jetzt gewesen bist, zur Freude Deines alten

Poliveau."

P. S. „Du magst meinem Schweden diesen ganzen Brief zeigen. Er sieht darin ein Stück Pariserleben ohne Schminke und Flittertand, das ihm, dem Touristen, nicht uninteressant sein wird."

Als ich diesen Brief von der Hand des Poliveau gelesen hatte, beurtheilte ich seine Unbeständigkeit viel gelinder. Es war augenscheinlich, daß er dem jungen Mädchen ein liebevoller Bruder gewesen war, der, obschon er den französischen Lebensansichten, die dergleichen ephemere Verbindungen gestatten, huldigte, dennoch bemüht war das junge Kind auf dem Wege der Sittlichkeit und der Ehre zu erhalten. Dies klingt lächerlich; aber der Schritt von der Grisette, der kleinen zierlichen Näherin, welche die ganze Woche strebt und arbeitet, um den Lohn ihrer Liebe: die Sonntagspromenade am Arm des Geliebten

und eine magere Collation im Grünen — der Schritt von diesem anspruchslosen und in seiner Treue ehrbaren Wesen bis zu der eleganten Dame der demi-monde, die Equipage und eine Loge im Theater hat, ist ein ungeheurer. Erstere nennt sich aus voller Ueberzeugung ein ehrliches Mädchen, während Letztere für die begehrteste Dame ihrer Klasse zu gelten sucht.

„Mein Herr, beabsichtigen Sie, mich in Ihrer Zerstreutheit ganz zu vergessen?“

„Ach, mein Fräulein, ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung!“

„Trösten Sie sich. Dies erscheint Ihnen neu. In Ihrem Lande, das, wie ich höre, irgendwo zwischen Eis und Bären liegen soll, haben die Studenten vielleicht nicht ihren eigenen kleinen Haushalt.“

„Wenn auch Dieser oder Jener seinen eigenen kleinen Haushalt führt, so hat er doch keine kleine Hausfrau, die demselben vorsteht. Sie begreifen, daß das kalte, ernste Schweden nicht dem warmen, munteren Frankreich gleichen kann. — Um aber auf Poliveau zurückzukommen, so ist das Geschehene nicht zu ändern, und der Blick, den er in Ihre gesunde, starke Natur geworfen hat, beruhigt mich gewissermaßen.“

„Mein armer Poliveau war ein guter und zugleich ein böser Mensch. Ich will aber die Hoffnung, die er in mich setzt, nicht zu Schanden werden lassen. Louisanne, pflegte er bisweilen zu mir zu sagen, jetzt habe ich mein nothdürftiges Auskommen; aber wenn ich noch so viel Geld hätte, würde ich Dir doch niemals reiche, glänzende Geschenke machen. Sie würden Dich zur Eitelkeit verleiten, und die Eitelkeit ist das Verderben der Frauen, gleichwie Arbeitsamkeit, Einfachheit und die saubere Zierlichkeit ihre Ehre sind. Ich würde weinen, Louisanne, wenn ich in Dir ein verdorbenes, gefallenes Mädchen sehen müßte! Ja, mein Herr, so sprach der harte Mann zu mir, und Sie können versichert sein, daß ich mich so halten

werde, daß ich, wenn ich ihm eines Tages wieder begegne, seinen Gruß erwidern kann."

„Sie werden ihm also Ihre Treue bewahren?"

„O, mein Herr, (hier lachte sie mit entzückender Schalkhaftigkeit), die Schweden wissen wahrlich nicht, was sie sagen. Sollte ich mein ganzes Leben hin seufzen? Ich bin erst achtzehn Jahre! Nein, einen Monat habe ich festgesetzt, um meinen Mann zu beweinen — denn Sie müssen wissen, daß wir uns als ihre Frauen ansehen. Wenn diese Zeit verflossen ist, werde ich meine Augen trocknen, meine Trauerkleider ablegen und eine andere halbe, vielleicht auch eine ganze, wirkliche Ehe eingehen, denn Sie können überzeugt sein, mein Herr, daß es mir nicht an Anerbieten zu beiden fehlt."

„Ich verstehe, Sie wollen sich in allem Ernste verheirathen."

„Ich kenne einen jungen Tapezierer, welcher selig sein würde, wenn man mich nächsten Monat Madame Rouget titulirte."

„Das würde unserem Freunde Poliveau die größte Freude machen. Ihre Stellung wäre alsdann gesichert, und es würde mir ein wirkliches Vergnügen gewähren, eine Tasse Thee bei Madame Rouget zu trinken."

„A là bonne heure! Wenn der Monat verflossen ist und ich die Trauer abgelegt habe, so sehen wir uns wieder — aber, ich wüßte nicht, warum wir uns nicht bisweilen hier im Palais-Royal treffen können. Ich trage oft meine Blumen in diese Gegend, und — wenn Sie nichts dagegen haben, so — kann ich freilich den Poliveau nicht ersetzen, aber wir können doch von ihm reden, und auch von mir können Sie Aufschluß über tausend Dinge erhalten, die Ihnen neu sein dürften."

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein. Ich bin schon Ihr Schuldner für diese angenehme Stunde, die Sie mir gewährt, und habe nichts dagegen, daß diese Schuld sich mehre."

„Wohlan, das wäre somit abgemacht — Aber, sind Sie wirklich ein Schwede?"

„Gewiß.“

„Poliveau meinte, Ihr Vater müsse ein Engländer, Ihre Mutter eine Deutsche, und Beide in Schweden ansässig gewesen sein.“

„Warum das?“

„Er sagte: Sie wären ein junger Philosoph der deutschen Schule und ein alter Engländer an Trägheit, und — nein, das Wort kann ich unmöglich sagen, — ich will es Ihnen übersetzen.“

„Ich bin Ihnen sehr verpflichtet, mein Fräulein, Sie spannen meine Neugierde auf's Höchste.“

„Ich sagte dem Poliveau: Nimm Du mich nur mit, ich werde dem schwedischen Freunde eine Lection geben. Nun, das Wort bedeutete so viel, als daß Sie jedes spirituellen Aufschwunges baar sind. Sie haben keine einzige französische Idee, keinen einzigen französischen Gedanken, noch dito Gebehrde — nichts, als eine schwerfällige, phlegmatische englische Rüstung. — Nun, Sie werden mir deswegen nicht zürnen; ich werde den Theil Ihrer Erziehung zu vervollkommnen suchen, auf den man sich in Ihrem Lande nicht versteht.“ —

„Sie sind eine hinreißende Fee. Aber ich fürchte, daß Ihre Mühe hier unbelohnt bleiben wird.“

„Keineswegs. Ich war gerade verlegen um eine passende Zerstreuung während meines Wittwenstandes. Wenn ich mich nach dem verheirathe, kann ich nicht mehr kommen; deshalb paßt es jetzt am besten. Und nun dürfen Sie mich eine Strecke begleiten, wenn Sie wollen, und wenn Sie bei Kasse sind, auch auf „ein Gläschen“ einladen.“

„Ich habe nur auf Ihre Erlaubniß zu beiden Dingen gewartet.“

VI.

Eine Ueberraschung, und nochmals eine Ueberraschung.

Seitdem ich meine Aufgabe ziemlich gut und, wie ich hoffe, zu der Zufriedenheit der künftigen Madame Rouget ausgeführt und Sie an der Thür ihrer Wohnung ihrem langen Wittwenstande in der Einsamkeit ihres Dachstübchens übergeben und noch einmal von ihr die Versicherung empfangen hatte, daß sie die Zerstreuung, die meine unvollkommene Erziehung ihr gewähre, als eine Wohlthat begrüße, ging ich in sehr ernster Stimmung heim und fühlte mich schon im Beginne dieser angenehmen Episode sehr ermüdet.

Der naive Umgang der kleinen Louisanne war nur ein mäßiger Ersatz für die witzige, beißende Unterhaltung meines Freundes Poliveau. Es war, als wäre ich mit einem Male allein in dem großen Paris. Ich fühlte die ersten Symptome von Ueberdruß und Langeweile.

Man hat behauptet, daß nur gleichartige Figuren zu einander passen, und daß ungleiche Charactere weder durch Liebe noch Freundschaft verbunden werden. Das ist ein Irrthum, — viel leichter ließe sich das Gegentheil beweisen.

Zwei gleichnamige elektrische Körper stoßen einander ab, während entgegengesetzte Pole sich zu nähern suchen. Ein wirklicher Freund muß ein uns ergänzendes Element sein. Er muß

die Eigenschaften besitzen, die uns abgehen, ja er muß bis zu einem gewissen Grade die Vorzüge vermissen, welche in uns hervorragend sind. Er muß — ein kühnes Bild! — hervorstehende Kanten haben, wo sich bei uns Vertiefungen befinden, damit, wenn sich die Gelegenheit bietet, die Verbindung eine feste und dauernde sei.

Alle diese gegenseitigen Mängel waren es, welche mir den Umgang mit meinem jetzt verlorenen Freunde so werth gemacht hatten. Man kann deshalb leicht begreifen, wie angenehm ich überrascht war, als ich bei der Rückkehr in meine Wohnung daselbst einen Brief mit seiner Namensunterschrift vorfand. Derselbe war folgenden Inhaltes:

„Noch ein Abschied, und hier die eigentliche Ursache, die mich zwang, einen Umgang abzubrechen, der mir, wie Sie wissen, sehr angenehm war.

Sie lernen mich heut von einer ganz anderen Seite kennen. Ich bin in einer niedergeschlagenen, grübelnden Stimmung.

Die Ursache liegt in einem so eben erhaltenen Briefe von meiner alten Tante, welcher meldet, daß der Gesundheitszustand meines Vaters wenn nicht hoffnungslos, doch bedenklich und hinschwindend ist.

Ich muß also reisen. Hätte ich Louisanne die Wahrheit gesagt, würde sie geglaubt haben, daß ich sie hintergehe. Ich ziehe es deshalb vor, den offenbaren Betrüger zu spielen, ohne es zu sein. So sind die Frauen! Für unsere Untreue und Vernachlässigung gilt kein Vorwand, als eine andere Frau, und sie würden eher an ein Wunder glauben, als daß man ihrer müde werden kann, ohne durch die eingebildeten Vorzüge einer Anderen verführt zu sein. Die Liebe ist das Element, in dem sie leben, das Einzige, was sie verstehen.

Louisanne ist ein niedliches, gutes Mädchen und reinen Herzens. Ich habe sie sehr lieb; aber da ich, so viel Zeit ich ihr ließ, dennoch merkte, daß die ehrliche Bewerbung unseres Nachbars, des Tapezierers, um keinen Zoll breit fortschritt, hatte ich längst beschlossen, Louisanne von einem undankbaren, anspruchsvollen Liebhaber zu befreien, um ihr dafür einen dankbaren, biederen Ehemann zu geben.

Es wird auch nicht lange dauern, bis die Sache arrangirt sein wird.

Wenn ich mich weniger für Ihre Persönlichkeit interessirte, würde mein Schreiben hiermit beendigt sein.

Paris ist eigentlich nicht der Ort, von dem Sie viel Vergnügen oder Nutzen erwarten können. Ihren nationalökonomischen Studien können Sie überall obliegen. Warum wählten Sie gerade Paris? Sie brauchen weder nach Deutschland, noch nach England zu gehen. Es giebt ein Land, welches Alle befriedigt. In Italien werden Sie sich wohl fühlen, und in Paris wird sich vor nächstem Frühling nichts Merkwürdiges ereignen. Wenn Sie alsdann zurückkehren, werden Sie wahrscheinlich auch den Freund wiederfinden, der heut mit Bedauern von Ihnen scheidet."

„Poliveau."

P. S. „Für Louisanne gilt natürlich noch immer die Geschichte von der Putzhändlerin aus der Provinz. Plaudern Sie bisweilen mit dem jungen Kinde. Sie hat einen gesunden, natürlichen, wenn auch unausgebildeten Verstand."

Ich saß noch mit dem Briefe in der Hand, theils über die neue pikante Wendung in dieser Episode französischer Galanterie nachsinnend, theils über die Herzlichkeit meines Freundes Poliveau, der mitten in seinen Bekümmernissen und häuslichen Angelegenheiten Zeit gefunden hatte, an den Fremdling

zu denken — als ich durch den Besuch eines Landsmannes überrascht wurde.

Herr B., welcher schon seit einiger Zeit in Paris anwesend war und nach Art der Geschäftsleute alles im Fluge gesehen hatte, wollte nun weiter — einerlei wohin — und suchte mich zu überreden, ihn zu begleiten. Doch wollte er Paris schon den folgenden Tag verlassen.

„Nach dem südlichen Frankreich," erklärte ich, „und darauf einige Zeit in Italien verweilen."

„Ich bin es zufrieden."

„Aber ich muß noch einen Tag für meine Vorbereitungen haben."

„Es mag darum sein!"

Somit befand ich mich mitten in dem Plane, den ich kaum gefaßt hatte, obgleich er mir lange als passendes Ziel meiner Reise vorgeschwebt hatte und durch Poliveau's Rath nur bestärkt worden war. Aber so von den eben begonnenen Vorlesungen fortreisen? — Vielleicht hätte ich nicht so sehr eilen sollen! Dennoch, hatte ich ja bereits genug von diesen Vorlesungen gehört, um zu wissen, daß sie keineswegs meinen Erwartungen entsprächen. Die größten Talente, die kühnsten Denker, die freiesten Geister sind durch Landesflucht oder strenge Haft zum Schweigen gebracht, und man kann ihre Ideen nur noch aus den Werken schöpfen, welche zur Zeit der, für die Presse bei weitem freieren, Monarchie gedruckt wurden. Freilich fehlt es auch jetzt nicht an talentvollen Professoren, aber ihr Vortrag trägt deutlich das Gepräge des Zwanges und ängstlicher Vorsicht. Sie suchen durch Wortspiele, durch feine Wendungen und scharfsinnige Auslegungen zu unterhalten, seitdem sie ihre Hörer nicht mehr durch die freien Ergießungen eines kräftigen Genies hinzureißen wagen. Diese Betrachtungen beruhigten mich gewissermaßen über meine plötzliche Abreise. Am folgenden Abend schrieb ich nachstehenden Brief an Louisanne:

„Ihr Geliebter wurde von einer Putzmacherin entführt — Ihr neuer Freund, von einem schwedischen Touristen. Wenn Ihre schönen Augen diese Zeilen durcheilen, ist er bereits auf dem Wege nach Italien.

Sie werden begreifen, mein Fräulein, wie ungern ich die interessanten Mittheilungen entbehre, die ich mir von Ihrem ferneren Umgange versprechen durfte. Ich kehre jedoch bald zurück und werde mir alsdann die Freiheit nehmen, der Madame Louisanne Rouget meine Aufwartung zu machen."

Somit war nicht mehr als ein Tag seit Poliveau's Abreise verflossen, als ich mich selbst — kaum konnte ich an diese neue Ueberraschung glauben — auf dem Wege nach dem Lande befand, nach dessen Luft, Erinnerungsschätzen und Kunsterzeugnissen stets so viele sehnsüchtige Seufzer gesandt werden.

Meine Abreise schien übrigens wie bestellt für meinen alten Religionslehrer, den Pastor Bergwall, welcher kurz darauf nach Paris kam und bei der früher erwähnten schwedischen Familie das von mir bewohnte Zimmer bezog, wo er nach mehrmonatlicher, schmerzlicher Krankheit endlich von den drückenden Fesseln irdischen Leidens befreit wurde.

VII.

Umriß der Reise von Paris nach Genua.

Den 8. November verließen wir Paris und begaben uns per Eisenbahn nach Châlons. Ueber eine Eisenbahnreise läßt sich wenig sagen. Sie ist gewöhnlich ungemein prosaisch und einförmig, das heißt, wenn man nicht jenen wenig wünschenswerthen Unfällen ausgesetzt wird, von denen es zum Beispiel heißt: In dem Tunnel bei * * * stießen zwei Züge zusammen und wurden so total zerschmettert, daß nur eine Person am Leben blieb, durch welche den erblassenden Zuhörern das grausigste Abenteuer, dem nur ein Eisenbahnreisender zum Opfer fallen kann, mitgetheilt worden ist.

Châlons ist eine kleine Stadt, von der ich nur sagen kann, daß wir sie ohne Bedauern wieder verließen. Wir hielten uns daselbst nur eine Nacht auf, um das Dampfboot nach Lyon zu erwarten.

Nach Lyon fährt man auf der Saône, und zwar auf langen schmalen Dampfschiffen, welche hauptsächlich für Waaren berechnet und deshalb für die Passagiere höchst unbequem sind. Für das körperliche Unbehagen findet man aber reichlichen Ersatz in der Schönheit der Ufer und in dem Genuß, den sie jedem unbefangenem Gemüthe gewähren.

Der Anblick von Lyon, von der Saône aus gesehen, erinnert

auf überraschende Weise, an Stockholm, von der Mälarseite. Ein Theil der Stadt Lyon liegt nämlich terrassenförmig auf einem hohen Bergrücken, dem Södermalm zu vergleichen und der majestätische Fluß hat eine Breite die manchem Arme des Mälar zwischen den Scheeren gleichkommt.

Selbst die Scheeren kann man auf gewisse Weise in dem Flusse wiederfinden, der sich in mehrere Arme theilt und kleine Inseln bildet, die mit phantastischen Wohnungen geschmückt sind.

Alle möglichen Baustyle sind hier vertreten: graue mittelalterliche Ruinen, weiße, lachende italienische Villen, Schweizerhütten, chinesische Pagoden und byzantinische Tempel.

Im Hintergrunde und zu beiden Seiten präsentirt sich die Stadt, welche aus stattlicher Höhe die kleinen zierlichen Wohnungen zu umfassen scheint, die aus den Jugendschwärmereien der ernsten betriebsamen Stadt geboren scheinen. — —

Auf Lyon und die Rhône bis nach Avignon kommen wir noch später zurück.*)

In Avignon verweilten wir nicht lange. Ich fand kaum Zeit die Ruinen und Alterthümer im Fluge zu betrachten. Auf einer Wanderung durch die Stadt betrachtete ich nicht ohne Bewegung, die hermetisch verschlossenen Fenster gewisser Häuser, die niedrigen Mauern eines düsteren Klostergartens und so weiter. Alles Dinge, welche an die Residenz der Päpste und deren ehemalige „babylonische Gefangenschaft" erinnerten.

Von Avignon bis Marseille — pr. Eisenbahn.

Von Marseille ließe sich viel sagen, wenn der Stoff weniger widerwärtig wäre. Es herrscht daselbst eine zehnfach so schlimme Sittenverderbniß, als ich sie in Paris gefunden hatte, und in den Hôtels wird man das Opfer unerhörter Prellerei.

---

*) Zwei Skizzen: „der Wintergarten in Lyon," und „der Corsar auf der Rhône" sind dem Verfasser nebst anderen kleinen Aufzeichnungen während der Reise verloren gegangen.

Das einzige Schöne, was ich in architectonischer Hinsicht sah, war das Innere des Café Turc. Die Einrichtung desselben soll achtzigtausend Francs gekostet haben, obgleich das ganze Local aus einem einzigen Zimmer besteht — aber welch ein Zimmer! —

Ein ungeheurer Saal, von der Höhe dreier Stockwerke mit einer prächtigen auf freistehenden Pfeilern ruhenden Kuppel. Am Abend, wenn die unzähligen Flammen sich in dem Reichthume von Spiegeln, Vergoldungen und Purpursammet brachen, wenn man das Gemurmel von hundert und aber hundert Stimmen in wenigstens zwanzig verschiedenen Sprachen hörte, wenn man türkische und armenische Costüme neben dem Pariser Frack, neben dem Seemannskavaj und der Arbeiterblouse sah — da versöhnte man sich mit dem Aufenthalte in einer Stadt, die sonst, gleich Hamburg, dem Kunstsinn wenig oder nichts zu bieten vermochte.

Nachdem wir eine Woche in Marseille verweilt hatten, begaben wir uns nach Toulon. Der Weg führte uns über Schluchten und Abgründe. Die Aussicht aus dem Fenster der Diligence war neu. Es war Abend. In der Dämmerung erblickte man rund umher grüne Hügel, die sich oft von geringer Grundfläche zu einer steilen, beträchtlichen Höhe erhoben. In der Ferne Bergspitzen, je nach der Entfernung und Beleuchtung, in blauen, grauen und violetten Farbentönen schimmernd. Nach und nach sanken die Schatten tiefer und die Landschaft wurde zu einem Gemälde in der bekannten Manier: „grau in grau“ gemalt.

Toulon ist eine finstere, düstere Stadt mit engen, schmutzigen Straßen und kleinen unansehnlichen Marktplätzen mit Bäumen bepflanzt, deren welkes, krankhaftes Aussehen eher zu dem unheimlichen, düstern Ausdrucke beitragen, als daß sie den an-

genehmen Eindruck zu machen pflegen, den Bäume und Blumen inmitten einer Stadt sonst gewöhnlich in uns zurück lassen. Jeder dieser kleinen Plätze ist mit einer Fontaine geschmückt, die ebenfalls an der Auszehrung zu leiden pflegt, indem das Wasser nicht in glitzernden Strahlen in die Höhe steigt, sondern träge und langsam aus dem Rachen eines unförmlichen Fisches oder aus dem Weinkruge einer ungestaltenen Nymphe hervorquillt.

Die Werfte, das Arsenal und die Modellkammern wurden in Augenschein genommen, aber alles dies genügte nicht, den peinlichen Gesammteindruck zu mildern. Von Toulon ging es nach Nizza: diesem Lieblingsplätzchen der „lebendigen Todten," der letzten Zuflucht zur Erhaltung hinschwindender Kräfte. Wer kennt nicht diesen Ort, wer hätte nicht dies entzückende Nizza vielfältig beschreiben hören! — — —

In Genua quartirten wir uns wenigstens für einen Monat ein. Auch auf diese Stadt und deren Bevölkerung werden wir speciell zurückkommen.*) Hier reihe ich nur einige Auszüge aus meinem Tagebuche an.

Also in Italien.

In Paris, diesem Mittelpunkte des sogenannten frischen muntern Lebens, hatte ich mich weder erwärmt noch belebt gefühlt. Ich versuchte, was ich sah, gründlich aufzufassen, aber ich bewunderte wenig und begeisterte mich für nichts. Somit verließ ich Paris ohne Bedauern und werde es ohne Sehnsucht wiedersehen.

Daß die erhebende Bewegung, welche Paris hervorzubringen pflegt, mir verloren ging, liegt wahrscheinlich darin, daß ich unempfänglich bin für das Leben, welches auf den Schwingen

---

*) Auch diese Skizze fehlt.

des Sturmes an uns herantritt, welches in jedem Athemzuge, in jedem Pulsschlage glüht und über Zeit, Menschen und Begebenheiten mit einer Eile hinwegrollt, die uns beständig neue Umwälzungen befürchten läßt. Wenn eine solche wirklich bevorstände, würde es mir leid thun, den Schauplatz verlassen zu haben. Aber nein! Vor mir liegt das schöne Italien mit seiner herrlichen Luft! Das arme Italien, welches immer nach Einheit und Freiheit strebt! meine Sympathie für diese Nation hat das Interesse für das französische Volk, von dem Macchiavelli sagt, „daß es weder das Joch tragen, noch seine Freiheit zu behaupten weiß," bedeutend gelähmt.

Den 1. December. An Materialismus leidet Italien nicht — man ißt dort einfacher und bisweilen gesünder und bedeutend billiger, als in Paris. Jedoch von den fabelhaften Speisezetteln, die zahllose Gerichte anpreisen, welche meistentheils nur dem Namen nach existiren — wird man nicht mehr belästigt. Auch merkte ich, daß die Maccaroni, welche für die Hauptnahrung der Italiener angesehen werden, daselbst nur in Reisebeschreibungen, Romanen und Speisekarten vorkommen. Eine höchst mittelmäßige Suppe, aus Suppenteigen mit schwacher Fleischbrühe bereitet, scheint ihr Lieblingsgericht zu sein.

Am Abend besuchte ich das Theater St. Augustino, welches ursprünglich eine Kirche, dann ein Kloster gewesen und später für die Oper und dramatische Scene eingerichtet worden ist. Ich sah dort den „Marquis von Létorière" von einer französischen Gesellschaft, welche einige ausgezeichnete Schauspieler unter sich zählte. Zwei derselben sollen von dem „Théatre historique" (Dumas' Theater) gewesen sein, welches ein so vortreffliches Personal besaß, daß bei der Auflösung desselben eine Statistin als Prima Donna bei dem Theater in Marseille engagirt wurde.

Den 2. December. Fußtour, auf der Landstraße von Toscana, mit Mundvorrath an Käse, Brod und Obst in der Rocktasche.

Ein angenehmer Tag.

Den 3. December. Regenwetter. Zu Hause den Mazzini studirt. Ein vortrefflicher Schriftsteller, der die Ideen der Jetztzeit in die einfache, edle Form der alten römischen Beredtsamkeit zu kleiden versteht.

Den 4. December. Promenade auf der Aqua sola, der vornehmsten Promenade Genua's. Herrliches Wetter, milde Luft, glänzender Sonnenschein, blühende Rosen und Oleander, frischer Rasen, Cypressen, Weiden und Lorbeeren mit dunklen glänzendem Laube; blauer Himmel ohne Wolken; elegante Damen in leichter Mantille und weißem, luftigem Schleier, der von dem Scheitel über Schultern und Arme herabwallt; Kinder mit nackten Beinen und in zierlichem Costüm, zerlumpte Bettler in der Sonne liegend, oder eine Art Brettspiel mit weißen und schwarzen Steinen spielend. Voilà!

Den 5. December. Briefe expedirt und erhalten. Mazzini wurde auf die angenehmste Weise abgelöst. Am Abend sah ich den vierten Theil von Monte Christo, welcher in einer Serie von vier Abenden gegeben worden ist. Der Luxus in den Decorationen und Costümen großartig, die Ausführung meisterhaft. Dumas selbst würde sich gefreut haben, wenn er gesehen hätte, wie seine ehemaligen Künstler bemüht waren, den Ruhm des Meisters zu erhöhen.

Den 6. December. Nachricht von Napoleon's Staatscoup. Wie konnte ich denken, daß sich eine Revolution wie eine Vorstellung im Theater auf Tag und Stunde festsetzen und ausführen lasse! — Ach, warum hatte ich Paris verlassen!

Den 7. December. Das Volk ist in fieberhafter Aufregung. Man schlägt sich um die Zeitungen. Um zwölf Uhr wurde eine demokratische Zeitung an die Mauern geschlagen: Das letzte Bulletin aus Paris. Das Volk drängt sich um diese Anschlagezettel, lief't und commentirt. Man singt die

Marseillaise, man wünscht, daß die Republik sich behaupte, und daß die Monarchisten nicht auf den Einfall gerathen, eine Diversion in legitimistischen oder orleanistischem Geiste zu machen.

Am 12. December reise ich mit meinem Gefährten nach Rom ab.

VIII.

Ein paar Federstriche über das Weihnachtsfest in Rom.

Rom! — Somit hätte ich meinen Einzug in diese Stadt ehemaliger Größe gemacht und schon fühle ich, daß der Eindruck von tiefer Wirkung sein wird. Auch das römische Scandinavien habe ich bereits kennen gelernt, das heißt, ich habe das Café Africano — den Versammlungsort der nordischen Künstler — betreten; aber hiervon nichts weiter bis zu dem Tage des Abschiedes von allem, was ich bereits zu lieben begonnen habe: dann werde ich auf die scandinavischen Künstler zurück kommen.

Der Weihnachtstag, nicht der Weihnachtsabend, wurde durch ein Fest gefeiert, an welchem über fünfzig Scandinaven (worunter einige Damen) theilnahmen. Toaste wurden vorgeschlagen, für diese Gelegenheit verfaßte Verse abgesungen und darauf eine Menge Weihnachtsgeschenke verloost. Ich fand dies Alles entsetzlich fade und langweilig, bis die Damen und ein Theil der männlichen Gesellschaft — natürlich nicht die Künstler — sich zurückzogen, und man bei einer unerhörten Anzahl Flaschen Orvieto rascher, lebhafter und freier zu reden begann. Ein Glück war es, daß die römische Polizei nicht die nordischen Sprachen verstand!

Am eigentlichen Weihnachtsabend, zur Zeit, wo wir uns

daheim um den Theetisch zu versammeln pflegen, lag ich im Fenster und lauschte dem Klange der Glocken. Etwas wehmüthig gestimmt griff ich nach meinem Hute und ging aus. Nachdem ich eine Zeitlang in den Straßen auf und ab gewandelt, die trotz des lebhaften Verkehrs ungewöhnlich stille waren, trat ich in die Kirche: Santa-Maria-Maggiore, wo der Papst den Gottesdienst versah. Die Kirche (dem Range nach die zweite in Rom) war prächtig erleuchtet und mit ungeheurem Aufwand geschmückt. Das Ganze bot ein buntes Durcheinander: französische und päpstliche Uniformen, Priester und Mönche von allen Farben, schwarze Fracks, Damen in eleganter Toilette, zerlumpte Bettelbuben und Landleute in Mänteln von braunem Wollenzeuge. Ueberall Flüstern, Lachen, Gähnen, schmachtende Blicke, Drängen, Stoßen, halberstickte Flüche, Seufzer und Thränen, inspirirte Gesichter, Hohnlächeln und Händel um einen Platz am Pfeiler; Knaben, welche ein paar ahnungslose Priester mit Stecknadeln zusammenheften, der Papst, die Cardinäle und das Christusbild, welche in feierlicher Procession durch die Menge ziehen; — es ist scherzhaft genug, dies Alles einmal mit angesehen zu haben.

Der Weihnachtsabend in Rom 1851.

Einst zogen Nordens mächtige Schaaren
Nach der Orangen lieblichem Land,
Rohe Barbaren: sie liebten Gefahren,
Blutige Kämpfe, Plünd'rung und Brand.

Unheimlich, unglückverkündend erklangen
Schwerter und Hörner aus nordischem Land;
Füllten die alten Mauern mit Bangen:
Kaiser erbebten im Purpurgewand.

Roma, sie fiel — um wieder zu steigen
Stolzer und mächtiger noch, als zuvor,
Vor ihrem Spruch muß't die Erde sich neigen,
Könige drängten zum päpstlichen Thor.

Auch von dem Norden zum Süden hin kamen
Pilger zur Tiber; nach Rom eilten sie,
Und wie die Päpste die Huldigung nahmen
Beugt auch der Scandinave sein Knie.

Zwei Säcula noch und die päpstlichen Sterne
Bleicht' und verlöschte der Wahrheit Schein.
Roma stand schutzlos vor Nähe und Ferne
Und selbst der Vatican stürzte mit ein.

Kaiser und Päpste und all' ihre Werke
Waren nicht mehr für Europa geweiht;
Fort war Roma's gefeierte Stärke,
Fortgeschwemmt von dem Strome der Zeit.

Noch zieht der Normann über die Grenze,
Noch belebt Roma ihm Hoffnung und Muth;
Doch nur der Kunst geheiligte Kränze
Will er erkämpfen, nicht Gold mehr und Blut.

Noch zu St. Peter's Dom siehst Du ihn kehren
Den Scandinaven wie einst — aber wie?
Frei und verklärt will jetzt er verehren,
Gott in der Kunst, den Papst aber nie!

IX.

Wanderungen in Rom.

In der ganzen Welt giebt es schwerlich noch eine zweite Stadt, in der man so viel und so zwecklos umher wandert, als in Rom. An allen übrigen Orten sieht man es den Menschen, denen man auf den Straßen begegnet, an, daß sie in Geschäften oder doch in mehr oder minder wichtigen Angelegenheiten aus sind — hier zeigen Blicke, Mienen, Gang und Bewegungen der Vorübergehenden, daß sie nur gehen, um zu gehen, ohne bestimmtes Ziel, es dem Zufalle überlassend, für irgend eine Beschäftigung, das heißt, Zerstreuung zu sorgen.

Aber welche andere Stadt als Rom hat dem Wanderer denn auch ein so tiefgreifendes, großartiges Interesse zu bieten! Ich habe Personen, die über zwanzig Jahre daselbst gewohnt haben und täglich aus gewesen sind, um zu bewundern und zu studiren, wiederholt versichern hören, daß noch Vieles sei, was von ihnen gesehen zu werden verdiene. Man würde dies nicht glauben, wenn nicht so viele Urtheile hierin übereinstimmten.

Man möge aber bedenken, daß Rom in seinen Mauern mehr Kirchen, als Tage im Jahre zählt, und daß unter allen diesen, nicht eine einzige ist, die nicht irgend ein bemerkenswerthes Kunsterzeugniß aufzuweisen hätte, wohingegen die meisten

reiche Kunstschätze in ihren Capellen bewahren! Und ferner alle Paläste, in denen ein einziges Zimmer bisweilen ein ganzes Museum aufwägt, mit ihren prachtvollen Façaden und Bogen- und Säulengängen! Alle diese Fontainen mit sinnreicher Abwechslung in Form und Gruppirung! Jeder Platz, jeder Punkt zeigt dem aufmerksamen Auge eine verborgene Schönheit, die an eine Begebenheit aus der Vergangenheit erinnert. Ueberall Ruinen, mit denen die Weltgeschichte verknüpft ist, Ruinen, in denen jeder Stein nicht nur dem Alterthumsforscher und dem Künstler, sondern auch dem Geschichtsschreiber, dem Philosophen, dem Dichter, ja jedem denkenden Menschen Stoff zum Nachdenken giebt.

Ich will nicht leugnen, daß man dies stete Grübeln und Schauen nicht auch übertreiben könne, besonders wenn man sich zu einem stillen beschaulichen Leben hingeneigt fühlt. Man wird außerdem leicht angesteckt von der trägen Gleichgültigkeit der Eingeborenen. Wie oft habe ich einen Menschen auf einem umgestürzten Steinblocke des Coliseums oder in der Basilica des Constantin sitzen und die Erde umher so aufmerksam betrachten sehen, als wäre sie ein Gemälde des Raphael oder ein antikes Basrelief. Im Allgemeinen merkte man, daß solche Leute jeden neuen Gegenstand lange betrachten und nur nach und nach den Blick von einem Punkte zum anderen lenken, als wollten sie den Genuß des Anschauens bis ins Unglaubliche verlängern. Es ist dasselbe Phänomen, welches man bei den Feinschmeckern (Gastronomen) beobachtet. Dieser Vergleich ließe sich auch auf den Vielesser (gourmand) und jene Reisende anwenden, welche, den Guide in der Hand von einem Platze zum anderen rennend, Rom in einer Woche besehen, jedem Gegenstande einen flüchtigen Blick schenkend.

Um nun auf den römischen Pflastertreter zurückzukommen, so erkennt man denselben auf den ersten Blick.

Die vornehmsten Kennzeichen sind folgende: Er geht

immer nachlässig gekleidet. Der Rock möge elegant oder geschmacklos, kostbar oder ärmlich, prächtig oder unscheinbar, modern oder phantastisch sein, er ist ohne Ausnahme nachlässig angelegt, und nachlässig wird er getragen. Das kommt daher, weil er sich nicht im Geringsten um die Meinung der Welt kümmert; er ist sich nur seiner eigenen Meinung über die äußere Welt bewußt.

Er raucht viel: denn nichts begünstigt so sehr ein derartiges Denken ohne bestimmtes Ziel, nichts vermag so gut die Seele in einer gewissen Selbstzufriedenheit zu erhalten, als eine Cigarre. Sein Blick ist eigenthümlich. Es liegt sowohl Gleichgültigkeit als Neugier darin; er geht flüchtig über Dinge hinweg, welche die Aufmerksamkeit gewöhnlicher Menschen auf sich ziehen würden, und klammert sich statt dessen hartnäckig an scheinbar unbedeutende Gegenstände an. Wenn Ihr ihn ansehţ, betrachtet er Euch mit ruhiger, vornehmer Gleichgültigkeit, als ob er einer anderen Welt angehöre.

Sein Gang ist langsam, nachlässig, unsicher, gleichsam schwankend; ausgenommen bei solchen Gelegenheiten, wo er sich auf der äußeren Kante des Trottoirs, oder auf den in der Mitte der Straße befindlichen großen Steinen zu halten pflegt. — Für diesmal sei es genug über den Romwanderer, besonders da wir noch später wieder auf ihn zurückkommen werden.

Von der großen Fläche, welche die Mauern Roms umgeben, ist kaum der dritte Theil ordentlich bebaut. Sowohl an der Westseite als an der Süd- und Ostseite kann man lange Strecken durchwandern, die nur zu Gemüse- und Weingärten dienen, und wo man selten auf ein einsames Haus, auf ein Wirthshaus, eine Kirche oder auf eine Villa stößt — denn selbst letztere findet man innerhalb der Stadtmauern.

Wenn man durch die tiefen Hohlwege schreitet, die durch dichte Hecken von hohem Gebüsch in diese Gegenden führen, wenn man sich ganz allein auf diesem Pfade befindet und die

Stille ringsum nur dann und wann von einem fernen Geräusch unterbrochen wird, da kann man nicht anders, als sich auf dem Lande und in Entfernung mehrerer Meilen von der nächsten Stadt glauben. Wenn man alsdann nach einer halben Stunde Weges auf eine Mauer stößt, mit ihren Zinnen und Schießscharten, Wachtthürmen und gewaltigen Thoren, vor denen ein Trupp Soldaten auf dem Posten steht oder auf den Boden hingestreckt in der Sonne liegt, da geschieht es wohl, daß man sich verwundert nach der Stadt umsieht, welcher diese Mauern Schutz geben sollen. Wenn das Glück gut ist, entdeckt man alsdann hinter den öden Weinpflanzungen eine mächtige Kuppel oder einen jener viereckigen Thürme, an welchen Rom so reich ist und die sich über den dazwischenliegenden Gegenständen erheben.

Leben und Verkehr scheinen in den nördlichen Stadttheil zusammengedrängt. Von der Piazza-del-Popolo, die ganz am nördlichen Ende liegt, laufen drei lange, gerade Straßen aus: gleichsam die Pulsadern Roms. Sie bilden mit einander einen spitzen Winkel, der im Beginne eine geringe Fläche einschließt, in welcher um so größeres Leben herrscht. Dasselbe erreicht seinen Höhepunkt dort, wo die Via-Condotti diese Straßen winkelrecht, bis an die mittlere, durchschneidet. Je mehr die genannten Straßen auseinander laufen und eine größere Fläche umfassen, desto enger und krummer werden sie, desto düsterer und öder die Quartiere.

Am Ende des Corso hört aller Verkehr auf. Man kommt zuerst nach den Ruinen, nach dem Forum und Coliseum, und darauf in die Gärten und Weinberge. Oestlich von der Via-Babuino ist es ebenso. Westlich von der Via-di-Ripetta fließt die Tiber, auf deren jenseitigem Ufer die Peterskirche, der Vatican und die Engelsburg sich im Norden zusammendrängen, während weiter südlich nur wenige verfallene Häuser zwischen den Mauern und dem linken Flußufer anzutreffen sind.

Wenn nun die Bevölkerung Roms zu dem Gebiete der Stadt in augenscheinlichem Mißverhältnisse steht, indem sie von der unglaublichen Höhe von vier Millionen Seelen auf einhundertvierzigtausend herabgesunken ist, so hat die „Sieben-Hügel-Stadt“ sich doch in anderer Hinsicht bedeutend gehoben. Außer den sieben weltberühmten Hügeln, schließen ihre Mauern jetzt noch acht andere ein, welche letztere in natürliche und künstliche getheilt werden. Der ersten sind drei an Zahl: Monte-Gianicolo, welcher schon in der alten römischen Geschichte genannt wird; Monte-Pincio, die vornehmste Promenade, und il-Vaticano, eigentlich eine Hügelkette. Die fünf künstlichen Hügel sind aus Ruinen alter verfallener Gebäude entstanden, welche die Jahrhunderte mit Erde und Rasen bedeckt haben. Unter ihnen ist der Monte-Testaccio am bekanntesten, von dem man erzählt, daß er hauptsächlich aus zerbrochenem Steinzeuge und sonstigem Hausgeräth besteht, welches während und nach den Plünderungen der Barbaren dahin geworfen sein soll. Man würde schwerlich an eine solche Entstehung glauben können, wenn man nicht wüßte, daß das ganze heutige Rom sich auf dem Schutte des ehemaligen erhebt. Man wandelt heute zehn bis zwölf Fuß über der alten Stadt hin, und nur hin und wieder sieht man eine Ruine, ein großes Monument, wie die Gliedmaaßen eines zur Hälfte begrabenen riesigen Leichnams, aus der Erde hervorragen.

Rom wird in verschiedenen Richtungen von geraden, breiten Straßen durchschnitten, welches einen seltenen Reichthum an hübschen Fernsichten bewirkt. Im Hintergrunde zeigt sich gewöhnlich ein Marktplatz mit einem Obelisken, einer Säule, oder sonstigem Monument. Für derartige Perspective scheint hier mehr, als anders wo gesorgt. Der stattliche Obelisk auf der Piazza-del-Popolo wird von jedem Punkte der drei Straßen, welche auf den Markt führen, gesehen. Da, wo diese genannten Straßen von der Via-Condotti durchschnitten werden,

hat man außerdem eine prachtvolle Aussicht auf die Piazza di Spagna mit ihrer Fontaine; auf die sich darüber erhebende majestätische Treppe; im Hintergrunde auf die Kirche Trinità-del-Monte mit ihren beiden Thürmen und auf den vor dem Tempel stehenden Obelisken. Derselbe Obelisk wird von der Via-Trastina und von der Via-Felice aus gesehen. Wenn man die letztgenannte Straße hinab geht, stößt man auf die herrlichste Wegekreuzung der Welt. Zwei Straßen, welche sich in rechtem Winkel durchschneiden, bieten nach allen vier Seiten die schönste Fernsicht. Dieser Platz hat den Namen: le quattro Fontane (die vier Quellen) erhalten, nach den vier Fontainen, welche die Ecken zieren und von ebenso vielen liegenden Flußgöttern bewacht werden. Man steht auf einer Anhöhe, von welcher die Straßen nach allen Seiten hin abdachen. Hinter sich hat man die Kirche Trinità-del-Monte und den Obelisken. Geradevor liegt St. Maria maggiore; gegenüber ein Obelisk von Granit, hinter dem man nur den blauen Himmel sieht. Rechts eine ähnliche Fernsicht: ein Obelisk mit zwei colossalen Marmorgruppen zu beiden Seiten; der Platz, den sie schmücken, ist der Monte-Cavallo; neben welchen sich der Quirinal erhebt. Zur Linken ist die Aussicht anderer Art: man sieht im Hintergrunde die Porta-Pia, dahinter die Campagna.

So sieht es aber keineswegs überall aus. Am rechten Ufer der Tiber und in der Nähe der Piazza-Navona sieht man nur dunkle, enge, krumme und schmutzige Gassen, deren Beleuchtung — wenn man es überhaupt so nennen kann — mehr durch den flackernden Schein der kleinen Lampen vor den zahlreichen Madonnenbildern, bewirkt wird, als durch die rothgelben Flammen der sparsamen Laternen. Die Häuser sind meistens unwohnlich und verfallen; Bettzeug und Wäsche hängen aus den Fenstern, um gelüftet zu werden, und die Straßen werden nur um Ostern und Weihnachten gefegt. Etwas so Uebelriechendes, Widerwärtiges, wie das Ghetto, das einzige

Stadtviertel, wo die Juden wohnen dürfen, wird kaum in Neapel zu finden sein.

Die allgemein herrschende Unsauberkeit, die Malaria und die feuchten Dünste der Tiber würden die Bevölkerung binnen kurzem decimiren, wenn Rom nicht von zwei entgegenwirkenden Dingen begünstigt wäre: reichem Zufluß an Wasser und stets wechselnden Winden.

Der Reichthum an Wasserleitungen, Behältern, Bassins, Quellen, Springbrunnen aller Art ist erstaunlich. Man möge sein in der Stadt wo man will, so braucht man nie viele Schritte zu gehen, um seinen Durst in dem klarsten, frischesten Wasser zu löschen. Die alten Könige, den geringen Reinlichkeitssinn ihres Volkes kennend, begannen schon Cloaken und Brunnen zu bauen. Consule, Kaiser und Päpste haben ihr Werk fortgesetzt. Selbst durch die Campagna ziehen sich in langen Strecken Wasserleitungen hin, die theils verfallen, theils noch in voller Wirksamkeit sind. Innerhalb der Stadtmauern hat jeder öffentliche Platz wenigstens eine Fontaine, aus welcher das Wasser in nie versiegendem Strahle aufsteigt oder gleich einer Cascade sich über Steinblöcke hinwälzt. Die Fontana-di-Trevi ist weltbekannt wegen ihres enormen Zuflusses an strömendem brausenden Wasser, welches sich in ungeheurer, durchsichtiger Scheibe unter einem prachtvollen Monumente wölbt, von dort in das Bassin hinabstürzt, zerstäubt und in Milliarden schimmernder Tropfen aufspritzt. Das Getöse gleicht dem eines Wasserfalles und wird zur Nachtzeit in der Entfernung von mehreren hundert Schritten vernommen.

Wenn die Römer von diesem Reichthum an Wasser nur wenig zu ihrer Toilette bedürfen, so scheinen sie es als Getränk nach Gebühr zu schätzen. Um jeden Brunnen drängen sich die Leute, um Wasser zu schöpfen; theils in Eimern, theils in jenen classischen Krügen, welche die Italienerinnen mit so vieler Anmuth auf dem Haupte zu tragen verstehen.

Gewöhnlich sitzen ein paar Knaben zusammengekauert auf den Tritonen, Sphinxen, Nilpferden oder sonstigen Figuren, die zum Schmucke des Brunnens dienen. Den Arm um den Hals des Ungeheuers geschlungen, suchen sie den aus dem Rachen hervorquellenden Wasserstrahl mit dem Munde aufzufangen. Bei diesem Manöver gelingt es ihnen nur selten, den Durst zu löschen, aber das Gesicht wird in dem Strahle gebadet, und nicht selten purzeln sie von dem betäubenden Schaume geblendet, herab. Wahrscheinlich besteht hierin ihre ganze Toilette für den Tag.

Geht man den Corso hinab, so könnte man sich in jede andere Hauptstadt Europa's versetzt glauben. Die Häuser sind stattlich und hübsch aber von gewöhnlicher Bauart; mit Ausnahme von zehn bis zwölf Palästen, deresgleichen man schwerlich irgendwo antreffen dürfte. Selbst die Kirchen stehen hier weniger dicht; ich glaube sogar, daß die Straße deren nicht mehr, als fünf bis sechs aufzuweisen hat. Das sind aber nur Nebenumstände. Was dem Corso vor anderen Straßen einen mehr europäischen, civilisirten, modernen Character verleiht, sind die Menschen, denen man dort begegnet. Sie gleichen der Menge, die man auf den Straßen von Paris, Berlin und Stockholm sieht: mehr oder minder nach französischer Mode, sauber und sorgfältig gekleidet, mit schwarzen Hüten und weißen Handschuhen. Sie wandeln auf und ab, bald sich einander, bald die Kaufläden betrachtend. Kurz und gut, sie sehen aus wie andere Leute, reden englisch, französisch, deutsch, nur nicht italienisch. Was die Läden betrifft, so sind dieselben recht elegant: die Schaufenster sind mit französischen Modeartikeln und anderen ausländischen Herrlichkeiten angefüllt, man glaubt sogar einen Anflug von industriellem Leben wahrzunehmen, doch ist dies bloßer Schein: Die Waaren sind mit baarer Münze, nicht mit den Producten des Landes bezahlt wor-

den*). Auch werden sie nur von den Fremden und Reichen gekauft. Das eigentliche Volk muß sich mit den Fabrikaten des Landes begnügen, welche unerhört schlecht sind. Uebrigens findet man in den anderen Stadttheilen Roms kaum einen einzigen Laden, wie wir sie kennen. In dunklen, engen Löchern werden verschiedene Nothwendigkeitsartikel, wie z. B. Fußzeug, alte Kleider, Steinzeug, Glaswaaren, einfaches Haus- und Küchengeräth ꝛc. verkauft. Wer eine Werkstatt besitzt, verkauft dort sein Fabrikat; doch lassen die Meisten sich auf den Trottoirs nieder, oder auf hölzernen Bänken, die sie auf den Marktplatz hinausstellen. Aber selbst hier sind die Käufer größtentheils Fremde, oder die Reichen und Angesehenen der Stadt. Die ärmeren Klassen helfen sich so viel wie möglich selbst und fabriciren, was sie brauchen mit eigenen Händen. Die gleichmäßige Vertheilung der Arbeitskräfte kann hierbei nicht befördert, noch deren wohlthuender Einfluß in Anwendung gebracht werden.

Wenn man von dem modernen Corso nach dem antiken Forum und dessen Umgebungen wandelt, geht man, sich gleichsam vorbereitend, an dem alten Palazza-di-Venezia, einem würdigen Repräsentanten des Mittelalters, vorüber. Wie manche andere römische Paläste aus den Trümmern des Coliseums erbaut, erinnert seine Bauart weder an den erhabenen Styl der classischen Vorzeit, noch an die Zierlichkeit der modernen Baukunst. Aller jener Säulen und Zierrathen baar, die man

*) Rom exportirt nur Erde, Lumpen und Antiquitäten. Die Pozzolanerde, welche einen trefflichen Cement abgiebt, wird bis in die entferntesten Länder geführt. Auch Lumpen werden ausgeführt, in die man im Winter die gegen die Kälte empfindlichen Pflanzen, Weinranken und Orangen hüllt. Was die Antiquitäten betrifft, so befindet sich in Rom ein Markt, an welchem sich die Landleute an bestimmten Tagen einfinden, um die Gegenstände zu verkaufen, die sie im Laufe der Woche aufgegraben haben.

sonst an den römischen Palästen in Ueberfluß findet, scheint es, als wolle er nur durch seine colossalen Dimensionen imponiren. Die massiven Mauern sind von röthlichgrauer Farbe. Die sparsam angebrachten Fenster, gleichen ungeachtet ihrer Größe, den Schießscharten einer Festung. Ein einziger gewaltiger Fries schmückt das Dachgesims über dem sich die dunklen Zinnen gleich einer drohenden Krone auf der Residenz des österreichischen Gesandten erheben.

Hinter dem Palazzo=di=Venezia führt eine enge krumme Straße an den Fuß des Capitols und gerade davor erblickt man das alte Forum Romanum.

X.

Monte-Pincio.

Die Römer lieben es nicht, auf dem alten Forum Romanum, noch an einem anderen jener classischen Orte zu lustwandeln, wo zahlreiche Ruinen sie an ihre ehemalige Größe und an ihr jetziges Elend erinnern. Die römischen Nobili überlassen diese Ruinen den niederen Volksklassen und den neugierigen Fremden. Die reichen Banquiers und der Adel spazieren auf dem Monte-Pincio, wo sie von lachenden grünen Anlagen umgeben sind, und wo die Aussicht auf Rom ihre Illusionen über die Größe und den Glanz der ewigen Stadt nicht stört.

Monte-Pincio ist keiner von den sieben Hügeln, welche so oft in der älteren römischen Geschichte genannt werden. Er ist erst später bebaut worden und seine Erinnerungen stammen aus jüngerer Vergangenheit.

Einen großen Theil des Berges nimmt die Promenade ein, eine recht hübsche Anlage, für welche die Natur aber unendlich viel mehr gethan hat, als die Kunst.

Die Luft dort oben ist frisch und angenehm; das Geräusch der Wagen und der lärmenden Volksmenge dringt nicht hinauf; die Sonne scheint freundlicher auf die Stadt hinab zu blicken; die feuchten Nebel, die von der Tiber aufsteigen, werden durch das Spiel des Windes zerstreut, und mehr als alles

dies: Man genießt von hier eine hinreißend schöne Aussicht über Rom und einen Theil der Campagna.

Wenn die Wärme allzu lästig wird, kann der Monte-Pincio in Verhältniß seiner Größe, was den Reichthum der glänzenden Equipagen und Toiletten betrifft, ohne Furcht mit den elysäischen Feldern in die Schranken treten: jedenfalls findet man hier mehr hübsche Gesichter, als in Paris. Hier hat mancher Maler Begeisterung gesucht und gefunden, und mancher Fremdling, der hier von den blitzenden Augen einer edlen Römerin getroffen wurde, hat seinen Reiseplan geändert.

Wollte ich alle Stunden zählen, die ich auf dem Monte-Pincio zugebracht habe, so würde ihre Zahl sich mit Rücksicht auf die Zeit, die ich zu meinem Aufenthalte in Rom bestimmt hatte, als sehr bedeutend ausweisen. Ich war dort zu allen Tageszeiten, bei der verschiedensten Beleuchtung und Temperatur, in Gesellschaft der verschiedensten Personen, in wechselnder Gemüthsstimmung, aus immer anderen Ursachen, bei immer anderen Gelegenheiten, und jedesmal empfing ich einen neuen Eindruck, jedesmal nahm ich ein anderes Bild von ihm mit nach Hause.

Vom Monte-Pincio gewann ich den ersten Ueberblick über die ewige Stadt, vom Monte-Pincio sagte ich ihr Lebewohl. Von seinem Gipfel habe ich den Uebungen der französischen Truppen zugeschaut und eine Füsilade mit angesehen; von dort sah ich die Leichenprocessionen über die Piazza-del-Popolo hinziehen, welcher wenige Stunden darauf ein Tummelplatz der ausgelassensten Carnevalsscherze wurde. Monte-Pincio in dem ersten Schimmer der aufgehenden Sonne, ist ein ganz anderer, als in dem plötzlichen Wechsel zwischen Tag und Nacht; ein ganz anderer in dem milden Glanze des klaren Vollmondes, als in dem blendenden Lichte der glühenden Mittagssonne. Mit jeder Stunde am Tage, mit jeder eintretenden neuen Jahreszeit oder veränderten Witterung

scheint er ein neues Aussehen, einen neuen Charakter zu bekommen.

Mein Lieblingsplatz war ein Plateau, das über die Terrassen hinausragt, auf welchen man von der Piazza-del-Popolo emporsteigt.

Als ich eines Abends dort an der Balustrade stand und die herrliche Aussicht betrachtete, blieb neben mir eine Gruppe stehen, die ich, da ich doch einmal nichts Besseres zu thun hatte, näher in Augenschein nahm, und zwar mit dem selbstzuerkannten Rechte des Flaneurs, welcher glaubt, daß Alles, was existirt, nur für ihn und zu seiner Zerstreuung da ist.

Die Gruppe bestand aus fünf Personen, von denen drei römischen Ursprungs sein mußten: eine alte Dame von hochmüthigem, bigottem Aussehen; ein junger, bleicher Mann mit selbstzufriedener Miene, und eine junge Dame, eine ächt römische Schönheit, in eine weiße Mantille gehüllt und das edle Antlitz von einem feinen Strohhute beschattet. Sie schienen verwandt zu sein: vielleicht eine Mutter mit ihren Kindern. Die beiden anderen Personen waren augenscheinlich Ausländer. Den Einen hielt ich, wegen seiner lebhaften Gebehrden und Bewegungen, für einen Franzosen, welches sich auch später als wahr erwies; und daß der Andere ein Engländer sei, hätte man beschwören können, wenn man nur seine enggeschürzte Cravatte, seine langen, dünnen, schwarzbekleideten Beine und die hinter der grünen Brille hervorschauenden blaugrauen Augen gesehen hätte.

Alle fünf sprachen französisch, und der verschiedene Accent überzeugte mich, daß ich mich in meiner Vermuthung über ihre verschiedene Nationalität nicht geirrt hatte. Der Laut der Stimmen drang so klar zu mir herüber, daß ich die Unterhaltung gegen meinen Willen anhörte.

„Welch ein schöner Januartag!“ sprach der Franzose, welcher die junge Römerin oft mit unverholener Bewunderung betrachtete.

„Ja, er ist wirlich schön," antwortete die alte Dame. „Selbst im Winter ist der italienische Himmel lächelnd und klar."

„Deshalb thut der Nordbewohner auch am klügsten, wenn er den Süden in der kalten Jahreszeit bereist," fiel der Engländer ein.

„Damit er in der Heimath nicht zu frieren braucht, meinen Sie?" fragte der Franzose.

„Nein, Vicomte, sondern weil alsdann der angestellte Vergleich zum Vortheil des Südens ausfallen würde, während die brennende Sommerhitze uns die milde temporirte Wärme unseres Vaterlandes wünschenswerth erscheinen lassen könnte."

„Ich theile diese Ansicht," äußerte die junge Römerin. „Wenn ich den Norden besuchen sollte, würde ich auch dorthin gehen, wenn der Schnee die Fluren deckt, wenn die Flüsse zu Eis erstarrt und die Bäume ihres grünen Laubkleides beraubt sind. Deshalb kann ich es auch sehr wohl begreifen, daß der Nordbewohner unser Land aufsucht, wenn die Vegetation am reichsten, die Sonne am wohlthuendsten ist, und wenn die ganze Natur in schönster Blüthe steht."

„Ich gebe zu, daß Sie gewissermaßen Recht haben, aber was Rom betrifft —"

„Ich verstehe," unterbrach ihn die junge Römerin mit einem Lächeln, das einen Anflug von Bitterkeit hatte. „Man kommt nicht nach Rom, um seiner Natur oder um seines Volkes, noch um seiner Gegenwart willen — man liebt es nur wegen seiner Vergangenheit, man betrachtet es wie ein ungeheueres Museum, das man zu jeder beliebigen Zeit und ohne Rücksicht auf Wind und Wetter in Augenschein nehmen kann."

Hier trat eine Pause ein, während welcher ich an die Balustrade trat, die Gruppe sich mir näherte, und wie ich selbst, von der herrlichen Aussicht, die sich vor uns ausdehnte, gefesselt schien.

Am Fuße des Hügels, auf welchem wir uns befanden, liegt die Piazza-del-Popolo, ohne Widerrede einer der schönsten und regelmäßigsten Plätze Europa's. Er wird von zwei Halbzirkeln eingeschlossen, deren Spitzen sich jedoch nicht berühren. Auf der einen Seite lassen sie der Porta-del-Popolo Raum, durch welche ein gerader, breiter Weg in die Campagna führt. Auf der anderen ist der Zwischenraum größer. Die Halbzirkel enden mit zwei prachtvollen Palästen, zwischen welchen zwei symetrische Kirchen liegen, und zwar in gleicher Entfernung von einander und von den Palästen. Die dadurch entstandenen drei Oeffnungen bilden die Mündungen der weiter oben erwähnten Hauptstraßen Roms: der Via-del-Babuino, des Corso und der Via-di-Ripetta, welche, von einem Punkte entspringend, die Stadt in verschiedener Richtung durchlaufen. Der Platz dacht von allen Seiten nach der Mitte hin ab, und die dadurch entstehende concave Oberfläche läßt ihn noch größer scheinen, als er wirklich ist.

In der Mitte erhebt sich ein gewaltiger Obelisk, der vor einigen Jahrtausenden von irgend einem egyptischen Könige erbaut und durch Augustus von Heliopolis nach Rom geführt wurde. Am Fuße dieses Obelisken ruhen vier Löwen, die unaufhörlich einen Strahl krystallhellen Wassers ausspeien. Der eine der beiden Halbzirkel ist mit hohen Cypressen bepflanzt, welche den Platz wie mit einem immergrünen Rahmen einfassen; der andere, welcher den Eingang zum Monte-Pincio bildet, ist überaus verschwenderisch mit Bildsäulen und Marmorgruppen ausgestattet. Colossale Flußgötter und phantastische Meerungeheuer bewohnen die immer spielenden Springquellen; geheimnißvolle Sphynxe ruhen auf den Balustraden, und Marmorstatuen, Nymphen und Heroen darstellend, schimmern zwischen den Gebüschen der sich übereinander erhebenden Terrassen hervor.

Blickt man vom Monte-Pincio gerade über den Markt, so bemerkt man hinter den dunklen Cypressen ein spärlich an-

gebautes Feld, wo zwischen Weingärten und Gruppen immer grüner Bäume einzelne Villen hervorlugen. Jenseit des Feldes erheben sich die eckigen Umrisse der Engelsburg, der Vatican und die Kuppel der Peterskirche mit ihrem in der Sonne blitzenden Goldkreuze, das sich am tiefblauen Himmel abzeichnet. Zur Linken dehnt sich die riesige Stadt aus: die niedrig gelegenen Theile in Nebel gehüllt, während die Hügel noch von der untergehenden Sonne beleuchtet sind. Zur Rechten fruchtbare Ebenen von einer Hügelkette begrenzt. Dort schlängelt sich die Tiber in unzähligen Krümmungen und dort zeigt Ponte-Molle seine grauen Gewölbe, die in mehr denn zehntausend Albums figuriren.

Aber der Blick des Beschauers kehrt immer gern zur Peterskirche zurück. Ihre colossale Kuppel scheint, in dieser vollen Beleuchtung und gegen den tiefblauen Himmel gesehen, etwas Luftiges und Leichtes zu besitzen, welches den Bewohner des Nordens mit Entzücken und Staunen erfüllt, weil er gewohnt ist, diese Eigenschaften ausschließlich dem gothischen und byzantinischen Baustyle mit den spitzen, gen Himmel strebenden Thürmen und eckigen, phantastischen Umrissen beizumessen. Vielleicht würden diese majestätischen Dome in der matten Beleuchtung des grauen nördlichen Himmels auch schwerfällig und düster erscheinen.

Ich hatte die Gesellschaft neben mir eine Weile vergessen, als sich ihr Gespräch der Peterskirche zuwandte und deshalb meine Aufmerksamkeit auf's Neue zu fesseln begann.

„Was denken Sie beim Anblicke dieses Riesenwerkes, das von Constantin begonnen, von vierundzwanzig Päpsten fortgesetzt wurde und zu dessen Verherrlichung alle großen Künstler Italiens mit ihrem Talente, und alle Völker der Erde mit ihrem Golde beigetragen haben?“ fragte die schöne Römerin den Franzosen.

„Ich denke an das, was meinem Landsmanne Paul-de-

Musset passirte, als er die Basilica im Vatican besah," antwortete der Franzose, welcher augenscheinlich so entzückt von dem Anblicke der schönen Römerin war, daß er auf's Gerathewohl aussprach, was ihm eben einfiel.

„Und was geschah Ihrem Landsmanne?"

„Er war auf die Plattform hinaufgestiegen, welche nach seiner Beschreibung einem gewöhnlichen Marktplatze an Größe gleich kommt."

„Das ist nicht übertrieben."

„Dort oben soll sich ein Maulthier mit einem kleinen Frachtwagen befinden, und in einem Winkel ein Stall und ein Wagenschuppen für die Raritäten gebaut sein."

„Auch dies ist der Wahrheit gemäß — Vielleicht fiel es Ihrem Landsmanne ein, die Equipage zu benutzen und sich dort oben spazieren fahren zu lassen?"

„Das wäre ein origineller Gedanke gewesen!" rief der Engländer. „Ich hätte Lust, dies zu versuchen."

„Paul-de-Musset kam nicht auf diese Idee," entgegnete der Franzose lächelnd. „Er stellte seine Betrachtungen darüber an, daß dies unglückliche Thier verurtheilt sei, mehrere hundert Fuß oberhalb der lieben Muttererde zu leben und zu sterben, und daß es, wenn es seine Lage zu begreifen vermöchte, die Menschen ohne Zweifel für recht boshafte, wunderliche Geschöpfe halten würde."

„Das ist wahrscheinlich — und darauf?"

„Darauf wandte mein geistreicher Landsmann seine Aufmerksamkeit der Kuppel zu, und während er die majestätische Form derselben bewunderte, fiel ihm der Brief des Diderot an Mademoiselle Voland ein, in dem von diesem architektonischen Meisterstücke des Michel-Angelo die Rede ist. Kennen Sie vielleicht diesen Brief, Signora?"

„Sie vergessen, daß die Kirche uns eine so gottlose Lectüre verbietet," erwiderte die Matrone, an welche diese Frage gerichtet war, mit süß-saurer Miene.

„Das bedaure ich — In diesem Briefe behandelt der große Encyklopädist die Lehre von den angeborenen Ideen und deren Entwickelung durch die Erfahrung; und zur Unterhaltung seiner Geliebten, legt er so viel Kraft und Tiefe dahinein, als handelte es sich darum, einen Satz der Philosophie gegen alle Denker der Holbachschen Schule zu beweisen. Zur besseren Entwickelung seiner Vorstellung von der Thätigkeit des Genies und der Combination der angeborenen Ideen, behauptet Diderot, daß Michel-Angelo, während er nur danach trachtete, der Kuppel die möglichst schöne Wölbung zu geben, plötzlich und so zu sagen sich unbewußt die solideste Krummlinie erfand. Sich auf dies Beispiel stützend, läßt Diderot sich durch seine Phantasie verleiten, ein ganzes System aufzubauen, in welchem er die innere Harmonie zwischen den Gesetzen des Schönen und des Soliden zu beweisen sucht — eine Harmonie, durch die allein das schönste Meisterwerk in der Natur auch zu gleicher Zeit das dauerhafteste sein kann.“

„Dies ist alles sehr schön und richtig,“ entgegnete die junge Römerin. „Wie wurde es denn aber mit der Begebenheit des Paul-de-Musset?“

„Ach, die Begebenheit! — Nun die bestand in der Entdeckung, daß das System des Diderot allerdings sehr schön, aber keineswegs zuverlässig sei. Nachdem Musset überall umher gewandert und alle Treppen auf- und abgeklettert war, bemerkte er nämlich Arbeiter, Maurerwerkzeuge, Haufen von Lehm und Sand, und Steinblöcke, die unter der Säge kreischten. Man besserte die Kuppel aus, welche, nichts weniger als solide, an mehreren Stellen einzustürzen drohte. Das wird jetzt wahrscheinlich bereits geschehen sein, während die Ruinen des Coliseums noch unverwüstlich dastehen, und durch dies grobe, materielle Factum wird Diderot's hübsches System total umgeworfen.“

„Und wenn auch die Kuppel jeden Tag mit ihrem Ein-

sturze droht," sprach der Engländer, den Gegenstand, den die junge Dame nur eines feinen, spöttischen Lächelns gewürdigt hatte, voll Interesse wieder aufnehmend, „wenn auch die Kuppel jeden Tag einstürzte, so wird es mich nicht hindern, dort hinauf zu steigen, um den Maulesel zu sehen. Die ungewohnte Lebensart muß unfehlbar den Stempel der Originalität auf die Stirn des Thieres geprägt haben; es muß an die Styliten des Orients erinnern, welche jahrelang, auf einer Säule stehend, der glühenden Sonnenhitze und der eisigen Nachtluft ausgesetzt waren."

Die Matrone schaute ihn voll Erstaunen und Mißvergnügen an. Dieser Vergleich zwischen einem Esel und den schwärmerischen Heiligen der Vergangenheit hatte sie sichtlich empört. Die Anderen lachten herzlich, und selbst die junge Römerin öffnete die Lippen zu einem Lächeln.

Das Schlimmste war, daß dies Gleichniß und die Miene der alten Dame mir, der ich gezwungener Weise die Unterredung angehört hatte, so komisch vorkam, daß auch ich mich eines Lachens nicht erwehren konnte.

Da wandten sich plötzlich Alle nach mir um, als ob sie meine Anwesenheit nicht bemerkt, oder doch geglaubt hätten, daß ich ihre Unterhaltung nicht verstehe. Der junge Römer mit dem bleichen Gesichte und der selbstzufriedenen Miene ergriff jetzt zum ersten Male das Wort und sprach einige Worte auf italienisch zu seiner Mutter, worauf sich die ganze Gesellschaft alsbald entfernte. Mich verdroß, daß ich mich in einer Stimmung befand, die mich für alles Lächerliche empfänglich machte; aber man hat solche Tage. Ich erinnerte mich unwillkürlich der Worte des Horaz:

„Der Mensch hütet sich nie genug vor dem, was er bei jeder Gelegenheit vermeiden soll."

Am Vormittage ist der Monte-Pincio gewöhnlich mit spielenden Kindern und deren Wärterinnen angefüllt. Es ist recht

drollig anzusehen, wie die Kleinen, ihren Reif treibend, auf einander stoßen, Miene machen Bekanntschaft anzuknüpfen, aber bestürzt verstummen, wenn sie merken daß sie einander nicht verstehen — daß sie in verschiedenen Zungen reden. Da pflegen denn die Mütter und Wärterinnen zu erscheinen und als Dollmetscher zu dienen. Die Kinder vereinigen sich oft zu einem Spiele, und es ist erstaunlich zu sehen, mit welcher Genauigkeit und Einheit dasselbe vor sich geht, obgleich Keiner den Andern versteht. Da hallt die große Ebene von französischen, italienischen, deutschen, englischen, russischen und spanischen Worten wieder, die von den zarten Kinderlippen gar eigen klingen.

Etwas Schöneres, als den Monte-Pincio im Mondschein, kann man schwerlich sehen. Die Marmorstatuen scheinen wie lebend in der ungewissen, schwankenden Beleuchtung; wenn man auf den Markt hinab blickt, scheint der uralte Obelisk wie aus unermeßlicher Tiefe hervor zu steigen und seine Spitze sich in den Wolken zu verlieren. Wie der Mondschein mit den schäumenden silbernen Wasserstrahlen spielt, die unaufhörlich aufsteigen, um mit wunderbarem Klingen wieder in das Bassin herabzufallen! Wie die dunklen Cypressen auf jener Seite des Marktes gleich riesigen Hellebardieren dastehen und die verzauberte Stätte bewachen! Wie balsamisch duftet die Luft, wie angenehm, wie erfrischend der Hauch der Nacht, wie schön, wie bezaubernd Alles — Alles!

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet.

(Diese Stätte lächelt mir schöner, als alle anderen auf Erden.)

Die Letzten ihres Stammes.

[illegible] wie die Männer, ihren Hut [illegible]end, auf [illegible] Bekanntschaft anzuknüpfen, aber [illegible] daß sie einander nicht ver[illegible] [illegible] Zungen reden. Da pflegen [illegible] zu erscheinen und als Dol[illegible] [illegible] vereinigen sich oft zu einer [illegible] mit welcher Genauigkeit [illegible] zugleich Keiner den Andern [illegible] von französischen, italie[illegible] [illegible] und spanischen Worten [illegible] klingen.

[illegible] im Mondschein, [illegible] Marmorstatuen scheinen wie [illegible] Beleuchtung; wenn man [illegible] der graue Obelisk wie aus [illegible] und seine Spitze sich in [illegible] Mondschein mit den schäu[illegible] [illegible] die unaufhörlich auf[illegible]steigen, um [illegible] wieder in das Bassin herabzufallen! [illegible] auf jener Seite des Marktes [illegible] dastehen und die verzau[illegible]berte Stätte [illegible] duftet die Luft, wie angenehm, wie [illegible] der Hauch der Nacht, wie schön, wie bezaubernd Alles — [illegible]!

[illegible] mihi praeter omnes
[illegible]

[illegible] als alle anderen auf Erden.)

I.

Die kleinen Geheimnisse des Palastes Montefiore.

Durch einen jener Zufälle, die bisweilen eintreffen, als wären sie bestellt, erhielt ich nach einigen Monaten, bei meiner Rückkehr von Neapel nach Rom, Kenntniß von einer Geschichte, welche die Personen, die ich auf dem Monte-Pincio gesehen und gehört hatte, so nahe berührte, daß ich dieselbe mit lebhaftem Interesse aufzeichnete, und zwar so treu, wie es mit einer Erzählung aus dritter oder vierter Hand der Fall sein kann.

Der Palazzo-Montefiore liegt mit dem Palazzo-Spada und dem Palazzo-Farnese in einem Stadttheile; aber nicht wie letztere, an einem freien Platze, sondern eingezwängt zwischen kleinen verfallenen Häusern, deren graue, schmutzige Mauern und elende Fenster, aus denen, nach italienischer Sitte, die nasse Wäsche zum Trocknen ausgehängt ist, einen wenig behaglichen Anblick gewähren.

Der Palast stammt aus einer Zeit wo Hernini und seine Schule despotisch über Alles herrschten, was in das Gebiet der schönen Künste reichte, sei es Malerei, Bildhauerei oder Baukunst.

Auch zeugt er durch seine Ausdehnung und durch seine Ueberladung mit Zierrathen von einem verdorbenen Geschmack, und man sieht mit Verdruß hier und dort antike Säulen und

Basreliefs angebracht, die ohne Zweifel den Ruinen und den Meisterwerken der Vorzeit grausam entwendet worden sind. Man beklagt diese geraubten Schätze, als ob sie lebendig und sich ihrer Demüthigung bewußt wären.

Von der Straße tritt man in eine Vorhalle, die mit Statuetten von einigen Mitgliedern des alten Geschlechtes geschmückt ist. Eine Gitterthür scheidet diese Halle von dem inneren Hofe, in dessen Hintergrunde man einen von abenteuerlichen Figuren umgebenen Springbrunnen erblickt, der mit seinem murmelnden, plätschernden Wasserstrahl Kühle und Frische verbreitet. Rings um den Hof läuft eine Reihe Pfeiler, eine Säulenhalle bildend, die selbst im heißesten Sommer schattige Kühle gewährt.

Von der Vorhalle führen breite Treppenstufen, aus polirten Marmorblöcken bestehend, in das erste Stockwerk, von welchem der Prinz Montefiore mit seiner Familie kaum den dritten Theil bewohnte.

Die vielen prächtigen Sääle mit ihren antiken Meubles und Gallerien, deren Wände zahlreiche und zum Theil sehr werthvolle Gemälde schmückten, waren seit mehreren Jahren geschlossen, und die erlauchte Familie begnügte sich mit einigen, nach dem Hofe zu liegenden Gemächern. Die oberen Stockwerke waren ganz unbewohnt.

Am Morgen nach der Promenade auf dem Monte-Pincio, ging der Prinz in dem Gemache, welches ihm zum Schlafzimmer diente, unruhig auf und nieder. Seine heftigen Gebehrden, die düstere Stirn und die zusammengekniffenen Lippen zeugten deutlich, daß er übel gestimmt sei.

Dann und wann murmelte er abgerissene Sätze vor sich hin, indem er vor dem Kamin stehen blieb, über welchem in erhabener Arbeit das Wappen der Montefiori prangte.

Darauf begann er seine Wanderung von Neuem mit noch festeren Schritten, bis er ermüdet auf einen Stuhl sank.

Der Prinz hatte noch nicht sein dreißigstes Lebensjahr

erreicht, obwohl er es längst überschritten zu haben schien. Sein feines Gesicht, das die Spuren einer weichen Schönheit trug, war sehr bleich und die schwache Röthe, die es augenblicklich färbte, rührte wahrscheinlich von einer heftigen Gemüthsbewegung her. Die Lippen waren dünn und farblos, die Stirn tief gefurcht. Das glänzende, schwarze Haar war weich, wie Seide, aber dünn und spärlich. Die Augen waren gewöhnlich matt zur Erde gesenkt; bisweilen erhob er sie und alsdann flammte ein unglückverheißendes Feuer in den großen dunklen Augensternen.

Ohne eigentlichen Grund zu schlechter Laune war der Prinz diesen Morgen unzufrieden mit sich selbst und mit der ganzen Welt erwacht.

Vielleicht rührte dies von dem Vergleiche her, den er unwillkürlich zwischen seinen eigenen Verhältnissen und denen der Fremdlinge anstellen mußte.

Von bei weitem geringerer Herkunft als er, konnten sie alle ihre Launen befriedigen: reisen, wohin es ihnen gefiel, Pferde und Equipage halten, spielen so hoch sie wollten, kurz, ihren Rang nach allen Seiten hin glänzend vertreten, während er, der Prinz Montefiore, genöthigt war, jede Ausgabe zu erwägen und zu berechnen, um sich nicht gänzlich zu ruiniren. Besitzer eines prächtigen Palastes, mußte er sich auf ein paar elende Zimmer beschränken, weil er keine Mittel hatte die glänzenden Sääle zu unterhalten. Er, dessen Vorfahren einen eigenen Hofstaat gehalten hatten, mußte sich jetzt mit drei bis vier Domestiken begnügen.

Man muß einräumen, daß diese Betrachtungen keine angenehmen Bilder in ihm schaffen konnten, und daß er vielmehr Ursache zu einer trüben Stimmung hatte. Wäre er noch Philosoph gewesen — aber das war er leider nicht!

Mittlerweile schien er der schwermüthigen Gedanken überdrüssig und streckte die Hand nach dem Glockenzuge aus.

Ein alter, treuer Diener, ein Ueberbleibsel früheren Glanzes, zeigte sich ehrerbietig an der Thür.

„Ist meine Mutter bereits aufgestanden, Pietro?"

„Ja, Excellenza."

„Geh' und frage, ob sie es mir gestattet, ihr guten Morgen zu wünschen."

„Ja, Excellenza," sprach der Alte und entschwand.

Nach einigen Minuten kehrte er zurück.

„Die Prinzessin heißt Ew. Gnaden willkommen."

Der Prinz erhob sich und begab sich sofort in das Zimmer seiner Mutter.

Dies war noch kleiner und unwohnlicher, als seines; Kein freundliches Feuer brannte im Kamin und kalte, unheimliche Luft herrschte im Zimmer.

Die Prinzessin, in einem alten Lehnstuhle sitzend, hielt ein Gebetbuch in der Hand, aus welchem sie dann und wann mit leiser Stimme las.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie störe, meine Mutter," sprach der Prinz sich zu ihr herabbeugend um ihre Hand zu küssen.

„Du bist willkommen Giulio — nimm Platz!"

Sie zeigte auf einen Lehnstuhl, der eben so alt schien, wie der ihrige.

„Die gestrige Promenade ist Ihnen hoffentlich gut bekommen, meine Mutter?" Mit dieser Einleitung nahm der Sohn den angewiesenen Platz ein.

„Ja, die Bewegung und die freie Luft haben mir gut gethan — — ich bedarf es bisweilen, aus dieser Einsamkeit hinauszukommen — — meiner Gesundheit wegen."

„Nicht blos Ihrer Gesundheit wegen, Mutter: wie der Körper nach Bewegung und Luftwechsel verlangt, so bedarf die Seele bisweilen auch der Zerstreuung."

„Zerstreuung — nennst Du es Zerstreuung, wenn man einmal die Woche nach dem Monte-Pincio fährt und zwar in

einem Wagen, der einer Bürgerfrau anstehen würde, während ich meines Gleichen in glänzenden Equipagen vorbeifliegen sehe? — Wo man neugierigen, vielleicht mitleidigen Blicken ausgesetzt ist und — halb ironische Blicke erwidern muß — ah, da täuschest Du Dich gewaltig — wäre es nicht Annunziata's wegen, damit sie nicht hinsieche in diesen öden Räumen, so würde ich mich nie auf dem Monte-Pincio und vor Personen zeigen, deren Gesellschaftskreisen wir unserer Geburt nach angehören und von denen nur allein unsere Armuth uns fern hält."

„Sie haben leider Recht, meine Mutter, aber wie Sie selbst sagen, um Annunziata's willen — arme Schwester." —

Der Prinz sprach in halben Sätzen, in der Hoffnung, daß seine Mutter ihm entgegen kommen, die abgebrochenen Phrasen vollenden und damit dem Gespräche eine Wendung geben solle, die herbeizuführen er wünschte. Als aber die Prinzessin keine Miene hierzu machte, begann er von Neuem:

„Was soll aus ihrer Zukunft werden? Ungesehen und unbemerkt wird sie hinschwinden, obgleich Geburt und Schönheit sie zu einer angemessenen Stellung in der Gesellschaft berechtigen und ihre edlen Eigenschaften sie eines glücklicheren Looses werth machen."

Die Prinzessin schaute auf: dieser theilnehmende Ausdruck brüderlicher Zärtlichkeit war durchaus neu und ungewöhnlich. Die Wahrheit zu gestehen, so hatte der Prinz bis jetzt nie das geringste Interesse an der Zukunft seiner Schwester gezeigt; um so auffallender mußte diese plötzliche Theilnahme erscheinen, die deshalb sofort von der Mutter durchschaut wurde.

„Es ist mehr, als wahrscheinlich, daß Annunziata keinen passenden Gemahl finden wird, weil sie ihm keine Mitgift bringen kann," sprach sie seufzend. „Unser heutiger Adel betet nur das Geld an, und die vornehmsten Nobili sind nicht die, deren Namen glorreich in der Geschichte dastehen, sondern diejenigen, welche das meiste Gold geerbt oder zusammen gescharrt

haben. Vor den Thoren eines Torlonia drängt sich die Menge, während der Palast der Montefiori öde steht."

„Jedenfalls," sagte der Prinz, das Gespräch auf den für ihn wichtigen Punkt zurückführend, „jedenfalls wird es meiner Schwester, in der Zurückgezogenheit, in der wir leben, schwer werden, einen Gemahl zu finden. Wir sehen ja nur alte Verwandte bei uns, und selbst die kaum einmal im Monat."

„Aber wir können ja nicht in größerem Kreise leben! Wir müßten alsdann Feste geben, kostbare Toilette und tausend Dinge anschaffen und Ausgaben machen, die wir besonders nach Deiner kostspieligen, unnützen Reise nach Baden, nicht bestreiten können."

Bei dieser unangenehmen Anspielung zuckten die feinen Brauen des jungen Mannes wie im Zorn.

Vor einigen Jahren hatte er nämlich seine Mutter vermocht, einen Landbesitz in der Nähe von Frascati, das letzte der Familiengüter zu verkaufen, um ihm die Mittel zu einer Reise nach Deutschland zu verschaffen. Er hatte gehofft, eine vortheilhafte Stellung an einem kleinen deutschen Hofe zu finden; war aber nur bis Baden-Baden gekommen, woselbst er einige Monate als grand seigneur gelebt hatte, bis der erlittene Verlust am Spieltisch ihn gezwungen, unverrichteter Sache nach Rom zurückzukehren.

Von dieser glänzenden Lebensperiode waren dem Prinzen nur schmerzliche Erinnerungen geblieben, welche bei vorkommenden Geldverlegenheiten jedesmal durch die Sticheleien der Mutter aufs Neue geweckt wurden. Aber als nun Lord Stouthead, — der Engländer, den wir auf dem Monte-Pincio getroffen haben und dessen Bekanntschaft der Prinz schon in Baden-Baden gemacht hatte — die Erinnerungen an den ephemeren Glanz des Prinzen wieder wachgerufen hatte, als mit ihnen das Gefühl der Entbehrungen in doppelt hohem Grade wiederkehrte, da schwur Giulio Montefiore, daß er auf die eine

oder andere Weise, wenn auch nur auf kurze Zeit, noch einmal auferstehen und ein Leben führen wolle, das wirklich Leben genannt zu werden verdiene.

Ohne Geld ließ sich dies aber nicht bewerkstelligen. Er wußte, daß die Mutter noch über einen kleinen Rest des Vermögens zu verfügen habe; jetzt handelte es sich darum, sie zu diesem zweiten Opfer zu vermögen, und in dieser Absicht hatte der Prinz sich in dem Zimmer seiner Mutter eingefunden.

„Wenn wir für Annunziata einen Gemahl unter dem römischen Adel wählen wollten, so wäre dies allerdings unvermeidlich,“ sprach Giulio, den Faden des Gespräches wieder aufnehmend — „wir müßten alsdann den Umgang mit jenen Familien wieder anknüpfen, deren Söhne in Frage kommen können. Aber weshalb wollen wir uns auf unsere Landsleute beschränken? — Irgend ein reicher, fremder Edelmann —“

„Ich verstehe — Du denkst an die beiden Ausländer, welche Du mir gestern Abend vorstelltest: an den Engländer, den Du schon früher gekannt hattest und an seinen Freund den Vicomte. — Aber die Sache bleibt ja immer dieselbe.“

„Keineswegs. Sie leben hier ohne Familie und wir brauchen ihnen somit keine glänzenden Feste zu geben oder unseren Umgangskreis zu erweitern; es genügt, daß wir ihnen unser Haus öffnen und ihnen dasselbe so angenehm wie möglich zu machen suchen. Ueberdies sind sie Reisende, und wenn Annunziata Eindruck auf einen von Beiden macht, so wird seine Liebe sich schneller entwickeln und schneller zu einem Resultat führen, als es unter gewöhnlichen Verhältnissen zu geschehen pflegt.“

„Und die Mitgift?“

„Wenn sie Annunziata kennen und schätzen gelernt haben, so kommt dieselbe gar nicht weiter in Betracht. Mit unserer eigenen Kaste verhält es sich anders: da ist unsere Armuth überall gekannt und darum denkt Niemand an sie.“

„Vielleicht hast Du Recht und meine Pflicht gebietet mir, etwas für Annunziata zu thun. — Ich gebe diese Angelegenheit in Deine Hände, denn ich bin überzeugt, daß Du nur gute Absichten haben kannst."

„Wohlan! Ich werde Lord Stouthead und den Vicomte de Ville-Rosny aufsuchen und sie einladen, uns zu besuchen — wäre es Ihnen für morgen Abend genehm?"

„Vor übermorgen nicht. Wir müssen erst verschiedene Vorkehrungen treffen und die Galerien müssen gesäubert werden."

„Und der große Saal mit den Familienbildern."

„Ich werde diesen Vormittag die Meubles nachsehen — da wird Manches auszubessern sein."

„Wir müssen auch einige Verwandte einladen und den Rest unserer Bekanntschaft."

„Aber keine jungen Mädchen."

„Aber Gaëtano, — soll ich auch ihn einladen?"

„Das werden wir schwerlich vermeiden können, obgleich ich ihn nicht mag: er hat schlechte Bekanntschaften und tadelnswerthe Grundsätze. Aber er ist Dein Vetter und als solchen dürfen wir ihn nicht ausschließen."

„Dennoch dürfte es nicht überflüssig sein, Annunziata daran zu erinnern, daß sie sich nicht zu vertraut mit ihm zeige."

„Ah, sie betrachtet ihn nur als den Spielgenossen ihrer Kindheit. Das ist Alles."

„Möchte nichts Ernsteres dahinter versteckt liegen!"

„Nein, gewiß nicht. Sie sagte sogar einmal im Scherze: er sei ihr einziger Anbeter — so spricht kein edles Mädchen, das Ernst im Sinne und Gluth im Herzen hat. Sie hat ja außerdem niemals Gelegenheit gehabt, andere Männer kennen zu lernen."

„Also Du glaubst, daß wir Gaëtano's wegen ruhig sein können, liebe Mutter. Er gefällt sich am besten in Gesellschaft von Künstlern, mit denen er sympathisirt; deshalb läßt er sich

hier auch nur selten sehen. Aber nun will ich gehen und meine Freunde aufsuchen."

„Ich will Dich nicht zurückhalten, mein Sohn!"

Der Prinz stand auf, machte einige Schritte gegen die Thür, wandte sich um und sprach:

„Ich kann aber nicht ohne Geld gehen. Die beiden Fremden sind reich und an Ueberfluß gewöhnt. Wenn es sich um eine Ausgabe für ein Vergnügen oder dergleichen handelt, kann ich mich nicht wohl zurückziehen."

„Bist Du schon wieder ohne Geld? — Es ist gar nicht lange, seitdem ich Dir eine nicht unbedeutende Summe eingehändigt habe."

Der Prinz schwieg und sah niedergeschlagen aus.

„Hier," sprach die Mutter seufzend, indem sie ihre Chatoulle öffnete, „hier — aber sei so sparsam, wie Du kannst."

„Dank, meine Mutter! Sie sind sehr gütig — aber es ist bei Gott nicht meiner selbst wegen, sondern nur um den Glanz unseres Namens zu erhalten —"

Er verbeugte sich, küßte der Mutter die Hand und verschwand alsdann aus dem kleinen düsteren Gemache.

Einige Minuten später erschien Annunziata, um der Mutter einen guten Morgen zu wünschen.

„Mein Kind," sprach letztere, „ich habe Dir etwas Neues zu erzählen, was Dir große Freude machen wird."

„Was denn, cara madre mia?"

„Eine Festlichkeit —"

„Eine Festlichkeit," rief das junge Mädchen fröhlich die Hände zusammen schlagend, „eine Festlichkeit — und bei wem denn?"

„Bei uns selbst."

„Ah, hier im Hause," — der Ton, mit welchem Annunziata diese letzten Worte sprach, verrieth, daß ihre freudige Hoffnung bedeutend erblaßt sei.

Sie fand wenig Vergnügen an diesen kleinen Familiencirkeln, wo die bejahrten Verwandten sich zu versammeln pflegten, um zu klatschen, ihren Nächsten zu verläumden und um Lotto zu spielen; wo alle Gesichter feierlich und steif waren und ihre eigenen lebhaften Bewegungen und freie Ausdrucksweise ein Gegenstand steten Tadels und unerschöpflicher Vorwürfe war, so daß sie den ganzen Abend gegen ein krampfhaftes Gähnen ankämpfen mußte.

„Diesmal wird es nicht wie gewöhnlich hergehen: wir werden den großen Salon öffnen."

„Den großen Salon! — Aber wer wird denn kommen?"

„Die beiden Fremden, welche Dein Bruder uns gestern auf dem Monte-Pincio vorstellte."

„Ah — die kommen zu uns — und ihnen zu Ehren veranstaltest Du dies Fest, meine Mutter?"

„Ja. — Aber Du scheinst Dich nicht einmal darüber zu freuen, und doch geschieht es nur Deinetwegen, daß wir diesen Aufwand machen; Du siehst ein, daß es nicht so einfach und anspruchslos hergehen kann, wie es sonst der Fall ist."

„Meinetwegen. — Aber Mutter, glauben Sie denn, daß diese Fremdlinge mich so sehr interessiren, daß es mir Vergnügen gewähren würde, sie wieder zu sehen?"

„Ei gewiß. In Deinem Alter sehnt man sich nach Zerstreuung und nach der Gesellschaft heiterer jugendlicher Menschen. Bis jetzt hast Du fast ausschließlich mit älteren Leuten verkehrt, die Dich zwar herzlich lieb haben, aber mit denen Du nicht sympathisiren kannst."

„Das wird mit diesen Fremden noch weniger der Fall sein. Ich muß sogar gestehen, daß sie einen widerwärtigen Eindruck auf mich gemacht haben."

„Was hast Du denn gegen sie?"

„Was ich gegen sie habe, ist: daß sie mit gleichgültiger, keineswegs lobenswerther Neugierde hierher kommen und unsere

Stadt, unsere Ruinen, unsere Erinnerungen, Sitten und Gebräuche studiren, als wäre dies Alles ein Schauspiel, wo ein Jeder, der sein Billet bezahlen kann, auch das Recht hat zu tadeln, zu urtheilen, zu verhöhnen und zu pfeifen: Für jede Römerin, das heißt, wenn sie wirklich das Herz einer Römerin bewahrt hat, kann es nicht anders, als schmerzlich sein, alle diese Touristen zu sehen, diese rastlosen Engländer und gekünstelten Franzosen, die mit kalter, stumpfer oder mitleidiger Miene das Joch, den Verfall und die Leiden ihres Vaterlandes zergliedern. Jeglichen Zartgefühles baar, berühren sie noch nicht geschlossene, blutende Wunden und entweihen unsere kostbarsten Erinnerungsschätze. — Ich hasse diese Fremden — sie sind es, die Italien gestürzt haben, indem sie Zwietracht unter seine Staaten ausgesäet haben, wenn sie nicht selbst mit ihren Heeren kamen und diese Erde überschwemmten, die Jugend schlachteten, und die reichen Kunstschätze entführten — sie sind es auch, welche die Regierung zum Desp — — —" Annunziata unterbrach sich selbst. Sie bemerkte zu spät, daß sie sich von jener unvorsichtigen Leidenschaftlichkeit hatte hinreißen lassen, die ihr schon wiederholt ernste Vorwürfe oder beißenden Hohn zugezogen hatten. Ohne es zu wissen, war sie von den reisenden Fremdlingen zu den fremden Staaten übergegangen und somit in eine kleine politische Philippica hineingerathen, von der sie sich selbst sagen mußte, daß sie hier nicht an ihrem Platze sei.

„Ah! — Wer lehrt Dich denn Alles dies?" fragte die Mutter mit eisiger Kälte. „Vielleicht der Narr, der Gaëtano. — Oder ist es die Frucht Deiner Erziehung bei seinem Vater, Deinem Onkel?"

Annunziata erröthete.

„Gaëtano ist kein guter Edelmann," sprach die Mutter weiter, „Du mußt Dich vor ihm in Acht nehmen, er darf Dir nie mehr, als Vetter sein, und es wäre zu wünschen, daß er auch dies nicht einmal wäre."

„Warum das, Mutter?“

„Er hat sehr tadelnswerthe Gewohnheiten und Ansichten, und ich fürchte in der That, daß er die gottlosen Grundsätze seines Vaters geerbt hat. Ich habe erfahren, daß er hauptsächlich mit fremden Malern und Bildhauern verkehrt: Engländern, Deutschen und Dänen, welche außerdem Protestanten sind und ein unordentliches, gottloses Leben führen. Von seiner eigenen Familie hat er sich ganz zurückgezogen und ich weiß wirklich nicht, warum er sich noch bisweilen bei uns blicken läßt.“

Annunziata wußte dies sehr gut, aber sie begriff, daß es nöthig sei, zu schweigen.

„Aus guten Absichten wird dies schwerlich geschehen. Du mußt Dich vor ihm hüten, meine Tochter.“

„Aber er spricht so herrlich, so rein und edel. Ich habe ihn lieb seit meiner Kindheit und auch in den letzten Jahren haben wir traulich mit einander verkehrt.“

„Das muß aber jetzt vorbei sein. Du bist alt genug, um einzusehen, daß dies nunmehr unpassend ist. Ich will Dich deshalb nochmals daran erinnern, daß Du, wenn er übermorgen kommt, und sich Dir wie gewöhnlich naht, ihn alsdann in gebührender Ferne zu halten hast.“

„Ja, meine Mutter!“

„Dahingegen mußt Du Dich artig und zuvorkommend gegen die Freunde Deines Bruders bezeigen. Sie sind Reisende und haben als solche Ansprüche an unsere Gastfreundschaft. Und vor Allem hüte Dich, solche Thorheiten zu äußern, wie ich so eben von Dir vernommen habe und von denen ich hoffe, daß es bloße Kindereien waren.“

„Ja, meine Mutter.“

„Und nun komm' und begleite mich, damit wir unsere Vorbereitungen dergestalt treffen, daß unsere beschränkten Verhältnisse nicht allzu sehr ins Auge fallen.“

„Ja, meine Mutter," wiederholte Annunziata zum vierten Male, innig vergnügt, diesmal so leichten Kaufes davon zu kommen.

Während die beiden Damen die Meubles des großen Salons besichtigten, begab sich der Prinz zu Lord Stouthead, den er gerade im Begriff fand, seine „seconda giornata" (seine zweite Tagereise) anzutreten.

Dieselbe wurde eingestellt und statt dessen in Gesellschaft des Vicomte de Ville-Rosny eine Promenade auf dem Corso gemacht, die mit einem Frühstücke bei Bertini endete.

Endlich wurde der Rest des Vormittages mit einer Partie Landsknecht hingebracht, von welcher der Prinz, einen nicht unbedeutenden Gewinn in der Tasche, in heiterster Laune nach seinem Palaste zurückkehrte, wo er Alles in Bewegung und mit den Vorkehrungen zu dem beabsichtigten Feste beschäftigt fand.

Den Rest des Tages benutzte er, die Einladungskarten an alle Verwandte und Bekannte zu schreiben, Gaëtano nicht zu vergessen, worauf er den Damen nach Kräften half, die verblichenen Herrlichkeiten aus der Nacht des Moders an das Licht der Sonne zu fördern.

II.

Die Soirée.

In den prachtvollen Säälen des Palastes Montefiore drängte sich die glänzende, bunte Menge. — — — —

Einer alten, löblichen Sitte gehorchend, beginnen wir mit obiger wohlbekannten Einleitung unseren Bericht von der Festlichkeit, welche die Prinzessin Montefiore, zu Ehren der beiden jungen Ausländer veranstaltet hatte.

Die nackte, unerbittliche Wahrheit zwingt uns jedoch diesen Satz einer dreifachen Correctur zu unterwerfen.

Erstens war es dem Prinzen, aller Mühe ungeachtet, nicht gelungen, „eine glänzende Versammlung" herbei zu ziehen. Außer einigen Officieren der „guardia nobile" sah man nur schwarze Fracks und Soutanen; und die wenigen, größtentheils sehr bejahrten Damen schienen, nach der Toilette zu urtheilen, alle weltliche Eitelkeit abgeschworen zu haben.

Zweitens brauchten die dreißig oder vierzig Personen, die sich bei dem Prinzen eingefunden hatten, sich keineswegs zu drängen. Der große Salon faßte bequem eine zehnfache Anzahl von Gästen, und somit verschwanden die Anwesenden fast in dem großen Raume.

Drittens konnte man den oft genannten Saal keineswegs prachtvoll nennen. Die reichen Vergoldungen hatten

seit langer Zeit ihren Glanz verloren; die sammetnen Ueberzüge der antiken Lehnsessel waren vom Wurme zerfressen, die Frescogemälde an der Decke von der Feuchtigkeit zerstört. Das Ganze trug das Gepräge einer in tiefen Schlaf gesunkenen Größe, welche sich mit Staunen erweckt sah.

Uebrigens war die Gesellschaft, wenn nicht strahlend und zahlreich, doch von edler Herkunft. Da war Keiner, der nicht Anspruch auf den Titel eines Prinzen, Marquis oder Grafen hätte machen können — und dies war ein Umstand, der sowohl dem Vicomte als dem Lord imponirte, welche den Zutritt der Bourgeoisie in die vornehmsten Salons in London oft tief beklagt hatten.

Konnte der Saal sich nun auch keiner reichen Ausstattung in heutigem Geschmack, noch eines sonstigen Luxus' rühmen, so enthielt er doch manches Meisterwerk des Meißels und des Pinsels — Meisterwerke, im Laufe von Jahrhunderten gesammelt, deren Geschichte mit der des erlauchten Geschlechtes aufs Innigste verknüpft war. — —

In einem kleinen Zimmer und in kleinen Versammlungen sind einzelne Gruppen unpassend, oft unmöglich, in entgegengesetzten Verhältnissen aber, nothwendig.

Auch hier ließen sich schon nach der ersten halben Stunde drei Hauptgruppen unterscheiden.

In der ersten präsidirte die alte Prinzessin Montefiore im Kreise der meisten Damen — überaus achtungswerthe, langweilige, steife, alte Damen von reinstem Vollblut, untadelhaften Sitten und anerkannter Frömmigkeit.

Um sie her standen oder saßen die Vertreter des geistlichen Standes und einige weltliche Beamte.

Etwas zur Linken saß Annunziata mit einer Tante „einer Dame im besten Alter.“ Um sie her die Officiere der guardia nobile, einige Attachés fremder Gesandtschaften, (welche der Prinz mit unglaublicher Mühe herangezogen hatte) und drei

bis vier Abbés, — denn in Rom spielen die Abbés noch jetzt die Rolle, in welcher sie in Frankreich vor mehreren Jahrhunderten glänzten.

Am andern Ende des Saales stand der Prinz inmitten der dritten Gruppe: lauter alte Herren, Verwandte ebenso vornehm und arm wie er; ein paar vormalige Staatsbeamte, die nach dem Tode Gregor's XVI. ihre Entlassung genommen hatten; ferner ein Bischof und endlich Lord Stouthead.

Der Vicomte hielt sich auf dem Scheidewege zwischen Tochter und Mutter. — Obgleich ihn seine Neigung zu Ersterer hinzog, war er doch zu klug, zu tactvoll, zu sehr Franzose, um die alte Prinzessin zu vernachlässigen, und außerdem zu neugierig, um nicht mit Interesse auf die Unterhaltung dieser Gruppe zu lauschen. Dieselbe drehte sich hauptsächlich um die Person des Papstes, dem die begeistertsten Lobreden gehalten wurden.

„Schon durch seine Tugenden würde der heilige Vater unserer Aller Liebe und Bewunderung gewinnen," sagte die Prinzessin, „selbst wenn er nicht das Recht hätte, diese zu fordern."

„Ja, er ist ein Engel!" rief eine wohlgenährte Matrone in heiliger Extase.

„Ein Engel an Weisheit und Güte," bestärkte eine Dritte.

„Und an heiliger Liebe zu Gott," fügte eine Vierte hinzu.

„An Demuth." — —

„An Milde." — —

„An Gerechtigkeit." — —

„An Freigebigkeit." — —

„An Sparsamkeit." — —

Bei Erwähnung dieses letztgenannten Verdienstes verstummten Alle und blickten staunend auf die Dame, welche solches zu äußern gewagt hatte.

Aber diese, eine alte magere Gräfin, ließ sich nicht irre machen, sondern wiederholte mit Nachdruck:

„An Sparsamkeit — an strenger Sparsamkeit in Allem, was seinen eigenen Körper angeht. Erinnern Sie sich gütigst nur an die rührende Anecdote von der Limonade!"

„Wie war die?" fragte die Prinzessin artig.

„Sr. Heiligkeit fühlte eines Tages, nachdem er sich mit einer anstrengenden Arbeit in Angelegenheiten der Kirche beschäftigt hatte, das Bedürfniß sich mit einer Limonade zu erquicken. Sein erster Kammerdiener ließ eiligst zwei Platten mit allen erdenklichen Erfrischungen herrichten, die er sofort zu Sr. Heiligkeit hinein trug. „Ich verlangte nur eine Limonade!" sprach der heilige Vater. Der Kammerdiener wagte an die Etiquette zu erinnern, welche befahl bei solcher Gelegenheit alle möglichen Erfrischungen anzurichten. „Sehr wohl," antwortete Sr. Heiligkeit, „jetzt geh und schaffe mir eine Citrone!" Der Kammerdiener holte die verlangte Frucht. „Jetzt bringe mir Zucker und ein Glas Wasser!" Darauf geruhte das Oberhaupt der Kirche selbst Zucker in das Wasser zu werfen und mit eigener Hand den Saft aus der Citrone zu pressen; und während er dies einfache Getränk genoß, sprach er: „Nimm diese Schüsseln und vertheile sie unter die Dürftigen auf der Piazza di Monte Cavallo, und gieb außerdem einem Jeden zehn Bajocchi. Dann merke Dir, daß Du mir in Zukunft weder mehr noch weniger bringst, als was ich selbst verlange."

Dieser Erzählung folgte ein Gemurmel des Beifalls. Besonders die Damen schienen davon ergriffen.

„Diese Sparsamkeit erstreckt sich auch auf seine Umgebung," belehrte ein Abbé. „Zu weise, um Glanz und Ehre in der Eitelkeit weltlicher Fürsten zu suchen, hat er eine Menge überflüssiger und kostspieliger Aemter an seinem Hofe aufgehoben; ja, er würde sogar die Schweizergarde aufgelöst haben, wenn

er nicht durch einen alten Contract gezwungen wäre, dieselbe noch sechs Jahre zu behalten. Glücklicherweise fand er in dem Contracte eine Clausel, welche es ihm möglich machte, seinen Wunsch theilweise erfüllt zu sehen, ohne wortbrüchig zu werden.

Es besteht nämlich ein altes Gesetz, welches erheischt, daß alle Schweizer, welche Dienst in der päpstlichen Armee nehmen, sich zur katholischen Lehre bekennen müssen; und da sich aus der Zeit des höchstseligen Gregors noch einige Tausend Mann unter ihnen befanden, welche dieses Gesetz unbeachtet gelassen hatten, so begann der heilige Vater damit, sie zu verabschieden."

Neues Beifallsgemurmel über diesen sinnreichen Ausweg.

Diese Wendung im Gespräche der älteren Damen benutzte der Vicomte, welcher sich bis jetzt auf dem Scheidewege gehalten hatte, um sich dem jungen Sterne zu nahen. Dies ließ sich um so unbemerkter ausführen, da man von der dritten Gruppe herüber die schleppende Stimme des Lords Stouthead vernahm, welcher mit begeisterten Entzücken von dem Vergnügen sprach, das er sich von dem Esel auf der Plattform des Vaticans versprach. Er hatte diesen Besuch auf den nächsten Tag festgesetzt, doch beunruhigte es ihn gewissermaßen, daß er dadurch von dem Wege abweiche, den sein gedruckter Wegweiser ihm vorschreibe, dieser liebe Freund, den der Lord, wo er ging und stand, in der Tasche trug, um ihn immer zur Hand zu haben.

Hier flog ein Lächeln über die Lippen des Vicomte, und als sein Blick in demselben Augenblicke auf die stolze Römerin fiel: die schöne Annunziata, die ebenfalls zu dem Lord hinüber sah, da sprachen seine Augen deutlich:

„O, mein Gott, an einen Esel zu denken, wenn man das Schönste, das Herrlichste, was Gott geschaffen, vor Augen hat!"

Aber die schöne Augenrede ging verloren, denn gerade jetzt erhob sich die stolze Annunziata, welche von einigen Abbés

und Offizieren in Beschlag genommen worden war, von ihrem Platze. In ihr brannte eine verdeckte Unruhe, ein heimliches Sehnen. Es quälte sie, daß Gaëtano noch immer nicht erschienen war — sie begriff, daß dies alberne Fest ihm mißfalle.

Als sie im Schatten einer Fenstervertiefung stehen blieb, nahte sich ihr der Vicomte zum ersten Mal.

„Ich weiß nicht," sprach er mit gedämpfter Stimme, die berechnet war, seine tiefe Ehrerbietung und das Gefühl höchster Bewunderung an den Tag zu legen, „ich weiß nicht, Signora ob Sie sich zu erinnern geruhen, daß ich schon einmal das Glück gehabt habe sie zu sehen, bevor ich Sie auf dem Monte-Pincio erblickte, obschon ich in dem Augenblicke, wo mir die Ehre wurde, Ihnen vorgestellt zu werden, nicht den Muth hatte, diese Frage an Sie zu richten."

„Wenn wirklich Muth dazu gehört, eine so geringe Frage zu stellen," antwortete Annunziata mit vornehmer Gleichgültigkeit — „ich glaube mich zu erinnern, daß ich Sie vor einigen Tagen auf dem Capitol gesehen habe — so weiß ich nicht, wodurch Sie denselben jetzt gewonnen haben."

Der Vicomte de Ville-Bosny war nicht gewohnt, so behandelt zu werden von den Damen, die er mit seiner besonderen Aufmerksamkeit beehrte. Doch fühlte er wegen des Pikanten in der Neuheit, daß diese eiskalte Rose in der eisigen Atmosphäre einen bei weitem größeren Reiz für ihn habe, als die glühende Provinzrose in ihrer prunkenden, warmen Umgebung.

„Sie sind streng praktisch, edle Signora! Ich sehe deutlich, daß alles Fremde Ihnen mißfällt, und dennoch wünsche ich nichts sehnlicher, als daß Sie mit nicht allzugroßer Consequenz darauf beharren. Als ich Sie auf dem Capitol erblickte, hinderten Sie mich, irgend einen anderen Gegenstand zu gewahren, und als ich Sie darauf auf dem Monte-Pincio wieder-

fand, gerieth ich außer mir vor Freude, als Lord Stouthead, den ich kurz vorher kennen gelernt hatte, mir versprach mich dem Prinzen Montefiore vorzustellen, den er seit ihrem Zusammentreffen in Deutschland zum ersten Male wiedersah."

„Ich glaubte, daß Sie ein Reisegefährte des Lords seien."

„Wie — — haben Sie glauben können, daß ich mich behaglich fühlen könnte in der täglichen Gesellschaft eines Menschen, der jeden Gegenstand, bevor er ihn in Augenschein nimmt, in seinem „Guiden" studirt, und ihn nach der Besichtigung abermals in dem Buche aufsucht, damit ihm der Eindruck des Wegweisers nicht verloren gehe, — denn den eigenen sucht er ängstlich zu verbergen, wenn er ihn nicht mit ungewöhnlicher Anziehungskraft erfaßte."

„Das ist eine Seite des Lords, die ich besonders zu schätzen verstehe," antwortete Annunziata einfach. „Sie skizziren mit Talent, Herr Vicomte. Was kann unpassender sein, als die Bürde empfangener Eindrücke auf Andere zu wälzen, von denen man im glücklichsten Falle erfahren muß, daß sie uns weder mit Interesse noch mit Geduld anhören."

Der Vicomte erröthete stark.

„Werden Sie so gütig sein, mir auch den unglücklichsten Fall zu nennen, Signora, wenn das der glücklichste ist für einen armen Thoren, der es gewagt hat, aufrichtig zu sein?"

„Ich vermuthe, daß dies von der verschiedenen Art abhängig ist, in welcher die verschiedenen Nationen eine Sache auffassen und angreifen. Wollen wir annehmen, daß es sich um einen Römer handle, so würde dieser es, ohne Widerrede, für das Schlimmste ansehen, wenn er eine gewisse Langeweile hervorriefe. Dies würde sein feines Zartgefühl verletzen."

„Ich glaube nicht, daß der Franzose den Römer in diesem ehrenvollen Gefühle nachstehen würde. Aber Signora, statt Ihre Strenge zu mildern, scheinen Sie dieselbe zu verdoppeln. Sie lieben starke Ausdrücke für Ihre Gedanken."

„Wenn etwas darin liegt, was Ihnen mißfällt, so bitte ich Sie, dies meiner Unerfahrenheit im Umgange mit Ausländern zuzuschreiben. Es schien mir, als ob Sie selbst sich mit Vorliebe scharf bezeichnender Ausdrücke bedienten, und ich glaubte artig zu sein, als ich Ihnen auf gleiche Weise antwortete.“

Es war höchst unangenehm für den Vicomte sich von der scharfsinnigen, alle Artigkeiten verachtenden Römerin auf diese Weise in die Flucht geschlagen zu sehen, und das Schlimmste war, daß sie die Grausamkeit hatte, ihm durch ein Lächeln, desgleichen er nie gesehen hatte und nie wieder zu sehen hoffte, anzudeuten schien, daß ihr das Zwiegespräch lange genug gedauert zu haben scheine.

Im Innern verletzt und aufgebracht, aber sich stets beherrschend, entfernte sich der Vicomte.

Annunziata suchte ein anderes Fenster auf. Ihr Blut glühte und flammte auf den Wangen.

Die leichte Zudringlichkeit des Franzosen hatte sie gekränkt, und sie war froh, von ihm befreit zu sein. Aber Gaëtano's Abwesenheit schmerzte sie.

Warum kam er nicht, gerade jetzt, wo es sie so glücklich gemacht haben würde, jene Ausländer zu demüthigen durch den Anblick eines wirklichen Römers, der zu groß und zu hochsinnig war, um, wie ihr Bruder Giulio, mit den aus gewaltigem Schiffbruche geretteten Trümmern glänzen und die Leichtgläubigen gleichsam betrügen zu wollen. Gaëtano verstand es, viel stolzer und ehrfurchtgebietender zu sein in seiner unverdeckten Armuth, als Giulio in seinem thörichten Luxus, den er für wenige Tage aufrecht hielt, um ihn danach mit unzähligen Entbehrungen zu bezahlen.

Die alte Prinzessin hatte schon seit einigen Minuten mit schlecht verhehltem Mißvergnügen zu der Tochter hinüber geblickt. Mitten in der Unterhaltung jenes Kreises, von dem

sie selbst der Mittelpunkt war, hatte sie Alles gesehen; selbst die verletzte Miene, womit der Vicomte sich zurückgezogen hatte, war ihr nicht entgangen.

Sie hatte zu verschiedenen Malen ihre Augen zu dem Sohne hinüber geworfen, um seinen Beistand zu verlangen; aber Lord Stouthead hatte gerade die Hand auf den Arm des Prinzen gelegt, so daß dieser ihm unmöglich entschlüpfen konnte.

Dieser für die Mutter unglückliche Umstand gestattete es der schönen Annunziata inmitten des Gesellschaftslebens zu träumen — Träume waren nun einmal ihr Lieblingsvergnügen — und ein kleines zusammengerolltes Billet zu empfangen, welches der Haushofmeister, das Factotum des Palastes, der alte Pietro, ihr reichte, als er ihr eine Schale mit Eis darbot.

Leicht erblassend, aus Furcht gesehen zu werden, zog sich das junge Mädchen hinter eine Säule zurück, wo sie mit stürmendem Herzen das theure kleine Blatt aufriß und Folgendes las:

„Meine Sonne!

Vergebens kämpfe ich heute gegen meine finsteren Gedanken.

Ich weiß — denn ich weiß immer mehr, als Dir ahnet — daß der französische Narr Dich auf dem Capitol gesehen und sich in Dich verliebt hat. Er hat es sogar gewagt, an Cecco, den Ciceronen, etliche Fragen zu richten, welche sein Gefühl verrathen. Nachdem hat er Dich auf dem Monte-Pincio wiedergesehen — das hat mir Dein Bruder gesagt — Nein, nein, ich komme nicht.

Annunziata, Du, des armen Gaëtano einzige Blume, seine liebliche, berauschende Rose, sein einziger köstlicher Schatz: ich vergehe vor Sehnsucht nach Dir! Aber Dich wiedersehen, wo der Vicomte de Ville-Rosny es wagt, seine

Blicke auf Deiner götterschönen Gestalt ruhen zu lassen — nein, das vermag ich nicht! Denn noch habe ich kein Recht, Dich der Bewunderung Anderer zu entreißen . . . O, wie ich leide und brenne!

Giulio hat Absichten, welche auszuforschen, ich verabscheue. Aber bald, Du Braut meiner Seele, meine Annunziata, bald werde ich Dich bitten, mir eine Zusammenkunft zu schenken, eine freiwillige Zusammenkunft. —

Dein Vetter

Gaëtano."

P. S. „O, wie wird mir dieser Abend so lang! Wenn Du oft an das Fenster trittst, werde ich Dich vielleicht sehen. Ich schleiche verkleidet umher. O, schau nicht milde und freundlich auf einen Anderen, als Deinen Verlobten!

Ich bin kein wilder, kein blutdürstiger Tyrann. Ich gehöre nicht jenen Familien an, welche die Geschichte mit den grausamen Handlungen ihrer Rachgier befleckt haben, und dennoch bete ich: Der Franzose möge in diesem Augenblicke meinen Weg nicht kreuzen! — — —"

Annunziata durchflog dies Billet in einer Secunde, verbarg es alsdann in ihrem Gürtel und kehrte an das Fenster zurück. Da glitt ein Schatten vorüber, aber so verhüllt, daß er unkenntlich blieb. Dennoch schien es Annunziata, sei es Wahrheit oder Einbildung, daß derselbe einen Finger auf die Lippen gedrückt hatte.

Ihr schwarzes Auge blitzte auf: es fiel ein Stern vom Himmel auf den dunklen Platz vor dem Palaste, und ihre klare, bernsteinfarbene Haut wurde von einem noch klareren Purpur übergossen: heiß wie das Herzblut der Südländerin.

Da wurde sie durch die Stimme ihres Bruders in die Gegenwart zurück gerufen. Es war diesem endlich gelungen, seinen Pflichten gegen die übrigen Gäste wieder nachzukommen,

und nun überließ er der Schwester den gutmüthigen Lord, welcher sogleich begann, sie in seinem barbarischen Gemisch von Französisch und Italienisch, von seinem beabsichtigten Besuche bei dem merkwürdigen Esel zu unterhalten, was Annunziata so augenscheinlich zu belustigen schien, daß der Vicomte sich vor Aerger hätte die Lippen blutig beißen mögen.

Aber hiermit sei die Soirée der Prinzessin geschlossen. —

— — — — — — — — — — — —

Als sie dem Sohne gute Nacht wünschte, um sich in ihr eigenes Zimmer zurückzuziehen, waren ihre letzten Worte:

„Bedenke, daß es unmöglich ist, solche Ausgaben zu wiederholen, wenn nichts dadurch ausgerichtet wird. Giulio, ich fürchte, daß Du uns unbedachtsamer Weise in ein Wagniß hineingeführt hast, das uns in noch größere Verlegenheit bringen kann."

„Glaube das nicht, liebe Mutter! Der Vicomte ist verliebt, ernsthaft verliebt, und — er ist reicher als Lord Stouthead — zum wenigsten wird er es werden, wenn er dereinst die Besitzthümer und den Marquistitel seines Vaters geerbt haben wird."

„Wohlan — ich will mich noch auf Dich verlassen. Aber — Annunziata schien ihn keineswegs zu ermuntern — bedenke, wenn — — —"

„Aber, liebe Mutter, so laß uns doch nicht selbst den Himmel verfinstern in dem Augenblicke, wo er sich aufzuklären bereit ist!"

III.

Der Lord und der Vicomte.

(Ein Gespräch auf dem Heimwege.)

„Der Prinz ist ein wirklicher Gentleman," begann der Lord. „Nur schade, daß er so schlecht englisch spricht!"

„Nicht schlechter, als wir italienisch," entgegnete der Vicomte.

„Zehnmal so schlecht! Aber noch mehr schade ist es, daß es mit seinen Vermögensumständen noch schlimmer steht, als mit seinem Englisch. Wäre es nicht unpassend gewesen, so hätte ich ihm gern den Vorschlag gemacht, ihm einige von jenen äußerst schlecht erhaltenen Gegenständen abzukaufen, die in dem alten, interessanten Palaste nunmehr durchaus überflüssig geworden sind. Das wäre eine herrliche Errungenschaft für mein Haus in ***."

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, Mylord. Aber wie ist es möglich, daß Sie von etwas Anderem reden, an Anderes denken können, als an des Prinzen blendende Schwester?"

„Ich habe es recht gut gemerkt, daß Sie ganz von ihr erfüllt waren, und sie ist in der That ganz so, wie sie als letzte, edle Tochter jenes modernden Hauses sein muß. Wenn sie noch etwas mehr besäße, als ihre Schönheit und ihre stolze Römerwürde, so würde ich mir Mühe geben, sie zu vermögen,

die übrigen Kunstschätze nach England zu begleiten ... Denn was letztere betrifft, so werde ich mir ihretwegen wirklich viele Mühe geben."

„Ihre Ansichten mögen originell sein, Mylord, aber sie haben zugleich den Fehler, daß sie mörderisch sind. Annunziata, dies lebendige Meisterstück des größten Meisters, sollte irgend eine andere Sache begleiten! Ich bekenne aufrichtig, denn ich wünsche, daß Ihnen meine Gedanken über diese Sache nicht unbekannt bleiben, daß ich der Signora Alles, was ich besitze und dereinst besitzen werde, zu Füßen legen würde, wenn ich hoffen dürfte, daß sie mich dereinst ihrer Aufmerksamkeit für würdig halten könnte."

„Sprechen Sie im Ernste, Vicomte?"

„Das müssen Sie doch hören können! Ich bin wahnsinnig verliebt." —

„So nehmen Sie sie," antwortete der Lord phlegmatisch.

„Ja, das ist wahrhaftig kein Spiel. Versuchen Sie blos, sie anzusehen!"

„Das habe ich versucht, und ich versichere, ohne mir selbst zu schmeicheln, daß sie mich gar nicht ohne Interesse anhörte."

„Und aus welchem Grunde, bester Lord? Weil Sie sie von Ihrer abscheulichen Passion für den Esel unterhielten. Hätten Sie dahingegen etwas über Ihre eigene Persönlichkeit zu sagen gewagt —"

„Ah, da wäre es weniger gut gegangen, meinen Sie. Wenn ich mehr Zeit hätte, könnte es mir vielleicht einfallen, Ihnen das Gegentheil zu beweisen."

„Mylord, Sie haben mein Vertrauen erhalten, und ich bitte Sie, sich dessen zu erinnern."

„Vicomte, ich hatte Ihnen das meine schon vorher geschenkt. Glauben Sie denn, daß ich diese Perle nicht auch zu schätzen verstehe? Wenn sie in der Gesellschaft erschiene, so würde

sie die ganze Männerwelt neidisch machen auf den, welcher das Recht hat, sie an seinem Arm zu führen."

„Dies Alles brauchen Sie mir nicht zu wiederholen. Hier handelt es sich nur darum, daß Sie, Mylord, nicht vergessen, daß Sie selbst erklärten: es sei die Armuth der Signora, welche Sie hindere, dieselbe mit den übrigen Kunstschätzen nach England zu führen. Ich entgegnete darauf, daß ich mich glücklich schätzen würde, ihr Alles zu Füßen legen zu dürfen, und glaube damit eine Erklärung gegeben zu haben, welche gestattet, daß wir die Sache hiermit ruhen lassen."

„Sehr wohl! Ich übereile mich nie. Mittlerweile will ich Ihnen einen guten Rath geben, den Sie nach Gefallen befolgen mögen, während ich mich besinne."

„Und der lautet?"

„Sie müssen sich nicht an die junge Dame selbst, sondern an den Bruder wenden. Der Prinz wird entzückt sein über die Aussicht — Geld leihen zu können. Er wird auch die Mutter für die Sache zu gewinnen suchen, und die hohe Dame wird darauf zu der schönen Tochter sprechen: „Der Palast Montefiore wird mit der Zeit ein vollständiges Kloster werden: ein trauriger Aufenthalt im Vergleich zu einem sonnigen Schlosse in Frankreich. Wähle — wir haben nur diese beiden Alternativen!" Zweifeln Sie an dem glücklichen Ausgange?"

„Ja, bei Gott, das thue ich! Sie liebt ihre Vaterstadt zu sehr und verachtet mit Einseitigkeit Alles, was nicht derselben entstammt."

„Vielleicht nur, um Sie desto mehr zu bestricken."

„Und dazu sollte ein solches Wesen sich herablassen!"

„Gute Nacht!" sagte der Lord trocken. „Die Times wartet bereits auf mich mit Nachrichten aus England; Sie werden deshalb entschuldigen, wenn ich jetzt auf Ihre angenehme Gesellschaft verzichten muß. So wie ich heute Abend gestimmt bin, kann ich Ihnen nur Glück zu Ihrem Unternehmen

wünschen. Wenn ich nach Frankreich komme, werden Sie mich der Vicomtesse vorstellen, und wenn Sie darauf eine Reise nach England machen, werde ich Ihnen bei Lady Stouthead denselben Dienst erweisen. Meine Cousine ist nicht hübsch, aber reich, und Erbin schöner und großer Kunstsammlungen. A propos, wenn Sie dermaleinst Besitzer des Palastes Montefiore werden sollten, so verkaufen Sie mir zuerst und vor Allem — "

„Gute Nacht!" unterbrach ihn jetzt der Vicomte. „Wir werden uns morgen schwerlich treffen."

„Schwerlich, besonders da ich den ganzen Tag zu der Ihnen bekannten Ueberlegung anzuwenden denke."

Der Vicomte that, als höre er nicht.

Hiermit trennten sich die beiden Herren.

IV.

Erstes Zusammentreffen der beiden Nebenbuhler.

Mehrere Tage waren verflossen seit dem Feste bei der Prinzessin.

Die Sonne sandte ihre ersten Strahlen in das Schlafzimmer des Vicomte de Ville-Rosny, als dieser durch drei nachdrückliche Schläge an die Thür geweckt wurde.

„Wer ist da?" fragte er, sich die Augen reibend.

„Sono io."

„Das bin ich," übersetzte der Franzose. — „Was für ein Ich?"

„Cecco."

„Ah. — Komm herein!"

Cecco, ein junger Römer, den der Franzose als Führer angenommen hatte, gehorchte und trat ein.

„Sie liegen noch im Bette?" rief er mit jener Vertraulichkeit, die der Facchino anzunehmen pflegt gegen den Herrn, der ihn bezahlt; eine Vertraulichkeit, die aber keineswegs für einen Mangel an Ehrerbietung gehalten werden darf.

„Ei freilich liege ich im Bette — — Du weckest mich aus tiefem Schlafe."

„Lei dorme troppo — bisogna levarsi — sono le nove." (Sie schlafen zu lange; Sie müssen aufstehen, es ist neun Uhr).

Ueber den befehlenden Ton des Cecco lachend, erhob sich der Vicomte und begann sich anzukleiden. Der junge Römer machte keine Miene, ihm dabei behülflich zu sein; er begnügte sich damit, den jungen Herrn dann und wann zu größerer Eile anzutreiben, indem er daran erinnerte, daß die Sonne schon hoch am Himmel stehe, daß man die Zeit benutzen müsse, da es früh dunkel werde, u. s. w.

Der Facchino hatte seine triftigen Gründe, als er die Toilette des Vicomte zu beschleunigen suchte: er fürchtete, daß es ihm gehen könne, wie am vorhergehenden Tage.

Er war nämlich später gekommen, als sonst, hatte eine volle Stunde auf den Vicomte warten müssen, und als dieser endlich seine Toilette beendet hatte und man sich gerade auf den Weg begeben wollte, war Prinz Giulio erschienen. In Folge dessen war Cecco verabschiedet worden, mit einem Paolo zum Schadenersatz, statt der fünf, die ihm zukamen, wenn er sich seines Führeramtes gewissenhaft entledigt hatte.

So ohne Weiteres achtzig Procent von einer festen Einnahme zu verlieren, ist Keinem angenehm, am allerwenigsten einem Facchino, der von seinem Tageserwerb lebt und nicht immer einen so reichen Fremdling umher zu führen hat. Deshalb hatte er sich eine Stunde früher eingefunden, als verabredet war, fest entschlossen, sich den gehofften Verdienst heute weder durch Prinzen noch Lords rauben zu lassen.

Nach beendigter Toilette machte der Vicomte sich mit seinem Führer auf den Weg. Zuerst wandte man sich nach dem Pantheon des Agrippa; darauf ging es über das Forum Trajani nach dem alten Forum Romanum, und das Coliseum für einen anderen Tag aufsparend, kehrte der Vicomte alsdann nach dem Corso zurück.

Dieser Weg führt größtentheils durch enge, unsaubere

Gassen und hat nicht viel Sehenswerthes aufzuweisen; mit Ausnahme des Grabmales des Cajus-Bibulus, vor welchem auch der Vicomte stehen blieb.

Dasselbe besteht aus gewaltigen Blöcken von Tiburtin-Stein, die in einem kleinen unansehnlichen Hause vermauert sind, dessen Erbauer ohne Zweifel hocherfreut gewesen ist, dies gigantische Material ohne weitere Kosten zur Hand zu haben.

Die Form ist edel und einfach und trägt den Stempel ehrfurchtgebietenden Alters.

„Was ist das?“ fragte der Vicomte.

„E il sepolcro di Cajo Publico Bibulo.“ (Das ist das Grabmal des Cajus Publicus Bibulus).

„Ah — da steht eine Inschrift — wie lautet die?“

„Senatus consulto atque populi jusso,“ begann Cecco und las darauf die lateinische Inschrift bis zu Ende, womit wir jedoch unsere Leserinnen verschonen wollen, da sie — wie man sagt — einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Sprache des Virgil und des Cicero hegen.

„Weißt Du denn auch, was dies bedeutet?“ fragte der Vicomte, der sich über die eigenthümliche lateinische Aussprache des Italieners nicht eines Lächelns erwehren konnte.

„Ei freilich Signore,“ antwortete Cecco stolz. „Es bedeutet, daß dem Publicus, um seine Verdienste zu belohnen, dieser Platz auf Anrathen des Senates und auf den Befehl des Volkes für sich und seine Nachkommen zum Begräbnißplatz verliehen worden ist.“

„Wo schöpfest Du denn all' diese Weisheit?“ fragte der Graf scherzend, ohne zu bemerken, daß der Knabe einen besonderen Nachdruck auf die Worte legte, die an die Macht des alten römischen Volkes zur Zeit der Republik erinnerte.“

„Ich habe es von —“

Hier schwieg der Facchino plötzlich, als wäre er im Begriff gewesen, etwas zu verrathen, was er verschweigen mußte.

„Nun — von wem?“

„Von — ich erinnere mich nicht — ich glaube von einem englischen Touristen, der es mir übersetzt hat.“

Der Vicomte begnügte sich mit dieser Auskunft und setzte seinen Weg fort.

Am Corso trat er in ein Kaffeehaus, um eine Tasse Chocolade zum Frühstück einzunehmen, während sein Führer sich für einen halben Bajocco geröstete Kastanien kaufte.

Darauf ließ er sich an das Ufer der Tiber führen, bewunderte den Tempel der Vesta, und erinnerte sich beim Anblicke der Bocca=della=verità, und des Forum=Boarium, wo ehemals die Ara=maxima stand, an die Mythe von Herkules und Evander.

Die Bocca=della=verità befindet sich in der Säulenhalle außerhalb der Kirche St.=Maria=in=Cosmedia, und besteht aus einer runden Steinscheibe: eine unförmliche Maske darstellend, die statt des Mundes ein rundes Loch zeigt. Einer alten Sage gemäß, droht einem Jeden großes Unglück, der es wagen würde, mit einer Unwahrheit auf den Lippen, die Hand in diesen „Mund der Wahrheit“ zu stecken: diese Hand würde alsdann unfehlbar von den Zähnen der steinernen Maske zermalmt werden.

In nicht großer Entfernung von hier liegt das Haus des Cola=di=Rienzi, ein kleines unansehnliches zweistöckiges Gebäude, aus Backsteinen aufgeführt, die von dem Baumeister so kunstreich zusammen gefügt sind, daß die äußere Seite mit abenteuerlichen Basreliefs, mit Säulen und dazu gehörigen Capitälern, die keiner angenommenen Ordnung anzugehören scheinen, bedeckt ist.

Ein weit vorspringender Fries (wenn man diesen uneigentlichen Ausdruck anwenden darf) öffnet sich mitten vor einem kleinen Bogenfenster: dem einzigen, welches man an den drei freistehenden Mauern des Gebäudes entdecken kann. Von

diesem Fenster aus soll der unglückliche Volkstribun oft seine Anreden an das Volk gehalten haben.

Auf dem gekrümmten Architrav lies't man einen lateinischen Vers, welcher dem Petrarca, dem Freunde des Rienzi zugeschrieben wird:

„Adsum Romanis grandis honor populis."
(Ich bin dem römischen Volke eine große Ehre).

In seinem halbverfallenen Zustande und ganz übersäet mit bizarren Schnörkeln und Zierrathen erscheint dies kleine Haus an und für sich als ein Symbol des Volkstribunen Cola=di=Rienzi und seiner weitschweifenden Pläne für die Wiederherstellung der ehemaligen Größe und Freiheit des alten Roms.

So dachte der Vicomte, als die Geschichte des Rienzi an seiner Seele vorüber zog, dieses Mannes, welcher mit seinem großen Talente und mit seiner Kurzsichtigkeit, mit seiner aufopfernden Vaterlandsliebe und seiner grenzenlosen Eitelkeit, mit seinem kühnen Muthe, seiner unglückbringenden Unentschlossenheit, seinem Scepticismus und seinem Aberglauben, wie man ihn auch immer beurtheilen will, dennoch ohne Widerrede als eine der interessantesten und characteristischsten Erscheinungen des Mittelalters dastehen wird.

Der junge französische Edelmann schloß diese Betrachtungen mit einem unverständlichen: „vilain parvenu."

In diesem Augenblicke bog ein hochgewachsener Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, um die Ecke, und blieb einen Augenblick vor Ville=Rosny stehen, ihn mit ironischem Lächeln und verächtlichen, forschenden Blicken anschauend.

Sei es nun, daß er das letzte Wort des Vicomte vernommen und gemißbilligt hatte, oder daß Blick und Lächeln aus den inneren Gedanken des Fremden entsprangen, so gingen doch Beide für den jungen Franzosen verloren, dessen Aufmerksamkeit in diesem Augenblicke ganz und gar von einem

kleinen schwarzäugigen, aber entsetzlich unsauberen Mädchen in Anspruch genommen, das von einem an der Casa-di-Rienzi lehnenden Kehrichthaufen herab, aus allen Kräften rief:

„Bajocco, Signore — Signore, Bajocco!"

Da das kleine Mädchen ungeachtet seiner Sehnsucht nach einem Bajocco doch keine Miene machte, den Kehrichthaufen zu verlassen, und da der Vicomte keine Lust verspürte sie daselbst aufzusuchen, um Barmherzigkeit zu üben, wandte er sich, um seinen Weg fortzusetzen um, als er plötzlich den Fremden gewahrte, welcher so eben, den Cecco mit einem Kopfnicken grüßend, davonging, während dieser mit besonderer Ehrerbietung den Hut vor ihm gezogen hatte.

„Wer war das?" fragte der Vicomte.

„Il marchese di Montefiore," antwortete Cecco nicht ohne Verlegenheit, „der Vetter der schönen Prinzessin, welche Sie auf dem Capitol gesehen haben."

Der Vicomte erröthete — „der Vetter von — wie kommt es denn, daß Du ihn kennst?"

Statt diese Frage zu beantworten, zeigte der Facchino auf die drei eingestürzten Bogen des Ponto-Rotto, welche aber nicht den Vetter der Annunziata und dessen Bekanntschaft mit dem Cicerone aus den Gedanken des Franzosen zu verbannen vermochten.

Cecco wollte von nichts Anderem reden, als was seines Amtes war, und nachdem der Vicomte mit zerstreutem Interesse den Säulengang der Octavia betrachtet hatte, ehemals eines der schönsten Denkmäler Roms, in dessen Gewölben man heutigen Tages Fische verkauft, — nachdem er das Ghetto durcheilt war und die Isola-Tiberina, stürzte er sich in die schmutzigen, krummen Gassen von Trastevere.

Hier war Cecco in seinem Element. Mit gehobenem Kopfe, mit stolzen Blicken schritt er einher; in dem schmeichelhaften Bewußtsein: selbst an diesem Ufer der Tiber geboren, also selbst ein Trasteverianer zu sein.

Trastevere ist nämlich für Rom, was für Spanien Castilien ist.

Der Trasteverianer ist freilich nicht wie der Castilianer ein geborener Edelmann; aber er schmeichelt sich doch, daß in seinen Adern das reinste Römerblut fließt; er rühmt sich, daß seine Ahnen sich niemals mit den Barbaren vermischt, ja er glaubt sogar, daß sie niemals den Fuß an das jenseitige Ufer der Tiber gesetzt haben. Dem möge sein, wie ihm wolle, so läßt sich nicht ableugnen, daß der Trasteverianer in seiner Körperbildung den reinsten, schönsten römischen Typus bewahrt hat, und daß seinem Charakter der unbeugsame Stolz und der wilde Muth der alten Römer geblieben ist.

Die Bewohner der übrigen dreizehn Stadtviertel betrachtet er mit Verachtung; und argwöhnisch blickt er auf die wenigen Fremden, welche sein Gebiet betreten, daß der Neugier und dem Kunstsinn im Ganzen wenig Merkwürdiges zu bieten hat.

Der Vicomte hatte diesen Weg eingeschlagen, um durch die Straße Longara nach der Peterskirche zu kommen, mit welcher er seine Wanderung für heute beschließen wollte.

Cecco's Rede glich einem lebhaften Strome; aber die Gedanken des Vicomte vermochten diesem Strome nicht zu folgen. —

„Nun Du kennst also diesen jungen Nobile, Cecco?"

„Wie Sie reden! Ich kenne viele Nobili und man kennt auch den Cecco, Cecco den Trasteverianer. Aber Sie, als Fremdling können das natürlich nicht wissen!"

„Er schien mir hübsch zu sein — hübscher als der Prinz."

„Das kommt auf den Geschmack an."

„Pflegt er keinen Umgang mit seinen Verwandten?"

„Wie kann ich das wissen. — Welchen Weg gefällt es Ihnen jetzt zu nehmen, Signore?"

„Unzugänglich!“ flüsterte der Vicomte. — „Und doch sah ich deutlich, daß ein Papier aus den Händen des edlen Vetters in die des Cecco glitt. — — Ha, wenn von dieser Seite ein Hinderniß erstände. — Und nirgend, nirgend kann ich sie sehen, und vor übermorgen darf ich nicht meine Aufwartung in dem Palaste machen. — Weißt Du hier in der Nähe einen Ort, wo ich eine Flasche Orvieto bekommen kann?“ fragte Ville-Rosny, welcher endlich fühlte, daß sein Durst die wilden Phantasien seines Gehirnes überflügelte.

„Si, signore — Tutto vicino di quà, (Ja, Signore, hier ganz in der Nähe)“ antwortete Cecco, in eine Nebenstraße einlenkend.

Obgleich nicht so „ganz in der Nähe“ wie der Cicerone es versprochen hatte, blieb er doch bald vor einer Bottega stehen, über deren Thür folgende Ueberschrift angebracht war:

Sale e tabacchi.

Spaccio di vino e di acqua-vite.

welches soviel heißt, als: Hier verkauft man Salz und Tabak, (zwei Gegenstände, auf denen in den meisten italienischen Staaten ein Monopol existirt) und Weine und Branntweine (welche der freien Concurrenz übergeben sind.)

„Ecco, signore,“ sagte Cecco, auf die offenstehende Thür deutend, „ecco la bottega di mia sorella.“ (Hier ist der Laden meiner Schwester.)

„Ah,“ rief der Vicomte lachend, „der Laden Deiner Schwester — nun da wundert es mich nicht, daß Du mich hierhergeführt hast, obgleich wir schon an drei bis vier anderen Weinschenken vorbeigegangen sind.“

„Aber hier bekommen Sie den besten Orvieto in ganz Rom!“ meinte Cecco.

Auf diese Versicherung trat der Vicomte hinein und verlangte eine Flasche des genannten Sectes.

Er hatte geglaubt, daß Cecco's Schwester aussähe wie —

nun wie eine Frau aussehen muß, die Tabak, Salz und Branntwein verkauft — des italienischen Traubensaftes nicht zu gedenken.

Statt dessen trat ihm ein junges Mädchen entgegen mit den lieblichsten Gesichtszügen, blühender Hautfarbe, blitzenden Augen und classischen Formen. Das rothe Mieder legte sich knapp um die üppige Büste; der kurze Rock zeigte ein paar zierliche Füße, die in plumpen, abscheulichen Schuhen steckten; das schwarze Haar war in dicken, schweren Flechten im Nacken zusammengeschlungen und wurde von einer großen Nadel mit großen, bunten Glasperlen gehalten.

Ihre Stimme, als sie ihren Bruder grüßte, klang wie Metall, doch wurde der volle Ton durch einen Ausdruck von Zärtlichkeit gemildert.

Ville-Rosny trank mit Wohlbehagen seinen Wein, und seine glühende Liebe hinderte ihn nicht, das junge Mädchen mit Bewunderung anzuschauen; doch ohne ein Wort zu ihr zu sprechen. Darauf bezahlte er seine Zeche und entfernte sich mit dem festen Vorsatze wieder hierher zurückzukehren, doch ohne den Bruder; denn der Vicomte war heftig zusammengefahren, als er bemerkt hatte, wie das geheimnißvolle Blatt Papier aus den Händen des Cecco mit Blitzesschnelle in die der Schwester hinübergespielt worden war.

„Also, das war Deine Schwester. Wie nennst Du sie?"

„Marietta, Signore!"

Mit dieser Aufklärung zufrieden, ließ der Vicomte sich geraden Wegs in seine Wohnung zurückführen, um zu speisen, auszuruhen, und besonders um in der Einsamkeit darüber nachzudenken, ob dies letzte Papier wirklich dasselbe sein konnte, welches der Marquis Montefiore dem Cecco mit so großer Vorsicht zugesteckt hatte.

„Also ein Geheimniß, eine Correspondenz, und die hübsche Verkäuferin: der Liebesbote."

Der Kopf des Vicomte befand sich in vollständiger Verwirrung. Er aß ohne zu essen, er schlief ohne zu schlafen. Nun war die Ursache zu Annunziata's Kälte gefunden! Von Liebe und Eifersucht gemartert, wünschte er, nie das Land gesehen zu haben, dessen Abenteuer er bisher in der Einbildung so sehr geliebt und nach welchem er sich so oft gesehnt hatte.

V.

Am Fuße des Altares.

Augen und Instinkt hatten den Vicomte de Ville-Rosny keineswegs getäuscht, und hätte er spät am Abend desselben Tages in das innere Gemach der schönen Annunziata blicken können, so würde er gesehen haben, wie die Gespielin ihrer Kindheit, die hübsche Marietta, Cecco's Schwester, mit geschäftiger Umsicht einen Brief hervorzog und überreichte: einen Brief, der bedeutend wichtiger war, als jener, den Annunziata empfing, als das Haus Montefiore seine Prunkgemächer einmal wieder geöffnet hatte, denn: dieser Brief betraf die damals angedeutete Zusammenkunft; jetzt mit Bestimmung von Zeit und Ort.

„Ach, Marietta, mein guter Engel, Du verscheuchst meine Unruhe und führst mich im Geiste in das Paradies! Ich werde diese Nacht nicht schlafen können."

Annunziata sprach diese Worte, während sie den Brief öffnete und entfaltete.

„Ihre freundlichen Worte machen mich immer so glücklich, Signora! Sie wissen, wie sehr ich Sie vergöttere, und werden dies noch tiefer fühlen, wenn ich Ihnen sage, daß mich oft das Gewissen quält, wenn mein Beichtvater mich fragt: ob ich noch sonst etwas auf dem Gewissen habe. Aber viel lieber will ich die Sünde mit mir herumschleppen, die gnädige Excellenz

hinters Licht zu führen, als daß ich Sie verriethe. Wenn Sie aber dereinst selbst den Schleier zurückwerfen und Ihre Liebe zu Ihrem Vetter offenbaren, da werde ich die ganze Sündenlast auf meinen Beichtvater wälzen; da möge er sie für mich tragen, während ich hoffe, mit einem Fasttage frei zu kommen und mit einem Almosen an seine Armen, deren er so viele hat. Die heilige Jungfrau wolle ihn für seine Frömmigkeit segnen!"

Marietta hätte noch lange in dieser Weise fortplaudern können: Annunziata hörte sie nicht.

Aber kaum hatte die junge Dame die Bitte ihres Geliebten vernommen und zustimmend beantwortet, kaum hatte Marietta das Billet in den Falten ihrer Mantille verborgen, als die alte Prinzessin, welche selten oder nie das Zimmer ihrer Tochter betrat, daselbst erschien und argwöhnisch umherblickte.

„Du hast Besuch, und zu dieser Zeit, meine Tochter?"

„Ich hatte meiner Herrin einige auserwählte Orangen zu bringen," erklärte Marietta, schnell sich tief und ehrerbietig verneigend.

„Wir danken Dir," antwortete die Prinzessin herbe, „aber Du darfst Dich nicht so lange aus Deinem Kaufladen entfernen. — Leb' wohl, mein Kind, und vergiß nicht, daß Du, so gut wie meine Tochter, das Alter erreicht hast, wo Eure Wege sich scheiden."

Marietta sah bei dieser strengen Zurechtweisung hinreichend niedergeschlagen aus.

„Wie Ew. Gnaden befehlen. Ich betheure, daß dies unfreiwillige Vergehen mich tief zu Boden drückt, und daß ich mich dessen nicht wieder schuldig machen werde. Ich bitte Ew. Excellenz, mir gütigst zu verzeihen, daß ich es gewagt habe, mit der Signorina von einem jungen Ausländer zu reden, der eine Flasche Orvieto in meinem Magazine trank."

„Ich will Dir diese Unvorsichtigkeit um Deiner Aufrichtigkeit willen verzeihen — doch mußt Du mir diesen Fremdling

nennen. Ich will seinen Namen wissen, und zwar der Wahrheit getreu. — Sieh Dich deshalb vor, ehe Du antwortest!"

„Strenge, gnädige Excellenz, es war ein Franzose, ein Vicomte, Namens de Ville-Rosny, dem mein Bruder Cecco oft als Führer dient. Er hatte das Fräulein auf dem Capitol gesehen und war so von ihr bezaubert, daß er es von der Madonna selbst nicht mehr hätte sein können — aber," fügte die schlaue Kleine hinzu — „es paßt sich schlecht für ein armes Mädchen, wie ich es bin, von den Herzensangelegenheiten so vornehmer Personen zu sprechen."

Die Züge der Prinzessin klärten sich auf; und als die kleine Weinschenkin schwieg, sprach sie mit leutseliger Herablassung:

„Lebe wohl, kleine Marietta. Ich muß es Dir wohl gestatten, die Annunziata bisweilen zu besuchen. Mißbrauche meine Güte aber nicht!"

Lächelnd flog Marietta davon, mit sich selbst überlegend, ob sie wirklich eine Sünde begangen habe. Es war ja Wahrheit, was sie gesprochen hatte, nur mit dem geringen Unterschiede, daß sie noch nicht Zeit gehabt hatte, mit dem Fräulein über den Vicomte zu sprechen. Da aber die Worte der Prinzessin: „Mißbrauche meine Güte nicht!" wahrscheinlich das Gegentheil bedeuten sollten, so konnte es jedenfalls keine gefährliche Sünde sein, diejenige ein wenig zu betrügen, welche selbst die Erlaubniß dazu gegeben hatte, wenn auch in anderem Sinne.

In ihrer stolzen, jede List verachtenden Seele gedemüthigt, stand Annunziata verlegen da. Sie hätte die Wahrheit reden und gleich den Sturm heraufbeschwören mögen, aber — sie gehorchte dem warnenden Instincte, der ihr zu warten gebot.

Die Prinzessin täuschte sich in der Miene ihrer Tochter, und so zufrieden, wie sie es seit langer Zeit nicht gewesen war, verschwand sie, während ein ungewohntes Lächeln um ihre Lippen spielte.

Die Kirche, in die Gaëtano die Zusammenkunft mit seiner Geliebten verlegt hatte, und in welche der junge Römer am folgenden Morgen hineintrat, glich, wie die meisten katholischen Kirchen, mehr einem eleganten Boudoir, als einem Gotteshause.

Der helle, durch die rothseidenen Gardinen und die Glasmalereien der Fenster gemilderte Sonnenschein warf ein ungewisses, geheimnißvolles Licht auf die Marmorpfeiler und auf die prunkenden Altäre.

Die wunderbare Beleuchtung, der Weihrauch und das tiefe Schweigen, nur dann und wann durch halberstickte Seufzer und leise Gebete unterbrochen, bewirkt eine Gemüthsstimmung, welche weniger Andacht, als angenehme Erschlaffung und geheimnißvolle Betäubung genannt werden kann.

Einfach und schön in seinen antiken Zügen und in seiner würdigen Haltung, nahte sich Gaëtano der kleinen Kapelle, wo ein junges Weib vor einem reich geschmückten Altare das Knie gebeugt hatte.

Ihr langes, schwarzes Gewand lag in reichen Falten auf der bunten Mosaik des Fußbodens, ihre Füße verbergend; aber die dicht um den schlanken Oberkörper geschlungene Mantille verbarg nicht die edlen Formen des schönen weißen Halses, der ein Haupt trug, von dem man jetzt nur die reichen dunkelen Haarflechten bewundern konnte. Das Antlitz war von zweien Händen verdeckt: so fein und zart und so edel geformt, daß man schon an ihnen allein sehen konnte, daß die kniende Gestalt der Klasse der Patrizier angehöre.

Der Römer sah mit einem Blicke unendlicher Zärtlichkeit und Wehmuth auf das junge Weib, das in heißem Gebet und lieblichen Träumen versunken schien. Darauf näherte er sich ihr um noch einige Schritte und flüsterte:

„Annunziata!“

Sie fuhr zusammen und schaute erröthend empor.

„Ach, Du bist es, Gaëtano," sprach sie. „Mein Gott, wie lange warte ich schon auf Dich!"

„Verzeih mir," antwortete er und drückte einen glühenden Kuß auf die Hand, die sie ihm ohne aufzustehen reichte. „Hätte es in meiner Macht gelegen, zu kommen, so hättest Du keine Secunde auf mich warten sollen!"

„Und was hat Dich zurückgehalten? Du bist frei und kannst kommen und gehen wohin Du willst; Du brauchst Dich nicht zu tausend Ausflüchten und Unwahrheiten zu erniedrigen, um ein kurzes Wiedersehen zu ermöglichen, um einige Secunden glücklich und frei zu sein. Du bist Mann —"

„Aber gerade, weil ich Mann bin, habe ich Pflichten, denen ich oft die heißesten Wünsche meines Herzens opfern muß. Aber, laß uns nicht mehr davon reden, theure Annunziata! „Was thatest Du, als ich kam — betetest Du?"

„Ach nein, ich dachte an Dich!"

„Mit einem Vorwurfe?"

„Dazu habe ich nur den Muth, wenn Du gegenwärtig bist — bin ich allein, so kann ich Deiner nicht anders, als in Liebe und Sehnsucht denken. — Ich ließ aber meiner Phantasie die Zügel schießen, die mir ein reizendes Bild unserer Zukunft schuf. Ich sah uns nebeneinander in einem duftenden Haine lustwandeln, wo Rosen und Oleander ihre glühenden Blüthen zwischen dem dunkelen Laube der Myrthen und Lorbeeren hervorsteckten. Tiefblau wölbte sich der Himmel über uns und in geringer Entfernung plauderte der Bach, der wie ein silbernes Band durch die Bäume schimmerte. Weiterhin ein Hügel mit den Ueberresten eines alten Tempels, dessen Geschichte Du mir, mit Deiner wohlklingenden, männlichen Stimme, erzähltest, während ich — aber, mein Gott, was hast Du, Gaëtano, warum lächelst Du so bitter — gefällt Dir dieser heilige Traum nicht? Denkst denn Du nicht auch an eine solche Zukunft? Dein Ehrgeiz malt vielleicht mit anderen Farben —

mir gilt es gleich, ich bin auf jede Weise glücklich mit Dir, Geliebter! Aber sag', wie wünschest Du denn, daß unsere Zukunft sich gestalten möge?"

„Laß uns nicht von kommenden Dingen reden, meine Annunziata! Das Bild, das Du malst, entzückt mich eben so sehr, wie Dich. Aber wozu hilft es, Luftschlösser in die ferne Zukunft zu bauen, wo die Gegenwart so unsicher ist."

„Gerade deshalb denke ich an eine glückliche Zukunft, um Unruhe und Furcht in den Schlaf zu lullen; kannst Du mir daraus einen Vorwurf machen wollen, Gaëtano?"

Statt zu antworten beugte Gaëtano sich herab, um einen Kuß auf ihre Stirn zu drücken. Mit der Unbefangenheit der Römerin erhob sie das Antlitz und bot ihm ihre frischen, schwellenden Lippen, während ihr strahlendes, dunkeles Auge mit festem, zuversichtlichem Blicke das seine suchte.

„Wie schön Du bist, Annunziata," flüsterte der junge Mann und sank neben ihr auf's Knie. „O, Du Engel, meine heilige Jungfrau, wann wird mein Traum sich erfüllen?"

„Steh auf, Gaëtano! Es könnte Jemand kommen."

„Und was würde man über uns sagen können? Dürfen denn zwei Menschen nicht zu gleicher Zeit die heilige Jungfrau anbeten?"

„Nicht am Fuße desselben Altares — man würde glauben — man könnte errathen —"

„Die Wahrheit, allerdings. Aber wenn die Wahrheit kein Verbrechen ist, warum sie alsdann verbergen? — Aber Du hast Recht — ich will aufstehen, wenn dann Jemand kommt, kann ich mich mit wenigen Schritten hinreichend von Dir entfernen. Noch sind wir aber ganz allein in der Kirche, und wenn Jemand kommt, sind wir durch das Geräusch seiner Schritte vor Ueberraschung geschützt."

„Meine Mutter kommt, um mich abzuholen. Ich bat, hier verweilen zu dürfen, während sie ein paar alte Freundinnen

besucht. Vielleicht halten diese sie zurück, vielleicht kommt sie gleich jetzt — Und wann sehen wir uns wieder?"

„Wenn wir nicht den treuen Cecco und dessen Schwester hätten, so würden wir uns nicht einmal schreiben können. Dieser kostbare Augenblick darf aber nicht hingehen, ohne die wichtigste Angelegenheit berührt zu haben."

„Den Franzosen meinst Du?"

„Ja, ich habe ihn gesehen: ein verweichlichtes, unbedeutendes Exemplar von den Abkömmlingen jener Normannen, die Italien dereinst mit ihren gewaltigen Heerzügen erschüttert haben. Ich muß meinen unzeitigen Stolz aber zur Ruhe verweisen; denn diese Franzosen sind verhältnißmäßig frei, während der Römer in erniedrigenden Fesseln liegt. Ach, wärest Du nicht, so würde ich hingehen und dem Brutus und meinen großen Ahnen unsere Schmach erzählen; aber Du bist da, ich sehe Dich an, und das Verlangen, die Schwelle zu überschreiten, die den Sclaven frei macht, schweigt und stirbt. Laß aber jenen Franzosen, nach dessen Blut ich nicht trachte, erfahren, daß er den Palast Montefiore nicht ferner besuchen darf — das mißfällt mir, das quält mich!"

„Aber das ist ja nicht möglich, bevor er sich erklärt hat. Ich fürchte, meine Mutter und Giulio nähren denselben Gedanken."

„Wenn diese Erklärung nicht absichtlich gemieden wird, so wird sie nicht lange auf sich warten lassen. Ich beobachte und forsche in der Stille. Dein Bruder fängt an, wieder zu spielen. Er will auf großem Fuße leben; er wird Geld leihen, sich in Verlegenheit bringen, und Du, meine Annunziata, bist als Lösegeld bestimmt."

„Nie! Dich im Leben, oder Dich im Tode. Deine Braut kennt nur ein Versprechen."

„Gleichwie Dein Verlobter — Aber sollte man sich nicht an Deinen Beichtvater wenden wollen?"

„Vielleicht — er liebt jedoch die Franzosen nicht, nicht einmal vom christlichen Standpunkte aus betrachtet; und rief man auch den heiligen Vater an, so würde ich lieber eine Schale vergifteter Limonade trinken, als daß ich meine Seele durch einen Treubruch vergiftete, der mich einen lebenslänglichen Kampf kosten würde.“

„Das wußte ich, mein Kleinod! Und nun laß mich Dir auch sagen, daß die selige Stunde der Freiheit hoffentlich bald für uns schlagen wird. Der Marquis Montefiore ist nur ein Schatten in den Säälen seiner Ahnen, aber der Römer Gaëtano, hat die gottgeborene Malerkunst gelernt. Er liebt und schützt den bescheidenen Lebensunterhalt des Künstlers. Quält es ihn, in derselben Atmosphäre zu athmen, wo andere edle Schatten, arm wie er selbst, aber ergraut in den noch nicht vermoderten Banden alter Vorurtheile, ihm höhnende, verächtliche Blicke nachsenden, weil er, statt zu hungern, arbeitet? — wohlan, da kann er in die Ferne ziehen. Die Kunst ist ein Schlüssel, der ihm allüberall eine Heimath erschließt. Nur allein mag er nicht gehen. Sag, Geliebte, wenn Gaëtano in die Fremde geht, wird — wird Annunziata ihm folgen? Wird sie die freie, glückliche Gattin des armen Künstlers sein wollen? — Ach, Du schöne, edle Römerin, Dir wäre es besser gewesen, wenn Dein Vetter, Dein Geliebter, Dein Gatte zum Befreier Italiens ausersehen wäre! Aber Italia muß noch einen langen, tiefen Schlaf schlafen, bis sein mächtiger Befreier erwacht. Da ist es auch für mich noch Zeit, die Palette bei Seite zu werfen und das Schwert von der Wand zu reißen; aber bis dahin“ — der Blitz seiner Augen begegnete einem zweiten Blitze aus dunkelen Augensternen.

„Bis dahin, mein Gaëtano, wird Annunziata Dir behülflich sein, Deine Farben zu reiben und zu mischen. Sie wird sich eben so stolz und glücklich schätzen, mit eigener Hand das dürftige Mahl des Künstlers herzurichten, wie an jenem Tage,

wo sie als Wirthin an der Tafel sitzt, an die der Krieger Montefiore seine Waffenbrüder geladen hat, um mit ihnen jener Zeiten zu gedenken, wo sie wie Helden nebeneinander kämpften. Da aber diese Zeit noch nicht sichtbar ist am Horizonte, so laß uns nicht säumen, das bescheidene, stille Glück zu erfassen."

„Dank, Dank! Diese Antwort war Deiner und meiner, war des Landes würdig, dessen hochsinnige Tochter Du bist. Aber noch müssen wir warten, bis der Franzose seine Rolle zu Ende gespielt hat und bis es dem Cecco gelungen ist, einige Bilder zu verkaufen, um deretwegen er bereits mit einigen Deutschen in Unterhandlung steht." —

„Gut! Du mögest die Zeit bestimmen. Ach, wie sehr werde ich Deine Gemälde lieben!"

„Bis jetzt glaube ich noch nichts schaffen zu können, was den Namen tragen dürfte, der Annunziata gehört und ihr zwiefach gehören wird. Aber wenn Du — da Du, große Seele, das bescheidene Loos, das ich Dir biete, nicht verschmähst — wenn Du mich durch Deine Nähe begeisterst, da fühle ich, was ich werden kann, denn schon jetzt verdiene ich meinen ganzen Lebensunterhalt."

„St! Ich höre Schritte. — Lebe wohl, mein Gaëtano! Nun kann ich wochenlang glücklich sein, wenn wir uns eine Zeit lang nicht sehen sollten. Die heilige Jungfrau beschütze Dich!"

„Und ihr Sohn und alle Heiligen seien mit Dir!"

Leicht und unhörbar wie ein Schattenbild glitt der junge Römer zwischen den Pfeilern hin und verschwand in einem Winkel.

Diesmal war es freilich nicht die Prinzessin, welche erschien, sondern die hübsche Marietta, die Annunziata aufsuchte, um ihr eine Mittheilung zu machen, die sie von ihrem Bruder Cecco entlehnte. Bald hörte man aber die Schritte der alten Prinzessin, und da verschwand ebenfalls Marietta.

„Du hast lange auf mich warten müssen, liebes Kind, ich bin verhindert worden. Jetzt laß uns aber schnell unsere Andacht verrichten.“ Mit diesen Worten beugte die alte Dame das Knie und fuhr dann fort: „Der Franzose“ — hier unterbrach sie sich durch ein Ave — „der liebenswürdige Franzose begegnete mir; er ist ein ausgezeichnet netter Mann, und bei meinem Schutzheiligen, mir träumte diese Nacht, daß ich Euch am französischen Hofe sah, wo man Deiner Schönheit und Deiner Herkunft die unbegrenzteste Huldigung brachte.“ — Wieder ein Gebet, Seufzer, Thränen — „Ein süßer Traum, meine Tochter“ — Amen, im gebenedeiten Namen der Jungfrau, Amen!“

„Mich friert, Mutter!“ flüsterte Annunziata.

„So komm!“

Die Damen erhoben sich und verließen die Kirche.

— — — — — — — — — — — —

Gleich darauf erscheinen Gaëtano und Marietta an demselben Orte. — Der junge Römer schien sehr erregt.

„Du sagtest ihr also, was ich schon geargwohnt hatte, nämlich, daß Giulio die Nacht bei dem Vicomte zugebracht und so große Summen an die französischen Officiere verloren hat, daß er Geld von seinem Wirthe hat borgen müssen? O, Schmach und Unehre — — und Cecco hat dies gesehen?“

„Er hat es gesehen, Signore Gaëtano, denn er war auf den Wunsch des Vicomte geblieben, um den Herren aufzuwarten. Der Franzose scheint auf den Cecco zu halten und wollte sicher nach der Entfernung der fremden Herren mit ihm plaudern. — Aber mein Bruder ist verschwiegen wie das Grab, das wissen Sie, Signore.“

„Und auch das Andere, was meine Lippen nicht auszusprechen vermögen, hörte er deutlich.“

„Vollkommen deutlich. Nachdem die Officiere sich entfernt, und der Prinz dem Vicomte so herzlich, wie er es überhaupt

vermag, gedankt hatte, sprach dieser halblaut: „Reden wir nicht davon! Wenn das Glück mir hold wäre, würde ich mit Freuden bei Ihnen in weit größerer Schuld stehen." Darauf drückte der Prinz ihm die Hand und sagte: „Sie sind immer willkommen im Palaste Montefiore, mein lieber Vicomte. Wir zählen auf Sie."

„Genug, liebe Marietta, genug! Dank und Lebewohl — Wenn wir dereinst vom Glücke begünstigt sind, sollst auch Du so glücklich werden, wie es in unseren Kräften steht."

„Ah, Eccellenza," antwortete Marietta schelmisch, „so lange denke ich nicht auf das Glück zu warten. Die Classe, der ich angehöre, macht nicht so viele Umwege, und — "

„Ah, ich verstehe, Du hast schon gewählt?"

„Ja, Signore, einen Wirth für mein Weingeschäft; das war höchst nothwendig."

Schnell wie ein Vogel eilte sie davon.

Gaëtano blieb allein. Er beugte das Knie an dem Orte, wo Annunziata kurz zuvor geweilt hatte.

Das heiße italienische Blut stürmte in seinen Adern — durfte er dies erlauben, sollte der niedrige Bruder mit seinem einzigen Juwel Handel treiben dürfen? — Ach, zwischen ihm, dem nicht anerkannten Freier, und der Cousine stand die Macht der Mutter und des Bruders. Noch mußte er schweigen und den Dingen zusehen, aber bald hoffte er selbst auf der Bühne zu erscheinen und seinen Antheil an dem Schauspiele zu verlangen. Den Forderungen de Ville-Rosny's mußte noch auf andere Weise genügt werden können, als um so hohen Preis. Es mußte der ruinirte Edelmann zu den käuflichen Erinnerungsschätzen seiner Väter greifen.

„O, Italia, Italia, was ist aus deinen Söhnen geworden!" flüsterte er; „Pracht, und Glanz, und Reichthum können sie entbehren. Aber gieb ihnen eine Stellung, einen Wirkungskreis wieder, vor dem sie nicht zu erröthen brauchen. — —

Armes Rom! Soll denn nichts heilig und unantastbar sein, da, wo keine Sicherheit existirt? Aber wozu diese Frage an dich, Tiefgesunkene! Ich will dich jetzt nicht malen, wo du gebeugt dastehst unter der Macht der schwankenden Tiara, die selbst leidet unter dem fremden Schmucke, wenn er gleich nur aus Lilien besteht. Armes Rom, schau nicht auf die Jahrhunderte zurück, als bis zu der Stunde, wo der Zeiger der großen Weltuhr den Punkt erreicht hat, der die Stunde der Befreiung verkündet!"

VI.

Erklärungen.

Sechs Wochen waren seit der Zusammenkunft zwischen der jungen Römerin und ihrem Geliebten verflossen.

Dieselbe Kirche und derselbe Altar hatten sie wiederholt ihren Schutz aufsuchen sehen, aber noch immer meinte Gaëtano die Stunde zu einer Unterredung mit seinen weltlich gesinnten Verwandten sei noch nicht gekommen, während Annunziata's Mutter und Bruder die köstliche Perle ihres Palastes an einen Fremdling zu veräußern hofften.

Mittlerweile hatte Ville-Rosny der stolzen Annunziata häufige Besuche gemacht. Giulio hatte ihm die Hand der Schwester mit Bestimmtheit zugesagt. Im Vertrauen darauf, dies Versprechen in nächster Zeit einlösen zu können, hatte er sein pecuniairen Verpflichtungen gegen den Vicomte immer größer werden lassen, dessen officielle Erklärung nur durch einen kleinen Stein des Anstoßes verzögert wurde, der plötzlich an's Licht trat.

Dieser Stein des Anstoßes offenbarte sich in Lord Stouthead, welcher nach dreitägiger, reiflicher Ueberlegung beschlossen hatte, als Nebenbuhler aufzutreten. Es hatte seine Eigenliebe verletzt, daß Ville-Rosny an seinem Erfolge zu zweifeln schien, und während der drei Tage, in welchen er Annunziata nicht ge-

sehen, waren ihre Anmuth und Vollkommenheit in der Einbildung des Lords so sehr gestiegen, daß er glaubte: Leben und Wohlfahrt seien in Zukunft abhängig von der Gunst der schönen Römerin.

Er begab sich deshalb in den Palast Montefiore und leitete seine Bewerbung so zart und mit so scheinbarer Ruhe ein, daß Keiner, außer dem Vicomte die Nebenbuhlerschaft ahnte.

Der Franzose begann in seiner Verzweiflung darüber nachzudenken, wie er dies riesige Hinderniß am besten aus dem Wege räume — denn Annunziata war augenscheinlich belustigt durch das ruhige, drollige Wesen des Lords; — endlich schien er in der That ein wirksames Mittel gefunden zu haben.

Eines Morgens besuchte der Vicomte seinen englischen Freund, und nachdem man von Diesem und Jenem geplaudert hatte, fragte er wie zufällig:

„Werden Sie sich noch lange in Rom aufhalten, Mylord? — — Meine Angelegenheiten rufen mich binnen kurzem nach Frankreich zurück."

Der Lord, welcher bis dahin eine Fliege mit den Augen verfolgt hatte, die sich in ein Spinnengewebe verstrickte, schaute nun plötzlich auf.

„Was nun, Vicomte, ich meinte Ihre wichtigsten Angelegenheiten befänden sich hier in Rom?"

„Das ist vorbei."

„In wiefern — — ist es erlaubt danach zu fragen?"

„Warum nicht? Ich baue auf Ihr Ehrenwort, wenn Sie zu schweigen versprochen haben."

„Das verspreche ich und mein Wort ist Bürge, daß ich das Geheimniß bewahren werde."

„Wohlan, ich habe gemerkt, daß die stolze Annunziata mir einen andern Nebenbuhler vorzieht."

„Ach Vicomte, Sie schmeicheln — — ich glaubte meine

Sache so fein angelegt zu haben, daß Sie selbst kaum bemerkt hatten, wie weit ich auf diesem Gebiete vorgeschritten bin."

„Sie — ich verstehe Sie nicht, Mylord!"

„Erinnern Sie sich nicht des kleinen Gespräches, welches wir mit einander führten, als wir aus der Soirée im Palaste Montefiore zurückkehrten? Ich sagte Ihnen —"

„Daß Sie sich besinnen wollten — ja, nun erinnere ich mich. Auf Ehre, es wäre köstlich, wenn wir Nebenbuhler gewesen wären, ohne es zu wissen."

„Aber was gefiel Ihnen denn, mir soeben zu sagen?"

„Ihnen Mylord?"

„Daß Sie selbst bemerkt hätten, wie die Signora einem Anderen den Vorzug gebe."

Der Vicomte brach in ein herzliches, doch beleidigendes Gelächter aus.

„Sie sind ein Meister in der Logik, mein bester Mylord, es fehlt ihr nur die Wahrheit, auf die sie sich stützen soll. — Ach nein, weder Sie, noch ich, können uns mit unserem Erfolge rühmen. Das Geheimniß ist: daß die schöne Römerin ihren Vetter, den Marquis Montefiore liebt, arm wie sie selbst, schön wie das Ideal der Antike, das muß ich ihm lassen, und zu allem diesen etwas von jener komischen Alltagsromantik, welche das junge, erlauchte Paar in die guten alten Zeiten zurück versetzt."

Der Lord schien ernsthaft gekränkt. „Sie glauben somit, daß sie den armen patricischen Bettler liebt?"

„Ich weiß, daß sie im Briefwechsel stehen. Ich habe Gaëtano nach eingebrochener Nacht um ihre Wohnung schleichen sehen."

„Auf Ihr Ehrenwort!"

„Auf mein Ehrenwort! Aber merken Sie wohl! Mehr weiß ich nicht. Ich weiß nicht, welche Macht die Verhältnisse auf sie üben und ob sie überhaupt auf diese Verbindung hoffen

kann, die mir sehr unpassend für sie scheint. Vielleicht würde ihre Familie sie überreden." —

„Das mögen Sie versuchen, Vicomte; ich gewiß nicht. Man soll keine Dame dazu überreden, Lady Stouthead werden zu wollen. Ich werde heute Abend wie zufällig des Vetters erwähnen, und wenn sie sich dann verlegen oder unruhig zeigt, so ist es aus. Ich habe mich dann auf keine Weise blosgestellt."

„Nein, das gebe ich zu."

„Aber Sie? Werden Sie, in vollem Ernste gesprochen, wirklich abreisen?"

„Wenn Sie die Wahrheit hören wollen, so muß ich Ihnen sagen, daß ich zehnmal in einer Stunde reisen und wiederum nicht reisen will. Vielleicht bin ich morgen schon fort, vielleicht bleibe ich, Gott weiß, wie lange."

„Solche Possen darf mein Verstand nicht mit mir treiben. — Sind Sie schon hinauf gewesen und haben den Esel gesehen? Das ist ohne Widerrede das merkwür — —"

„A revoir, Mylord — ich kann diesen plötzlichen Wechsel des Gespräches nicht vertragen. — Wenn ich morgen noch hier bin, werde ich Sie wieder aufsuchen."

Aber noch an demselben Abende erhielt der Vicomte ein Billet von dem Lord, folgenden Inhalts:

„Mein lieber Vicomte!

Reisen Sie, oder bleiben Sie nach Gefallen. Sie erröthete bis an die Stirn.

Ihr ergebener

Stouthead.

P. S. Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie mir einen Weg zu zeigen vermöchten, auf dem ich die antiken Kunstschätze des Palastes erlangen könnte."

Der Vicomte jubelte. E i n Rival war jetzt beseitigt, und seine Huldigung nahm nun einen größeren Schwung, eine bestimmtere Farbe.

Um diese Zeit verlangte der Prinz, der nur den geringsten Theil des Tages im Hause zu brachte, eines Tages eine Unterredung mit seiner Mutter, und wir finden sie Beide in demselben Zimmer wieder, in welchem wir ihren ersten Berathschlagungen über die Verhältnisse des Hauses Montefiore und über den Empfang der Fremdlinge beiwohnten.

„Nun, mein Sohn, begann die Prinzessin, ich habe seit lange gehofft, daß wir zu einem bestimmten Resultate kommen würden. Dies Spiel kann keine Woche mehr dauern."

„Das wird auch überflüssig sein. Der Vicomte de Ville-Rosny hat mich beauftragt, bei Ihnen um die Hand meiner Schwester Annunziata anzuhalten, und bei dem ersten Worte, das seine Wünsche mit Erfolg zu krönen verspricht, erscheint er selbst um alle Garantien zu geben, die zu wünschen und zu verlangen uns beliebt."

„Wohlan! So laß Deine Schwester rufen!"

„Warte noch einen Augenblick, meine Mutter. Wir müssen uns erst verstehen."

„Was kannst Du meinen? Wir wünschen ja Beide dasselbe, nämlich, daß Annunziata sich entschließen möge, eine französische Marquise zu werden."

„Hier trennen sich unsere Meinungen und es ist von größter Wichtigkeit, daß w i r einig seien."

„Fahre fort!"

„Annunziata darf keine W a h l, keinen W i l l e n haben: Sie muß die Gemahlin des Vicomte werden."

„Nicht durch Zwang. Das wird auch nicht nöthig sein. Freilich würde sie den Lord vielleicht vorgezogen haben, wie

auch ich es that, aber seine Heirathsgedanken und Bewerbungen, die ich eine kurze Zeit lang zu bemerken glaubte, verschwanden ebenso plötzlich wieder, wie sie gekommen waren."

„Das war eine englische Caprice ohne weitere Bedeutung. Was aber den Vicomte betrifft, so glaube ich, daß sie ihn ausschlagen wird; aber ich habe bereits gesagt, daß sie keine freie Wahl haben darf."

„Aber ich habe gesagt, daß ich, so sehr ich die äußeren Vortheile dieser Verbindung zu schätzen weiß, dieselbe doch meinem Gewissensfrieden unterordne; und dieser würde leiden, wenn ich ihr Gewalt thäte!"

„Mönchsgeschwätz, Sophismen!"

„Giulio, hüte Dich, Du lästerst die Kirche!"

„Das kommt daher, Mutter, daß etwas da ist, was ich höher achte, denn Kirche und Gewissensfrieden, und das ist die Ehre des Hauses Montefiore."

„Du erschreckst mich. Steht denn irgend ein Unglück zu befürchten?"

„Lassen Sie mich ganz aufrichtig sein, meine Mutter. Die bitteren Qualen, welche unsere Armuth in meiner Seele, in der Seele eines stolzen Römers hervorgerufen hatte, haben böse Leidenschaften in mir geboren. Ich liebe das Spiel. Ich wollte Geld, viel Geld gewinnen. Statt dessen habe ich fast immer verloren und derjenige, welcher sich nie geweigert hat, meine leere Kasse zu füllen, dies war Ville-Rosny, welcher seit lange mein Versprechen hat. Sie begreifen, meine Mutter, daß dasselbe eingelöst werden muß; er dringt darauf, und Sie mögen selbst sagen, ob Annunziata sich weigern darf."

„Dein Geständniß macht mich grauen! Wie, Du hast so erniedrigende Verpflichtungen gegen einen Fremdling eingehen können! — Du könntest Deine Schwester verkaufen wollen?"

„Lassen Sie uns nicht weiter davon reden, Mutter! Ich

bin unglücklich, fast wahnsinnig! — — Noch ein Geheimniß, (hier senkte er die Stimme) macht es nothwendig, Dich und Annunziata unter sicheren Schutz zu stellen."

„O, was giebt es denn noch Schlimmeres zu hören?"

„Erhebe Dein Haupt, Römerin, Du brauchst Dich Deines Sohnes nicht zu schämen, es giebt wenigstens ein Mitglied des Hauses Montefiore, einen Römer, der des Joches überdrüssig ist, einen — —"

„Schweige, Unglückseliger, ich verstehe Dich: Du gehörst einer Verschwörung an, bist ein Mitglied." —

„Mitglied — ein Montefiore, was denken Sie, Mutter! Ich bin nicht geschaffen um, wie der unbedeutende Gaëtano Bilder zu malen; ohne meine Erniedrigung zu empfinden. Ich bin zum Anführer geboren, und wenn Alles —"

„Kein Wort mehr! Ich befehle es Dir! Willst Du übrigens auf den Rath Deiner Mutter hören und denselben befolgen?"

„Hören kann ich ihn immerhin."

„Schwörst Du mir bei der unbefleckten Ehre Deiner Ahnen, Deine Schwester, wenn es mir gelingt, sie zu überreden, nach Frankreich zu begleiten, und sofort und zwar ganz und gar mit Deiner Partei zu brechen?"

„Da würde ich meine Ehrlosigkeit beschwören. Wie könnte ich Sie überdies, hier allein zurücklassen, meine Mutter, um in diesen öden, unheimlichen Räumen langsam hinzuschwinden und zu sterben."

„Meinetwegen trage keine Sorge! Ich fühle deutlich, daß meine Tage gezählt sind. Ich will sterben, wo ich gelebt habe, und ich sterbe mit Freuden, wenn ich weiß, daß meine Kinder frei und glücklich sind. Außerdem haben wir liebe Verwandte und Angehörige, die mich nicht verlassen werden."

„Ich kann nicht reisen. Ein Montefiore bricht nicht sein

Wort. — Aber jetzt laß Annunziata rufen. Ich befinde mich in einer fieberhaften Unruhe, bis die Sache abgemacht ist. Sie liebt Gaëtano; das ist gewiß. Aber wir müssen sie zu überreden suchen, oder sie zwingen, ohne seiner zu erwähnen.“ —

Zehn Minuten darauf stand das feste, edle junge Mädchen vor seiner Mutter, die eine strenge, feierliche Haltung angenommen hatte.

Giulio saß mit gekreuzten Armen in einer Fenstervertiefung. Seine Züge waren wie in Eis geschnitten und trugen den Ausdruck unerschütterlicher Härte.

„Meine Tochter, ich habe Dich heute nicht zu einer gewöhnlichen Unterredung entbieten lassen,“ begann die Prinzessin, „sondern Dich von einem Glücke in Kenntniß zu setzen, welches dem, längst von der Höhe seines Glanzes herabgestiegenen Hause Montefiore widerfahren ist: Der edle französische Vicomte de Ville-Rosny hat geruht, bei mir um die Hand meiner Tochter, Annunziata di-Montefiore, anzuhalten.“

„Ich habe dies erwartet,“ antwortete Annunziata, vollkommen gefaßt.

„Es ist Dir also eine angenehme Nachricht?“ rief die Mutter, einen Strahl der Freude in den strengen Augen.

„Ja, meine Mutter, weil ich dadurch Gelegenheit erhalte, mich der Huldigungen des Vicomte zu entledigen. Er hat die Winke, die ich ihm zu geben mir erlauben durfte, nicht verstehen wollen.“

„Du sprichst wie ein Kind. Du kannst Dir keine Hoffnung auf eine andere Heirath machen, wenn diese fehl schlägt.“

„Das glaube ich nicht. Aber viel lieber will ich die ledige Tochter unseres gesunkenen Hauses bleiben, als daß ich

eine Rolle in den Gesellschaftscirkeln des modernen, munteren Frankreichs spiele, oder als Herrin auf einem seiner prächtigen Schlösser walte. Für jene Sphären bin ich nicht geboren. Die arme Römerin verläßt nicht ihre Vaterstadt, um einer so erbärmlichen Ursache willen, wie es eine Heirath um Glanz, Pracht und Reichthum ist!"

Die Prinzessin sah zu ihrem Sohne hinüber. Seine Miene war noch ebenso unerschütterlich, seine Haltung ebenso steif wie zuvor. Er schien zu denken, daß es noch nicht Zeit für ihn sei, sich in die Sache zu mischen.

Die Mutter schlug jetzt eine andere Saite an.

„Meine Annunziata, wenn Du auch keines jener Gefühle für den Vicomte hegst, die sonst auch die stolzeste Jungfrau nicht verunzieren, wenn Du Liebe und Glück, Pracht und Reichthum verschmähst, wenn Du nicht bewundert und vergöttert sein magst in Kreisen, wo man eine Schönheit, wie die Deine zu beurtheilen und zu schätzen versteht, so weiß ich doch, daß Du zu warm fühlst, um zu schweigen, wenn die Pflicht Dich mahnt, und wenn das edle Blut der Montefiore in Dir sich dawider auflehnt: bei einem Ausländer in Schuld zu stehen."

„Wie soll ich diese Rede verstehen?" fragte das junge Mädchen erröthend, mit einem Gefühle der Ahnung.

„Dein Bruder Giulio — Er erlaubt es mir gewiß, aufrichtig gegen Dich zu sein. (Die Prinzessin nickte ihrem Sohne zu, welcher durch ein unmerkliches Zucken seiner Brauen, seine unfreiwillige Zustimmung gab) Dein Bruder steht in großer, in sehr großer Schuld bei dem Franzosen."

„Und mein Bruder verlangt, daß ich dieselbe bezahle?"

„Er ruft die liebevolle Schwester an."

Annunziata blickte ausdrucksvoll auf Giulio, welcher endlich mit herber Stimme sprach:

„Ein Montefiore krümmt sich nicht im Staube. Er spricht

zu derjenigen, an welcher er Vaters Stelle vertritt: Gehorche der Nothwendigkeit, und die Belohnung wird nicht ausbleiben. Der junge Franzose ist ein liebenswürdiger und ein guter Mann. Er will Dich glücklich machen."

Die Rosen auf Annunziata's Wangen erblaßten flüchtig.

„Wenn diese Sprache unserem Geschlechte zur Zeit seines stolzen Glanzes eigen war, so ist sie doch nunmehr unziemlich. Ich empfinde in zärtlicher Dankbarkeit die Art, in welcher meine Mutter sich ihres Auftrages entledigt hat, aber so lange diese Mutter mir noch am Leben ist, weise ich Giulio's selbstgeschaffenen Rechte mit Verachtung von mir. Ich bezahle die Schulden meines Bruders nicht damit, daß ich die Glückseligkeit meines ganzen Lebens zum Opfer bringe."

Die alte Prinzessin zuckte zusammen: sie sah, daß das Antlitz ihres Sohnes bleifarben wurde.

„O, Annunziata, meine Tochter, was thust Du mir?"

„Beruhige Dich, theure Mutter! Ich kenne ein anderes Mittel, um diese Verpflichtungen aufzuheben. Darf ich reden?"

„Freilich. — Wie wolltest Du das vollbringen?"

„In unseren alten Sälen befinden sich viele Gegenstände von so großem Kunstwerthe, daß sie den Neid und das Verlangen manches reichen Engländers wecken müssen. Ich selbst habe Lord Stouthead's Augen oft mit unglaublicher Ausdauer daran hangen sehen. Unser Vetter Gaëtano, welcher den Kunstwerth dieser Gegenstände zu beurtheilen versteht, würde mit dem Lord darüber unterhandeln können." Kaum hatte Annunziata geendet, als Giulio wild emporsprang.

„Ha — verkaufen, das letzte Erbe unserer Vorfahren verschachern, und das wagst Du, entartete Tochter des erlauchten Stammes Montefiore, vorzuschlagen!"

„Dies ist noch immer besser, als lebendiges Fleisch und Blut mit einer fühlenden Seele darin, zu verkaufen, Bruder."

„Schweige. — Du mußt gehorchen!“

Annunziata ging dem Bruder einige Schritte entgegen.

„Giulio,“ sprach sie mit Nachdruck, „sprich nicht zu mir, einem römischen Weibe, von Gehorsam! Ich sterbe eher, als daß ich mich erniedrige.“

Die Prinzessin erhob sich und streckte gebietend die Hand aus. Giulio stürzte hinaus, Annunziata sank zu den Füßen der Mutter nieder.

VII.

Die letzten Scenen des Drama's.

Drei Tage waren verflossen.

Ville-Rosny hatte sich vergeblich bemüht, in dem Palaste Montefiore vorgelassen zu werden. Auch den Prinzen hatte er weder gesehen, noch brieflich oder mündlich von ihm gehört. Als er sich selbst nach dem Palaste begeben, hatte er nur den alten Diener getroffen, welcher sehr bedrückt ausgesehen hatte, aber nicht zum Sprechen zu bewegen gewesen war.

Darauf hatte der Vicomte die hübsche Marietta in ihrem Geschäftslocale besucht; hatte sich zu den inständigsten Bitten herabgelassen, um sie zu vermögen, ein Billet zu befördern, oder die geringste Nachricht über die Familie Montefiore zu geben, aber viel eher hätte er einen Felsen zum Reden bringen können. Auch Marietta sah betrübt aus. Es mußte somit ein Unglück geschehen sein.

Er hatte sich ebenfalls an Cecco gewandt; aber Cecco sagte nie mehr, als er eben sagen wollte; bis er am Abende des dritten Tages verkündete, daß der nächste Morgen Auskunft für den Herrn Vicomte bringen werde.

Noch auffallender schien es, daß der Vicomte während der ganzen Zeit umsonst nach seinem englischen Freunde gesucht hatte. Er hielt es am Ende für wahrscheinlich, daß der Lord,

der abermals seiner verrückten Leidenschaft für den Esel auf dem Vatican anheim gefallen war, daselbst hinauf gezogen sei, um die Physiognomie des Thieres in nächster Nähe zu studiren.

Endlich dämmerte dem, von Allen verlassenen Vicomte der Morgen des vierten Tages. Schon hatte er beschlossen, des Scheines halber, ein leichtes Frühstück einzunehmen, als Cecco mit großer Feierlichkeit den Marchese Gaëtano di Montefiore anmeldete.

Obgleich der Franzose sehr gut wußte, daß er jetzt einem Nebenbuhler entgegentrete, der ihm ohne Zweifel das Recht streitig machen werde: die schöne Italienerin, die er so innig liebte, zu einer französischen Gräfin zu machen, so empfing er den ernsten, kalten Römer doch mit dem feinen Tact und der ausgesuchten Artigkeit, die einem Sohne Frankreichs gebührt.

Nach einigen bedeutungslosen Redensarten, und nachdem Gaëtano den ihm dargebotenen Platz eingenommen hatte, begann dieser folgendermaßen:

„Ich komme im Auftrage meiner Verwandten, der Prinzessin Montefiore, um die Verbindlichkeiten ihres Sohnes gegen Sie, Herr Vicomte, zu lösen!“

„Was will das sagen? Warum kommt Prinz Giulio nicht selbst, wenn er Verbindlichkeiten gegen mich zu haben glaubt; und aus welchem Grunde bedarf es zwischen uns eines Mittlers?“

„Weil Giulio Montefiore seit drei Tagen nicht zu finden ist, mein Herr,“ antwortete der Römer bitter. „Man spricht hier übrigens nicht gern über dergleichen. Wenn Jemand aus dem Kreise seiner Familie verschwindet, so wartet man, bis er wiederkehrt. Gewöhnlich pflegen bald Nachrichten einzugehen, welche auf die Spur führen.“

„Mein Gott, ist ihm denn irgend ein Unglück widerfahren?“

„Ein Unglück, was denken Sie — geschieht denn der-

gleichen in unserem Lande? Wer weiß, wer ihn hindert, sich zu zeigen? Die Prinzessin hat mich beauftragt, Ihnen dies Blatt zu überreichen, welches ihr auf die ungewöhnlichste Weise zugestellt worden ist. Lesen Sie, weil es der Wunsch der Prinzessin ist."

Mit leichtem Zittern entfaltete der Vicomte das Schreiben und durchflog folgende Zeilen:

„Meine Mutter, zittern Sie nicht; wir haben keinen Grund dazu. Eine fürsorgliche Hand, die ich nicht nennen darf, hat mich dem Orte entrissen, an welchem ich Zuflucht gesucht hatte, als Annunziata sich so grausam weigerte, mein guter Engel bei dem edelmüthigen Franzosen werden zu wollen. Wie erniedrigend, ihn in dem Glauben zu lassen, daß ich ihn hintergangen habe! Meine Wiederkehr kann ich nicht bestimmen. Aber wenn ich zurückkomme, werde ich für immer von der Verirrung geheilt sein, der meine bedrückte Seele seit einiger Zeit anheim gefallen war. Leben Sie wohl, meine Mutter. Früher oder später sehen wir uns wieder.

Ihr Giulio."

Ville-Rosny blickte mit stummem, tiefem Entsetzen auf den Marquis.

„Italien, Italien," sprach er leise, „man hat mir oft gesagt, daß Deine Geheimnisse so verborgen und geräuschlos betrieben werden, daß kein Dritter davon erfährt — aber der arme Giulio —"

„Lassen wir das! Sie sehen, daß er unter dem Schutze einer „fürsorglichen Hand" steht. Giulio wird in Zukunft nicht mehr zu conspiriren versuchen. Dies ist nur eine Warnung."

„Ah — er stand in Verdacht. — Um Vergebung, Herr Marquis, ich sehe ein, daß ich ebenso wenig Recht habe, mich um diese Angelegenheit zu kümmern, als mich über die Art und Weise zu beklagen, auf die die Prinzessin meinen Antrag

beantwortet. Die schöne Annunziata verachtet Frankreich und würdigt mich deshalb keines weniger harten und verletzenden Abschlages."

„Sie sind im Irrthum, Herr Vicomte! Annunziata verachtet kein Land und keinen Menschen, der ihrer Achtung werth ist. Sie werden ihr verzeihen, daß sie die heilige Verbindung, welche sie seit langer Zeit mit mir, ihrem Vetter geschlossen hatte, nicht lösen wollte, um ohne Liebe einem Fremden in die glänzenden Lebensverhältnisse zu folgen, die er ihr zu bieten vermochte. Annunziata sendet Ihnen ihre wärmsten Grüße; sie wird Ihnen, wenn solches Ihr Wunsch ist, selbst für die Ehre danken, die Sie der armen Tochter eines verarmten Hauses erwiesen haben."

„Nein," erwiderte der Vicomte hastig, mit hoher Röthe in den entstellten Zügen, „nein, das verlange ich nicht! Ich reise überdies morgen schon ab. Möge die stolze Annunziata glücklich werden, das ist der einzige Wunsch, den ich mit von hinnen nehme. Und Sie, mein Herr, reichen Sie mir Ihre Hand, damit ich sehe, daß Sie keinen Haß nähren gegen einen Mann, der Sie vielleicht, ohne es zu wissen, gekränkt hat."

„Das haben Sie nie gethan. Ich wußte, daß Annunziata nicht zweimal lieben konnte, aber es freut mich, Ihnen als Zeichen aufrichtiger Freundschaft, die Hand drücken zu dürfen. — Und nun zu den Geschäften."

„Herr Marquis —"

„Hören Sie mich an. Die Unruhe und der Kummer über das räthselhafte Verschwinden meines Vetters hatte der ohnehin schwachen Gesundheit der Prinzessin einen gefährlichen Stoß versetzt und sie zu der Ueberzeugung geführt, daß — so unbedeutend meine Stellung in Vergleich zu der Ihrigen ist, es doch besser sei, daß die Montefiore ihr bischen Armuth vereinigten, als dieselbe noch weiter zu zersplittern. Als sie zu diesem Entschlusse gekommen war, ließ sie den Lord zu sich

rufen, welcher schon seit drei Tagen, so zu sagen, in dem Palaste wohnt und die Kunstschätze aus den Sammlungen wählt, welche er mit nach England hinüber zu nehmen wünscht. Die aus diesen Gegenständen gelöste Summe hat die Prinzessin in den Stand gesetzt, die Verpflichtungen ihres Sohnes zu erfüllen, und es würde uns ungemein kränken, wenn Sie, Herr Vicomte, in dieser Sache die geringste Einwendung machen wollten."

„Dazu habe ich kein Recht, mein Herr! Hier sind die Wechsel des Prinzen. Mit einem Federzuge, der eine Summe Geldes betrifft, ziehe ich einen Strich über alle die thörichten Hoffnungen, welche seit einigen Monaten meine Verirrung ausgemacht haben. — Sind Sie jetzt zufrieden?"

„Vollkommen!" antwortete Gaëtano und der kalte Ausdruck seines Gesichtes verschwand, als er Giulio's Papier in seiner Tasche wußte. „Verzeihen Sie meinem Vaterlande, was Sie daselbst gelitten haben, Herr Vicomte, und seien Sie überzeugt, daß Sie Freunde zurücklassen, die sich oft mit tiefem Interesse Ihrer Person, und des würdevollen Schlusses Ihres Auftretens in einer Familie erinnern werden, welche das zweite, oder besser gesagt, das erste Oberhaupt zu verlieren im Begriff steht: denn die Prinzessin ist sehr, sehr leidend."

Hier schieden die jungen Männer. Dem Vicomte war es gelungen, dem Gaëtano seine Verzweiflung, seine Eifersucht zu verbergen, die noch in der Tiefe seines Herzens glomm.

Vierzehn Tage später ging die alte Prinzessin zu ihren Vorfahren heim, nachdem sie zuvor den von der Kirche geweihten Bund gesegnet hatte, der das Glück ihrer Tochter und ihres nunmehr innig geliebten Sohnes Gaëtano begründen sollte.

Eines Abends, als die Prinzessin mehr, als sonst von ihrem letzten Erdenwunsche gequält wurde: ihren Giulio noch

einmal wieder zu sehen, wurde diese Sehnsucht plötzlich erfüllt.

Leise und unbemerkt, gebeugter Haltung und gesenkten Auges trat er ein, beugte das Knie am Lager der Mutter, empfing ihren Segen und offenbarte ihr sein Geheimniß, welches sie mit ins Grab nahm.

Bald darauf verschwand der junge Prinz von Neuem; und erst nach mehreren Wochen, als Gaëtano mit seiner jungen Gemahlin Rom verlassen hatte, um einige Zeit in Begleitung von Liebe, Kunst und Poesie in anderen Theilen von Italien zu schwärmen, erst da erschien auch der Schatten des früheren Besitzers, der letzte Sprößling dieses Zweiges, wieder in dem ausgestorbenen Palaste der Montefiore.

Der alte treue Pietro war jetzt der einzige Diener und der Prinz, welcher fast niemals ausging, mit Keinem verkehrte und Keinen empfing, war selbst behülflich bei der geringen Aufwartung, deren er bedurfte.

Kein Eremit konnte strenger und dürftiger leben. Das Einzige, was fehlte, um diese Illusion vollständig zu machen, war heilige Frömmigkeit.

Dann und wann entschlüpfte den bleichen Lippen des jungen Mannes ein unzufriedenes Murren, aber jeder derartigen Kundgebung seines inneren Zustandes folgte unmittelbar ein Schauer und ein furchtsamer Blick auf die Wände ringsumher, dann zeigte er sich geduldig, aber die tieflodernden Augen redeten eine andere Sprache.

Eines Tages erhielt er ein Schreiben von Gaëtano und Annunziata. Sie erzählten von ihrem Glücke, von ihrer Freiheit, von ihrem Frieden und luden ihn zu sich ein, indem sie ihn ermahnten, die Fesseln der Vergangenheit abzustreifen.

„Nein,“ rief er bitter, „ich will in diesen Säälen mein Gefängniß behalten. Ich vermochte nicht ihren vorigen Glanz wiederherzustellen — jetzt will ich in ihnen modern.“

XII.

Pompeji.

Ich war seit einigen Tagen in Neapel, als es mir einfiel, daß das Königreich beider Sicilien so glücklich sei, Eisenbahnen zu besitzen, und daß eine solche nach Pompeji führe.

Es war früh am Morgen eines schönen sonnigen Tages, als mir dies einfiel, und schon nach einer halben Stunde befand ich mich auf dem Bahnhofe, ein Billet in der Tasche und auf den Abgang des Zuges wartend.

Während dessen hatte ich Gelegenheit, einen eigenthümlichen Auftritt zu beobachten.

Es ist allgemein bekannt, daß die Eisenbahn sich nicht verzinset, aber daß es ihr nichtsdestoweniger gelungen ist, die Fiacres und Miethwagen zu verdrängen. Diese, welche ehemals das ausschließliche Beförderungsrecht für alle Reisenden nach Herculanum, Pompeji und dem Vesuv hatten, machen jetzt verzweifelte Versuche, mit ihrem furchtbaren Concurrenten zu wetteifern; aber vergebens. Die Reisenden ziehen nun einmal die billigere, rasche Fahrt auf der Eisenbahn vor. Deshalb werden auch die Wagen zu unglaublich billigen Preisen ausgeboten und die Kutscher drängen sich, einander herunter bietend, um den Reisenden. Der Eine bot mir an, mich für acht Carlini nach Pompeji zu fahren, stimmte seine Forderung

aber sofort auf sechs Carlini herab. Ein Anderer verlangte nur vier Carlini; ein Dritter bot seine Mähren „per una bottiglia,“ das heißt für ein Trinkgeld, ja ich glaube, daß man mir schließlich ein solches angeboten haben würde, wenn ich nur hätte mitfahren wollen.

Unglücklicherweise war die Stunde der Abreise gekommen und ich konnte das Ende dieser abwärts steigenden Serie nicht mit erleben.

Um aber dem Leser keinen durchaus falschen Begriff von den billigen Preisen der Beförderungsmittel in Neapel zu geben, muß ich hinzufügen, daß Obiges nur von genannten Ortschaften galt, was wahrscheinlich nicht blos von der Sucht nach Concurrenz herrührt, sondern vielmehr von dem Bedürfnisse, etwas von dem wieder zu erlangen, was ihnen durch die Eisenbahn entzogen worden ist.

Wohin man sonst gehen mag, um die wunderbar schönen Umgebungen in Augenschein zu nehmen, muß man einen Wagen oder ein Boot haben, Beides zu unerhörten Preisen: man besteuert den Reisenden nach Gutdünken, sowohl rücksichtlich der eigentlichen Reisekosten, wie der ungeheuren Trinkgelder, die der Neapolitaner mit bewundernswerther Geschicklichkeit zusammen zu rechnen versteht.

In Neapel ist Alles auf Prellerei abgesehen: von der Polizei an, welche es sich zur Hauptaufgabe gemacht zu haben scheint, den Reisenden auszuplündern, bis zu den Taschendieben herab, vor deren unüberführbaren Fingerfertigkeit Niemand sicher ist. Auch die Hôtelwirthe sind zu gewissenhaft, um weniger patriotisch zu sein. Ein Zimmer mit Aufwartung kostet den Tag acht Carlini (vier Francs), Mittagessen und Kaffee nach Verhältniß. Einen Monat in Neapel zuzubringen, kostet gerade so viel wie drei in Rom.

Aber trotz alledem, die falsche Münze beim Wechseln inbegriffen, denke ich doch mit Entzücken an Neapel zurück.

Wenn auch die Stadt an und für sich, mit Ausnahme des Museums-Bourbon, wenig Sehenswerthes bietet, so würde ich ohne diese Reise niemals das wunderbare Pompeji gesehen haben; ich hätte nicht den Vesuv bestiegen, keine Orangen gepflückt, in den Gärten von Sorrento nicht die Tarantella von den Matrosen und den Töchtern des Landes tanzen sehen, ich würde nicht auf dem Golf von Neapel geschaukelt und in den blauen Grotten von Capri an Andersen's „Improvisator" erinnert worden sein!

Jetzt komme ich jedoch auf meine Reise nach Pompeji zurück.

Auf der kurzen Fahrt ging ich in der Erinnerung Alles durch, was mir über Pompeji bekannt war. Dies war erstens nicht viel, und das Wenige, was ich wußte, weder klar noch zusammenhängend. Ich erinnerte mich, in alten Historikern von der Stadt Pompeji gelesen zu haben, die unter der Regierung des Titus durch einen Ausbruch des Vesuv zerstört worden war. Dies mußte ungefähr gleichzeitig mit der Zerstörung von Jerusalem stattgefunden haben.

Bulwer hat ein ausführliches Werk darüber geschrieben — ich hatte dies Buch vor etwa zehn Jahren gelesen, aber das Einzige, dessen ich mich davon erinnerte, war ein geheimnißvoller Priester der Isis und ein liebliches, blindes Mädchen — Nydia hieß sie, wenn ich mich recht erinnere.

Darauf hatte ich im „Sonnabend-Magazin" gelesen, daß einige Bauern bei ihren Arbeiten in einem am Sarno gelegenen Weingarten daselbst auf Ueberreste des alten Pompeji gestoßen waren, wodurch Karl III. sich veranlaßt gefunden, daselbst Nachforschungen anstellen zu lassen, und dadurch eine ganze Stadt entdeckt hatte, welche bescheiden genug gewesen war, sich neunzehn Jahrhunderte lang unter der Erde zu verbergen.

Endlich fiel mir noch ein, daß ich in unserem königlichen Museum etliche Fächer mit verschiedenen Gegenständen, aus Bronce und Thon angefertigt, gesehen hatte, welche Gustav III., als Andenken an seine Kunstreise nach Italien, mit nach Schweden gebracht haben soll.

Der Zug hielt an. Ich stieg aus und begann umher zu schauen. Da war nichts, was an Ruinen und Zerstörung erinnert hätte. Eine hübsche, lachende Landschaft, dicht bebaut mit weißen Häusern, dicht neben mir das Albergo della Strada ferrata (Eisenbahnhôtel), vor welchem ein Kellner auf der Treppe stand und den ankommenden Reisenden mit der Serviette den Willkommengruß zuwinkte. Mehrere Gruppen anständig gekleideter Personen zogen einen grünen Hügel hinan; andere drängten sich um den Schalter des Billet-Comptoirs. Ein paar Neapolitaner lagen halbschlafend in der Sonne, während ein anderes Paar auf der Erde kauerte und „Kopf oder Wappen" spielten, und ein ganzer Schwarm bettelnder Kinder meine Menschenliebe anrief, durch Vermittelung aller Schutzheiligen, deren Namen ihnen bekannt waren.

„Dove sono gli scavati?" (Wo sind die Ausgrabungen?), fragte ich einen Knaben, dem ich eine Scheidemünze reichte.

„Andate su, Eccellenza!" (Geht hinauf, Excellenz!).

„Soll ich *hinauf* gehen?"

„Si, Signore — quà sopra." (Ja, mein Herr, hier hinauf). Hierbei zeigte er auf die Anhöhe, auf welcher ich die übrigen Reisenden hatte verschwinden sehen.

„Aber das ist ja nicht möglich," dachte ich; „Pompeji liegt ja unter Asche und Lava begraben. Da ist es ja natürlich, daß man *hinabsteigen* muß, um die Gräber zu sehen. Rom ist nicht durch den Ausbruch eines Vulcans begraben worden, und dennoch liegt es mehrere Klafter tief unter der heutigen Stadt verborgen. Man will mir vielleicht gar einreden, daß das *alte* Pompeji auf dem Lavastrome geschwommen, und das

neue unterhalb des vorigen gebaut worden sei! — Hier muß ein Niedergang zu finden sein."

Ich konnte jedoch keinen solchen finden und mußte mich darein fügen, einen recht ansehnlichen Hügel zu erklimmen, um die unterirdische Stadt zu schauen.

Nachdem ich auf schlängelnden Pfaden mehrere Weinpflanzungen durchwandelt war, befand ich mich unvermuthet auf einem offenen Platze, der mir einen so imposanten Anblick gewährte, daß ich mich eines Ausrufes der Ueberraschung nicht erwehren konnte.

Das war das Forum von Pompeji.

Bedeckte Säulengänge, bestehend aus Marmorsäulen und prachtvollen Terrassen (zu Spaziergängen bestimmt), umgaben auf drei Seiten einen länglichen Platz, von welchem mehrere Straßen ausliefen, die durch Tempel, Paläste und Privathäuser begrenzt wurden. Gerade vor mir erhoben sich zwei Triumphbogen; zur Seite zahlreiche Tempel mit ihren Säulen, Altären und Piedestalen. An einer Stelle schien man mit der Reparatur des Säulenganges beschäftigt zu sein: man schien seinen Baustyl zu ändern und die Arkaden in einen dorischen Säulengang umändern zu wollen, mit Pfeilern, die theils aus Ziegelsteinen, theils aus Travertin aufgemauert zu werden schienen. Den Platz zwischen den Säulen füllten einige Piedestale aus, bereit, die Statuen der berühmten Männer der Stadt aufzunehmen. Auf einem derselben las ich den Namen des Salust — vielleicht des Geschichtschreibers. Aber die Statuen selbst waren wahrscheinlich noch unvollendet und warteten in dem Atelier des Meisters auf den letzten Meißelstich.

Meine Vorstellungen von der Stadt Pompeji waren also durchaus falsch gewesen. Die Geschichte, Bulwer und das „Sonnabend-Magazin" mußten sich alle geirrt haben. Das waren ja keine Ruinen, keine Ausgrabungen! Ich befand mich auf einer Anhöhe, im hellen Tageslichte, vor mir lag eine voll-

ständige Stadt mit ihren Plätzen, Straßen, Häusern, Kirchen, Kaufläden und Promenaden.

Aber die Bewohner?

Das ist wahr: die Stadt schien nichts weniger, als volkreich. Auf dem Forum befand ich mich zufälligerweise ganz allein; doch vernahm ich aus der Ferne Menschentritte und Stimmen, und an jenem Ende einer langen, stattlichen Straße glaubte ich einige mit Eseln bespannte Karren zu entdecken. Wer würde sich denn darüber wundern wollen, wenn sie des harten Joches der neapolitanischen Regierung überdrüssig, die Stadt verlassen, und sich auf ihre Landsitze zurückgezogen hätten! Nur schade, daß sie alsdann nicht vorher die vielen begonnenen Reparaturen und Neubauten vollendet hatten, die ohne Zweifel sehr zur Verschönerung der Stadt beigetragen haben würden! Aber vielleicht waren sie nicht ohne Ursache müde geworden, ferner an diesen herrlichen Marmorstatuen und den anmuthigen Broncefiguren zu arbeiten, die doch nicht in Pompeji bleiben durften, sondern schonungslos geraubt wurden, um das königliche Museum oder sonst irgend eine Privatsammlung zu bereichern! Dem sei wie ihm wolle — so ist und bleibt es unmöglich, ferner an die alte Sage zu glauben, daß Pompeji durch eine Eruption des Vesuvs zerstört worden ist. Man hat den alten, ehrwürdigen Vulcan geradezu verläumdet! Liegt er doch friedlich und grünend da mit dem kleinen Federbusche von weißem Rauche auf dem gespaltenen Scheitel! Es ist lächerlich, uns weiß machen zu wollen: der Vesuv hätte ein solches Verbrechen begehen, hätte ein halbes Dutzend Städte mit verpestendem Schwefeldampf ersticken, in Strömen glühender Lava ertränken und unter Bergen von Asche und Schutt begraben können! Der Vesuv ist freilich ein Vulcan, das ist nicht zu leugnen, aber er wendet seine ganze Wirksamkeit an, um die Trauben zu reifen, welche den Bewohnern der Umgegend zu Glück und Wohlstand verhelfen. Der Vesuv ist gleich dem

Nil, eine wohlthuende Gottheit und darf ebensowenig seiner Eruptionen wegen, wie dieser um seiner Ueberschwemmungen willen, verdammt werden.

Diese Betrachtungen drängten sich mir im Tempel des Jupiter auf, von welchem man eine hinreißend schöne Aussicht auf die Stadt und das Meer hat.

Hierauf begann ich meine Wanderung durch die Stadt. Nach einigen Minuten traf ich einen jungen Pompejaner, welcher mir eine Karte von seiner Vaterstadt anbot, und da ich bereits einen Plan von Hamburg, von Genua, Paris, Rom und Neapel ꝛc. gekauft hatte, so schien es mir ganz in der Ordnung, meine Sammlung um einen Plan von Pompeji zu vermehren. Derselbe war den vorigen sehr ähnlich, nur schien er sich durch größere Vollkommenheit und Genauigkeit auszuzeichnen.

Pompeji hat, wie Neapel, vortreffliches Steinpflaster — nur ist das pompejanische um vieles älter. Die Straßen sind mit großen platten Steinen von unregelmäßiger Form belegt, die jedoch sehr sorgfältig zusammengefügt sind. Hügelige Straßen sind mit hohen Trottoirs versehen und circa fünfzehn bis sechszehn Fuß breit. Fast alle sind mit Fontainen geschmückt, die durch Wasserleitungen, Canäle und Röhren gespeist werden.

Die Häuser sind sich, im Ganzen genommen, sehr ähnlich. Nach der Straße hin liegen die Kaufläden, Vorhallen und verschiedene Eingänge zu den inneren Wohnungen. Die Mauern sind mit einem harten, glänzenden Stuck bekleidet und oft mit klarer, lebhafter, meistens rother oder gelber Farbe, übertüncht. Die meisten Häuser haben nur zwei Stockwerke, doch gehören auch die dreistöckigen nicht zu den Seltenheiten. Die obere Wohnung schließt mit einem Dache, welches eine Bodenkammer oder eine mit Wein und Blumen geschmückte Terrasse enthält. Da aber dieser oberste Theil der meisten Häuser zerstört ist, so kann man Obiges nur aus den wenigen übrig gebliebenen Spuren schließen.

Auf meiner Wanderung schloß ich Bekanntschaft mit einem pompejanischen Bürger, welcher sich — wahrscheinlich um sich mir artig zu erweisen — seiner Toga entkleidet und statt dessen einen schwarzen Frack und ein Paar, leider viel zu enge, gestreifte Beinkleider angelegt hatte.

Mit rührendem Zartgefühl vermied er es, latein mit mir zu sprechen, und bot sich mir, in einem schwer verständlichen Französisch, als Wegweiser in der fremden Stadt an.

Durch seine freundlichen Mittheilungen, durch ein gründliches Studium des Planes, und besonders durch oft wiederholtes Umherwandern in allen Theilen der Stadt, fühlte ich mich daselbst bald wie zu Hause.

Pompeji ist auf einer Anhöhe erbaut, welche in grauer Vorzeit aus den vulcanischen Producten des Vesuvs gebildet worden ist. Sich in Form einer Ellipse über den Hügel breitend, dominirt es auf zwei Stellen die umliegende Ebene, während die anderen beiden Seiten von dem Meere eingeschlossen wurden, das an mehreren Orten die Mauern bespülte. Aber in Folge der Eruption, welche die Stadt mit Asche begrub, hat das Wasser sich zwei italienische Meilen weit zurückgezogen, so daß heutigen Tages die Eisenbahn vorbeistreift, wo ehemals die Handelsfahrzeuge der fremden Nationen ihre Anker auswarfen.

Eigentlich ist bis jetzt erst der vierte Theil der Stadt an's Licht gefördert, und zwar derjenige, welcher dem Meere zunächst liegt. Außerdem hat man ein paar andere Straßen abgeräumt, welche nach den übrigen Theilen hinführen und bis an die Thore reichen. Am Ende der einen dieser Straßen liegt das Amphitheater, welches vollkommen ausgegraben ist.

Es ist ein prachtvolles Gebäude, von ovaler Form, auf einer gewaltigen unterirdischen Säulenhalle ruhend, durch welche Treppen und Corridore in die Arena und zu den besonderen Sitzen führen.

Man schätzt die Anzahl der Menschen, welche dies Amphitheater fassen kann, auf Zwanzigtausend, das heißt, bedeutend mehr, als die Einwohnerzahl der Stadt jemals hat betragen können. Bei großen Schauspielen strömte aber eine ungeheure Menschenmenge aus den umliegenden Ortschaften: Landleute und Stadtbewohner, nach Pompeji, um ihre Neugierde zu befriedigen.

Die Plätze waren dreierlei Art. Die untersten, und folglich der Bühne zunächst gelegenen, waren für die Magistratspersonen und vornehmen Einwohner bestimmt; hinter denselben erhoben sich zwölf Stufenreihen für die vermögenden Bürger und dahinter achtzehn eben solche Stufen für das Volk.

Alle Plätze waren mit Strichen begrenzt und mit einer Nummer versehen. Schon damals wurden, wie jetzt bei uns, Billets ausgetheilt, welche der Anzahl und der Nummer der Plätze entsprachen.

In dem Museum zu Neapel findet man diese Billets in großer Anzahl. Sie sind größtentheils aus Knochen angefertigt und unseren Spielmarken nicht unähnlich. Ferner sind sie mit der Nummer des Platzes bezeichnet, und bisweilen mit einer kurzen Inschrift versehen, oder mit Figuren, welche Anspielungen auf das Schauspiel enthalten oder auf die Vorkehrungen, die zur Bequemlichkeit der Zuschauer getroffen sind und angepriesen werden.

Ich versuchte die Sitze und fand sie viel bequemer und geräumiger, als die Parterres der meisten modernen italienischen Theater. Jede Treppenstufe hat an der inneren Seite eine Vertiefung für die Füße der über ihr Sitzenden. Man saß nämlich auf der äußeren Kante der Treppenstufe, die Füße auf die darunter befindliche setzend, welche wiederum von einem anderen Zuschauer eingenommen war.

Noch höher hinauf befinden sich die bedeckten Logen für die Frauen, welche ihren eigenen Aufgang haben. Die alten Römer mochten in der Betrachtung der kämpfenden Gladiatoren

oder wilden Thiere nicht durch die Nähe der Damen gestört werden.

Der Weg von dem Amphitheater nach dem zu Tage liegenden Stadttheile führt über eine ziemlich weitgestreckte Weinpflanzung. Je nachdem sich dieser Weg hebt oder senkt, oder schlängelt, hat man die verschiedenartigste Aussicht. Bald sieht man den Vesuv, bald die reizende Hügelkette von Sorrento, bald schimmern alte Tempel und Säulen zwischen den Weinranken durch, bald kann man den ganzen herrlichen Golf mit seinen bezaubernden Inseln: Capri, Ischia, Procida, übersehen.

Am Ende der Weinpflanzung und zu Anfang der Ausgrabungen liegen die beiden Theater der Stadt und das sogenannte Forum mundinarium, ein Platz, auf dem an jedem neunten Tage ein Markt gehalten wurde. Dieser Platz ist von einem Säulengange umgeben, unter welchem sich vierzig und einige Eingänge zu besonderen, von einander geschiedenen Räumen befinden. Dieselben mögen zum Theil als Kaufläden gedient haben, denn man fand daselbst Zeugstücke, Goldlitzen, Stücke vergoldeter Bronce, Seife, eine Handmühle, Münzen von Bronce und dergleichen Dinge. Ein anderer Raum wird zum Gefängniß gedient haben: es wurden dort Ketten gefunden, die in dem königlichen Museum aufbewahrt werden. In den anderen Räumen fand man bis zu dreiundsechszig Skelette, wahrscheinlich Soldaten, welche daselbst auf Wache gewesen waren und ihren Posten nicht hatten verlassen dürfen.

Auf der einen Seite des oben erwähnten Marktplatzes liegt an dem Abhange eines Hügels das tragische Theater. Die Alten wählten bei dem Bau ihrer Theater vorzugsweise solche Plätze, wo die Natur die Anlage der sich übereinander erhebenden Sitzreihen erleichtert hatte. Auf dem Gipfel des Hügels befand sich eine Säulenhalle, welche den Zuschauern bei eintretendem Regenwetter zum Zufluchtsorte diente.

Das Theater hat, gleich den meisten der Neuzeit, die Form

eines Halbzirkels. Zwischen der Bühne und dem Saal (cavea) ist eine Schranke mit sieben Nischen, Plätze für die Musikanten. Dies war das Orchester der Alten. Die der Bühne zunächst gelegenen und unserem heutigen Parterre entsprechenden Plätze waren für die Decurionen, für die Priester im Tempel des Augustus und für die vornehmsten Magistratspersonen bestimmt. Die übrigen Plätze waren gleich denen des Amphitheaters vertheilt.

Ganz in der Nähe liegt der Isistempel, aus Backsteinen und mehr in gefälligem, als in edlem Style erbaut, aber mit einer Menge interessanter und wohlerhaltener Details. Man fand daselbst viele jener geheimnißvollen Sachen, welche beim Gottesdienste angewandt wurden, wie z. B. Lampen und Krüge aus Bronce und Thon; Candelaber, der Form nach der Lotuspflanze und deren Blüthen nachgebildet, Gefäße, in denen die Eingeweide der geopferten Thiere aufbewahrt wurden, und eine Menge anderen wunderlichen Geräthes, mit den Attributen der Isis und anderer egyptischer Gottheiten geziert.

In einem Saale, dessen Wände mit den abenteuerlichsten Malereien geschmückt waren, fand man das Skelet eines Priesters, der noch zu Tische saß. Die Ueberreste von der Mahlzeit: Eierschalen, Knochen von Geflügel, ein Glas und ein Weinkrug lagen ringsumher auf dem Boden, neben ihm einige Kochgeschirre. Von diesem Saale tritt man in die Küche, in welcher man ebenfalls verschiedenes Kochgeschirr, Thierknochen, eine große Schnecke und die Gräten und Schuppen eines Fisches fand. Hinter der Küche befindet sich noch ein Zimmer, in welchem das Skelet eines anderen Priesters an der Wand lehnte, eine Axt in der Hand, mit welcher er wahrscheinlich durch die Mauer zu dringen versucht hatte.

Mitten im Tempel ist eine Art Kapelle oder ein Hochaltar, zu welchem sieben Stufen aus weißem Marmor hinan führen. Daselbst stand ein kleines Isisbild, halb vergoldet und

halb mit rother Farbe übertüncht. Unterhalb des Altares befindet sich eine Falltreppe, durch welche die Priester zu verschwinden pflegten, wenn sie die Orakelsprüche im Namen der Göttin verkünden wollten.

An dem Eingange zum Tempel stand ein kleiner Kasten, in welchen die Gaben niedergelegt wurden, und zwei Gefäße für das Wasser zur Reinigung.

Eine Strecke davon entfernt lag ein dritter Priester, beladen mit Kleinodien und Geldmünzen aller Art. Er hatte, die Kameraden ihrem Schicksale überlassend, den Tempel geplündert und sich auf die Flucht begeben, als auch er, wenige Schritte von den anderen beiden Opfern entfernt, vom Tode ereilt worden war.

Sowohl in diesem Stadtviertel, wie um das Forum Civile, findet man nur einzelne Privathäuser. Man sieht nur Tempel, Basiliken, Curien und andere öffentliche Gebäude. Aber von dem Forum führen eine Menge langer und breiter Straßen nach den Stadttheilen, welche von den Kaufleuten und Privatwohnungen eingenommen waren.

Die nach der Straße zu gelegene Wand der Kaufläden zeigte oft Malereien oder in Stein gehauene Figuren, welche auf die Beschaffenheit des daselbst betriebenen Geschäftes hindeuteten und als Schilde gedient haben mochten. Vor einer Apotheke sieht man eine Schlange, die einen Tannenzapfen verschlingt: die Schlange war das Sinnbild der Vorsicht, und der Tannenzapfen dem Aesculap geheiligt. — Ein Basrelief: eine Gruppe von Winzern darstellend, dient einer Weinhandlung als Schild. Vor einem Milchmagazin sieht man eine Ziege, und ein Etablissement, in welchem warme Getränke gereicht wurden, zeigt einen Ulysses in dem Augenblicke, wo er den Zaubertrank der verlockenden Circe von sich stößt. Die Menge der in diesen Räumen gefundenen Gegenstände grenzt an das Unglaubliche. Sie sind alle in dem königlichen Museum zu Neapel aufbewahrt

worden, woselbst man einen vollständigen Cursus in der römischen Archäologie durchmachen kann.

In dem Atelier eines Bildhauers fand man eine Menge Marmorstatuen, von denen einige fast vollendet, andere kaum begonnen, und zwei nur modellirt waren. Auch eine vollständige Sammlung der für diese Künstler nothwendigen Werkzeuge fand man dort, welche schätzbaren Aufschluß über die Sculptur der Alten geliefert hat.

An anderem Orte liegt das Haus eines Pastetenbäckers (Pistor dulciarius). Der Laden, in welchem die Kuchen verkauft wurden, lag der Straße zugewandt; hinten im Hofe die Werkstatt: mit vier kleinen Mühlen und einem Ofen von eigenthümlicher Construction. Derselbe war in zwei Räume abgetheilt, von welchem der untere die Feuerstätte bildete und die Wärme durch ein in seiner Decke befindliches ovales Loch in den oberen Raum strömen ließ, woselbst der Teig ausgebacken wurde.

Eine Wäscherei und Färberei schien in großem Maßstabe betrieben zu sein. Man fand dort große Bassins zum Waschen der Kleider, Gefäße mit Kalk angefüllt, einen großen Vorrath an Seife, und Flaschen mit allerlei Flüssigkeiten gefüllt, Oefen und große Kessel. Die Wände waren mit Malereien bedeckt, welche ebenfalls Anspielungen auf das Handwerk enthielten.

In dem Hause des Pansa war eine Farbenhandlung für Frescomalereien. Man fand daselbst eine Menge verschiedener und ziemlich gut erhaltener Farben, von denen einige natürlich und deshalb leicht erkannt, die zusammengesetzten aber ein Gegenstand eifriger Untersuchungen und Discussionen für Chemiker und Künstler geworden sind.

In einem anderen Raume desselben Hauses fand man eine Bäckerei mit dazu gehörenden Mühlen, Oefen und Holzvorräthen. In einer Apotheke standen Gefäße mit eingetrockneten Medicamenten, Pillen und Mischkrüge.

Sehr zahlreich waren die Boutiquen, in welchen man warme Getränke zu verkaufen pflegte, und die Thermopolen genannt wurden. Dieselben enthalten nur einen großen Ladentisch mit marmorner Platte, mehrere Repositorien von Holz und einen Kamin, in welchem die Getränke warm gehalten wurden. Man fand dort Scherben von Tassen und Gläsern, und die Marmorplatte des Tisches zeigt noch die Ringe, welche von den darauf gesetzten feuchten Tassen und Gläsern herrühren.

Diese Locale standen, nach dem Urtheile der alten Schriftsteller zu urtheilen, nicht in dem besten Rufe; auch die Wandgemälde eines Thermopols sind nicht geeignet, einen vortheilhaften Schluß für seinen Charakter daraus zu ziehen. Sie stellen zum Theil Männer und Weiber vor, die miteinander zu Tische sitzen; letztere, das Haupt durch eines jener Capuchons verhüllt, deren die Messalina sich zu bedienen pflegte, wenn sie nicht erkannt sein wollte. Andere Gemälde zeigen spielende Zecher. Das Zimmer enthält mehrere Tische und Fächer für Getränke und Speisen. Von hieraus führt eine Thür in ein Zimmer, welches einen besonderen Ausgang auf die Straße hat. Ein paar andere Thüren führen in zwei Cabinette, die mit dem angrenzenden Hause in Verbindung stehen. Das Ganze führt auf die Vermuthung, daß dies Etablissement verschiedenen Zwecken gedient habe.

Fast alle diese Boutiquen und Schenken waren mit einer Inschrift versehen, in welcher der Inhaber sich auf den Schutz irgend eines hohen Herrn berief — ganz wie die Aushängeschilder heutiger Zeit, auf welchen die Titel der Hofschneider und Hofjuweliere prangen, und wie die Anzeigen der Jenny-Lind-Cigarren, Kossuth-Handschuhe, Prinzessin-Kuchen, Prinzen-Tropfen, Halstücher à la Metternich, und Schlüsselringe à la Victoria.

Das Leben der Alten war ein, im eigentlichen Sinne, öffentliches, da sie, mit Ausnahme der Stunden, welche dem

Schlafe und den Mahlzeiten gewidmet waren, fast den ganzen Tag auf dem Forum oder in den Säulengängen zubrachten.

Mit Ausnahme des Atriums, eines großen Saales, oder richtiger eines Hofes, mitten im Hause gelegen, oft unbedeckt, jedenfalls aber mit einer Oeffnung im Dache, besteht das übrige Haus aus kleinen, engen, unbequemen Zimmern, in denen man sich eigentlich nur aufhält, um zu speisen und zu schlafen. Ein sprechender Beweis für die Enge dieser Räume liegt darin, daß ein jedes von ihnen nur einem einzigen bestimmten Zwecke diente, weshalb ihre Zahl den verschiedenen Ansprüchen und Bedürfnissen der reichen Familien entsprechen mußte.

Die der Straße zunächst gelegenen häuslichen Räume trugen einen mehr öffentlichen Character. Sie bestanden in Vorhallen, dem Atrium und den dazu gehörenden kleinen Säälen, in welchen die Gäste warteten. Die andere Seite des Hauses enthielt die Schlafgemächer der Frauen, das Badezimmer, den Eßsaal und die oben erwähnten zahlreichen kleinen Räumlichkeiten zum Gebrauch des Besitzers und den verschiedensten Zwecken dienend. Diese Seite des Hauses lag gewöhnlich nach dem Garten hinaus, der mit Blumen und Springquellen geschmückt war. Die meisten Gemächer sind ohne Fenster und erhalten ihr Licht nur durch die Thüröffnung.

Ungeachtet aller dieser Unbequemlichkeiten, verleugnet sich doch niemals der Schönheitssinn der Alten. Die Wände waren mit Malereien bedeckt, die Fußböden aus Mosaik gebildet; man wählte hierzu bald mythologische Gegenstände, bald häusliche Scenen, mit Andeutung des Zweckes, dem das Zimmer diente, oder auch rein architektonische Verzierungen und abenteuerliche Arabesken.

Derselbe Schönheitssinn offenbart sich in der außerordentlichen Zierlichkeit und Sauberkeit, mit welcher auch die unscheinbarsten Hausgeräthe angefertigt sind. Selbst bei solchen Sachen, bei welchen wir nur auf Zweckmäßigkeit, Haltbarkeit

und Wohlfeilheit sehen, pflegte der Pompejaner auf Schönheit der Form oder Verzierung zu halten. Ein Schlüssel, ein Hammer, ein Schloß wurde mit so vieler Sorgfalt gearbeitet, daß wir es für verlorene Arbeit und unnütz verschwendete Zeit halten würden. Nach ihrer Ansicht durfte aber nicht das geringste Hausgeräth geschmacklos oder plump sein. Sie suchten jedem Gegenstande den Stempel der Schönheit und Zierlichkeit aufzudrücken, und dadurch seine Bestimmung zu veredeln. Der feine, natürlich-angeborene Kunstsinn ist einer der Hauptzüge der Alten.

XIII.

Eindrücke von Neapel, Rom und Florenz.

Mit welchen Empfindungen inneren Behagens weiß ich mich wieder in Rom! Nicht einen einzigen Tag habe ich dies in Neapel erfahren.

Das gehetzte, fragmentarische, anstrengende, rührige Leben bietet gewissermaßen viel Romantik, aber die ganze Physiognomie Neapels trägt ein Gepräge, das stark an Tyrannen und Banditen erinnert, und an jene Geschichten, die das Tageslicht scheuen, und in denen sich das Abenteuerliche und Schauerliche zu einem gezwungenen, oft blutigen Ganzen vereint.

Sich in dieser Stadt ein trautes Daheim zu denken, ist unmöglich. Ueberall argwöhnische Augen; überall Späher und das Bewußtsein drückender Fesseln; man muß hinaus nach dem schönen, herrlichen Sorrento, um frei aufzuathmen und friedliche Häuslichkeit zu finden!

Deshalb umschweben mich milde, freundliche Erinnerungen an Sorrento und die Personen, welche ich dort kennen gelernt habe.

Aber Rom ist und bleibt Rom. Mit ernster Ruhe betrachtet man Alles, was man betrachten will; man schreitet stufenweise weiter und dringt mit ganzer Seele in die Vergangenheit, wie in das Gegenwärtige; man lebt in wohl-

thuender Anregung in der Welt der schönen Künste, ohne große Sensationen, aber auch ohne peinliche Störungen; man genießt dieses beschaulichen Daseins, man fühlt sich glücklich in diesem Zustande zwischen Traum und Wachen, notabene, wenn man dies für Glück ansehen will. Einige Wochen nach meiner Rückkehr von Neapel unternahm ich, wie ich es oft zu thun pflegte, eine längere Fußtour auf eigene Hand. Diesmal war die Campagna bis nach Albano, mein Ziel.

An einem schönen Märztage wanderte ich um neun Uhr des Morgens zur Porta-St.-Sebastiano hinaus: eine treffliche Karte von den Umgebungen Roms unter dem Arm; den Horaz in Miniaturausgabe in der Brusttasche und einen leichten aber starken Stab aus einem Palmenzweige in der Rechten; die linke Rocktasche war mit kupferner Scheidemünze beschwert, in der rechten befanden sich Cigarrentasche und Feuerzeug. So ausgerüstet und mit dem festen Vorsatze, mich durch keine Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten außer Fassung bringen zu lassen, maß ich die Via-Appia mit langen, ziemlich raschen Schritten.

Trotz des tiefblauen Himmels und der freundlichen Morgensonne, war es mir nicht möglich, eine gewisse Schwermuth zu bekämpfen, die mich auch während der ersten Stunden meiner Wanderung nicht verließ. Ringsum die flache öde Campagna: ein von den brennenden Sonnenstrahlen versengtes, durch Verwahrlosung ausgemergeltes Erdreich, das nur spärliche Disteln und hier und dort einige gelbe, schwindsüchtige Grashalme hervorbringt. Keine Spur von Ackerbau; kein grüner Baum, der in seinen Schatten einlüde! — —

Auf der Karte war ein Bach angezeichnet, und ich ging auch wirklich über eine Brücke, die über denselben hin führen sollte; aber das Wasser war versiegt und nur am Boden eines mehrere Fuß tiefen, schwarzen Grabens bemerkte ich eine Lache trüben, schlammigen Wassers. Am Ufer spielten einige fleckige

Eidechsen, welche aber, durch das Geräusch meiner Schritte aufgeschreckt, eilig die Flucht ergriffen.

Den Rücken gegen Rom gewandt, von einem Schweigen umgeben, das weder durch Menschenstimmen noch Vogelgesang unterbrochen wurde, hätte ich mich in einer Wüste glauben können, wenn nicht die zahlreichen Spuren menschlicher Wirksamkeit mich eines Besseren belehrt hätten.

Aber diese Spuren bestanden in Ruinen; diese Wirksamkeit hatte seit Jahrtausenden aufgehört.

Zu beiden Seiten des Weges erhoben sich unzählige Monumente, größtentheils Gräber; in weiterer Ferne sah man Ruinen von Tempeln und lange Reihen eingestürzter Gewölbe, die zu den riesigen Wasserleitungen gehört hatten.

Um so wohlthuender war es, die Blicke von diesem unheimlichen Anblicke der Zerstörung, nach den Bergen hinüber zu richten, die sich mit ihren scharfen Spitzen und grünenden Abhängen, in scharfen Umrissen an dem klaren, blauen Himmel abzeichneten. Dort scheint sich das Leben, welches die Campagna verlassen, concentrirt zu haben; überall bricht sich das helle Sonnenlicht an weißen, lachenden Landhäusern, hier und dort, am Abhange eines Hügels, noch öfter auf steiler, abschüssiger Klippe, liegt eine kleine Stadt.

Die große Klarheit der Luft und die starke Beleuchtung bewirkten, daß ich mich dem Ziele meiner Wanderung ganz nahe glaubte; doch klärte die Karte mich über diesen Irrthum auf und belehrte mich, daß ich noch ein Dutzend italienische Meilen zu machen habe.

Ungefähr sieben Meilen von Rom, brach die appische Straße plötzlich ab; ehe ich darauf aufmerksam geworden, war sie unter meinen Füßen verschwunden und mit einer dicken Lage von Schutt und Steinen, von eingestürzten Gebäuden herrührend, bedeckt.

Dreißig bis vierzig Arbeiter waren beschäftigt, dies

Hinderniß fortzuschaffen; aber da ich es nicht für rathsam hielt, das Resultat dieser ohnehin nicht eben rasch vorschreitenden Arbeit abzuwarten, und auch meinen Füßen nicht zumuthen mochte, mich über dies mit spitzen, scharfen Steinen besäete Feld hinüber zu tragen, so zog ich, um meiner Unschlüssigkeit ein Ende zu machen, die Karte hervor.

Nun erkannte ich meinen Fehler.

Die Karte zeigte allerdings die alte Via-Appia: eine lange gerade Linie von Rom bis nach Albano; aber die beigegebene Erklärung des Planes enthielt die Anmerkung, daß nur die Hälfte dieses Weges, das heißt von Rom bis nach den Ruinen von Roma-vecchia fahrbar sei; wohingegen der weiter links gelegene, neue Weg die Nova-Via-Appia, — wenn auch nicht so gerade, noch durch so reiche Monumente verschönert, — doch den Vortheil hatte, daß sie für Wagen und Fußgänger passirbar war.

Mir blieb nichts anderes übrig, als quer über das Feld zu gehen, um den neuen Weg aufzusuchen, was mir auch nach halbstündiger, höchst ermüdender Wanderung gelang. Nachdem ich endlich in meine Wohnung zurückgekehrt war und mich gehörig ausgeruht hatte, fiel es mir keineswegs ein, mich über einen Irrthum zu beklagen, dem ich eine vollständigere Bekanntschaft mit jenem gigantischen Kirchhofe verdankte, dessen düsteren und großartigen Erinnerungen den Zuschauer in Zeiten zurückführen, welche ihn auch andere Dinge vergessen machen können, als die Plankarte, nach welcher er seine Schritte lenkt.

Um auf die Stadt Rom zurückzukommen, so muß ich gestehen, daß der Reisende daselbst unter einem gefährlichen Uebelstande zu leiden hat: der grenzenlosen Unordnung in postalischen Angelegenheiten. So z. B. erhielt ich einen mir sehr wichtigen Brief erst fünf Wochen, nachdem derselbe ange-

kommen war, und wenn er sich nicht zufällig bei dem Umzuge des Postcomptoirs angefunden hätte, würde er schwerlich jemals in meine Hände gekommen sein.

Ein lieber, wichtiger Brief, er möge kommen, wann er wolle, gewährt nun aber jedesmal die höchste, reinste Freude; und diese Freude beschloß ich zu verherrlichen durch — einen Abstecher nach Florenz. Doch wollte ich die Ausführung dieses Planes dem Zufall anheimstellen, und — dieser war mir hold.

Als ich am fünfundzwanzigsten März, gleich nach Mittag, vom Lepre (dem Speisehause) zurückkehrte, traf ich einen äußerst humanen Vetturin, der mir freundlich einen Platz nach Florenz anbot. Ich nahm den Vorschlag an und war zum festgesetzten Tage, als dem siebenundzwanzigsten, vollkommen fertig zur Reise.

Meine scandinavischen Freunde waren höchlich erstaunt, daß ich Rom gerade jetzt, so nahe der Osterwoche, verlassen wollte. Diese heilige Woche, das Entzücken aller Fremden, besonders der Engländer, und der Glanzpunkt ihrer Reiseerinnerungen!

Ich glaubte jedoch, von diesem kirchlichen Pomp schon während der Weihnachtsfeier genug gesehen zu haben, und wußte überdies, daß die Musik höchst mittelmäßig sei. Kurz — ich fand diese Zeit am geeignetsten zu einer Entfernung von Rom.

Aus meinem Tagebuche.

Florenz, den 3. April 1852.

Ich habe eine außerordentlich angenehme Reise gehabt! Bequemen Wagen, gute Pferde, ehrlichen Fuhrmann, gute Wirthsleute, die nicht gar zu übertriebene Forderungen machten, kurzen Aufenthalt wegen Paß- und Zollinspectionen, aber

desto längeren zur Besichtigung aller merkwürdigen und sehenswerthen Orte, die man passirt; dazu: angenehme Reisegesellschaft, herrliches Wetter, himmlisch schöne Aussichten, interessante kleine Abenteuer, gute Laune, gute Gesundheit und „was dergleichen mehr ist."

Und nun fühle ich mich gar wohlich und behaglich in einem sauberen, gemüthlichen Stübchen, mit blumiger Terrasse draußen vor dem Fenster und mit einem ungeheuren, mit weißen Umhängen versehenen Bette, welches fast die Hälfte des Zimmerchens einnimmt.

Ich bin erst seit drei Stunden in Florenz; erst seit zwei Stunden in meiner Wohnung installirt und muß füglich bis morgen warten, ehe ich ein Wort über diese muntere Stadt sagen kann: denn Florenz ist die Stadt der Freude, der Blumen und der schönen Künste! —

Den 4. April.

Nachdem ich sieben bis acht Stunden straßauf, straßab gelaufen und in sechs bis sieben verschiedenen Kirchen gewesen bin, nachdem ich hier meinen Kaffee getrunken, dort zu Mittag gegessen, und am dritten Orte den Nachmittagskaffee eingenommen, mit wenigstens einem Dutzend ungleicher Persönlichkeiten gesprochen und drei verschiedene toskanische Zeitungen gelesen habe — nach allen diesen Eindrücken, kann ich wohl mit der allbekannten Gewohnheit eines Touristen: gleich nach dem ersten Eindrucke sein Urtheil zu fällen, feierlichst versichern, daß Florenz eine hübsche, wohlgebaute Stadt ist, die in dieser Hinsicht alle anderen Städte Italiens übertrifft, welche ich bisher gesehen habe; daß die Florentiner freundliche, biedere Leute sind, daß die reizenden Florentinerinnen für jeden Vorübergehenden ein freundliches Lächeln haben, daß der Lebensunterhalt billig, und die Druckfreiheit groß ist, das heißt, wenn es sich nicht um sociale, politische oder religiöse Stoffe handelt —

daß der Arno ein breiter stattlicher Fluß ist, mit klarem Wasser, herrlichen Quais, daß — aber nun möge es dieser im Fluge erhaschten Beurtheilungen genug sein.

Den 5. April.

Jetzt habe ich genug gesehen von Florenz, um mit Ueberzeugung aussprechen zu können, daß ich mich hier, während der Zeit meines Aufenthaltes außerordentlich wohl fühlen werde.

Obschon ich hier vollkommen einsam bin — für den Augenblick bin ich wahrscheinlich der einzige Schwede in ganz Florenz — so empfinde ich doch die plötzliche Trennung von meinen zahlreichen Bekannten im Café-Africano keineswegs schmerzlich. Ich habe mich seit längerer Zeit förmlich gesehnt, mich einmal wieder allein zu finden, um mich dem Vollgenusse eines solchen Daseins ungestört hingeben zu können. Auch will ich studiren und schreiben. Die Sprache der Italiener ist mir so lieb, daß ich auch mit ihren Gewohnheiten, Lebensverhältnissen und Anschauungen vertraut zu werden wünsche.

Den 7. April.

Wie Unrecht that ich, als ich sagte, daß ich hier gar keine Bekanntschaften hätte — eine habe ich doch und zwar eine, die ein Dutzend anderer aufzuwägen vermöchte.

Das ist ein gewisser Signore Poggio Signorini, an welchen ich von Rom aus, empfohlen war. Er war während der kurzen Zeit, da Florenz der Freiheit genoß, Repräsentant gewesen und einer der Wenigen, die nicht zur Landesflucht gezwungen worden waren. Seine freisinnigen Ansichten sind bekannt; aber seine unabhängige Stellung und die allgemeine Achtung, deren er genießt, machen, daß er von der Regierung tolerirt wird. Er ist ein ältlicher, ernster,

ruhiger, kernfester Mann. Er spricht nur zwei prachen: latein und italienisch; er ist nur in der Geschichte und Literatur zweier Völker bewandert: in der alten römischen und italienischen, aber diese kennt er auch aus dem Grunde.

Er nahm mich sehr freundlich auf und versprach mir, aus seiner Bibliothek, die meistens nur historische und statistische Werke enthält, so viele Bücher zu leihen, als ich mir selbst holen würde.

Später.

So groß der Genuß ist, den mir alle diese Herrlichkeiten gewähren, so fühle ich mich doch bisweilen von einer gewissen Sehnsucht ergriffen, nicht so sehr nach meinem Vaterlande selbst, als nach meiner Heimath in demselben. Wie schön wird nach allen diesen Zerstreuungen die Ruhe und eine geregelte Thätigkeit schmecken. Beide harmoniren so gut, sind einander so nothwendig!

Auch Rom und das Café-Africano üben ihre Anziehungskraft auf mich. Ich werde alsbald dahin zurückkehren, und dann geht es nach Paris, wo die öffentlichen Vergnügungen ihren Glanzpunkt erreicht haben werden. Aber diese ziehen mich jetzt nicht mehr an, als damals, wo ich Paris verließ, und wenn ich mir dort nicht einige Bücher zu kaufen beabsichtigte, die ich nirgends anderswo so gut auswählen und bekommen kann, so würde ich vielleicht nicht einmal meinen Reisekoffer holen, der mich auf der Reise nach Italien nicht hatte begleiten dürfen. Ich war nur mit so vielem Gepäck, als mein Reisesack zu fassen vermochte, von Paris abgereist — wer konnte wissen, daß eine Reise, deren ganze Dauer auf fünf Wochen berechnet gewesen war, sich auf fünf Monate ausdehnen werde! Ohne diesen Ankauf von Büchern, würde ich wahrscheinlich direkt nach Schweden zurückkehren — — aber ich vergesse: ich bin

ja noch zum Thee geladen bei der jungen Madame Louisanne Rouget. Wird die kleine Französin sich des Freundes ihres Poliveau, nach so langer Zeit noch erinnern? Und Poliveau — werde ich auch ihn wiederfinden in Paris? — —

Der Reisegefährte, mit welchem ich Paris verlassen hatte, war seit lange wieder abgereis't. Ich hatte mich in Rom vergessen. —

Hier möge, als Skizze, ein Blättchen folgen, welches ich dem blumigen, lachenden Florenz entführte.

XIV.

Das Blumenmädchen.

Ich hoffe, daß Jeder, der sich in den letzten Jahren einige Zeit in Florenz aufhielt, die großen Vorzüge des Café Civico-Militare, in der Nähe der Piazza-del-Granduca, anerkennen wird.

Außerdem, daß der Kaffee untadelhaft ist, und die gerösteten Brodschnitte einen seltenen Grad der Vollkommenheit erlangt haben, steht es Euch frei, in dem Journal-des-Débats, oder im Monitore-Toscano die politischen Tagesneuigkeiten zu studiren, insofern Ihr es nicht vorzieht, auf die Straße hinauszuschauen und das rührige, wechselvolle Volksgewühl zu betrachten.

Oder, fühlt Ihr Euch weder zu diesem noch zu jenem aufgelegt, so zündet eine Cigarre an, lehnt Euch ins Sopha zurück und entwerft Euren Plan für die Anwendung des Tages. —

Oder, laßt die Erinnerungen des gestrigen Tages an Euch vorüber ziehen. —

Oder, laßt Euch auf den Schwingen der Einbildungskraft in die Heimath tragen, und denkt darüber nach, wie es dort um die Angehörigen stehen mag? —

Oder, macht einen Ueberschlag über Eure Reisekasse und versucht den Zufluß mit den Ausgaben in Harmonie zu bringen. —

Oder, verzehrt in schönster Ruhe und ohne alle Nebengedanken Euren Morgenkaffee.

Welche von allen diesen Beschäftigungen Ihr wählen mögt — gewiß ist und bleibt, daß Ihr binnen kurzem darin unterbrochen werdet.

Nicht weil Eure Cigarre ausgeht. —

Oder weil irgend ein Seccatore (Störenfried) kommt und Euch die Zeitung fortreißt, mit der Frage, ob Ihr dieselbe noch nicht ausgelesen habt. —

Oder weil sich Jemand in die Thür stellt und Euch die Aussicht nimmt. —

Oder weil ein Bettler Euch um una piccola elemosina (ein kleines Almosen) anspricht, während er mit gierigen Blicken Euer Frühstück betrachtet. —

Oder wegen einer anderen derartigen Störung.

Ich will freilich keineswegs behaupten, daß nicht dies Alles sehr wohl eintreffen könnte — ich selbst habe das leider allzuoft erfahren — aber diese Störungen sind mehr accidental und kommen überall vor, sowohl in Rom, als in Paris, Stockholm und Neapel, — die Störungen, von welchen ich hier rede, sind nur Florenz eigen und für Florenz überaus charakteristisch. — Ihr wißt gewiß schon, was ich meine:

Die Blumenmädchen!

Die Blumenmädchen, diese jungen, leichtfüßigen, schlanken, schwarzäugigen, lächelnden Florentinerinnen, welche hurtig durch das Zimmer schweben und verschwinden — duftige Blumen und einen angenehmen Eindruck zurücklassend.

Die Blumenmädchen, welche Euch mit liebenswerther Zudringlichkeit bei Eurem Frühstücke stören, bei Eurer Lectüre, in Euren politischen, ökonomischen und Liebes-Grübeleien, um Euch einen Veilchenstrauß in die Hand zu drücken oder eine leuchtende Jonquille ins Knopfloch zu stecken.

Die Blumenmädchen, welche nicht verkaufen, sondern

spenden, welche nie einen Lohn verlangen, Eure Gabe entgegen nehmen, ohne sie zu besehen, und ebenso freundlich lächeln, wenn Ihr gar nichts gebt.

Gesteht mir nur, daß diese Störung Euch niemals ärgerlich, oft sogar willkommen gewesen ist, daß sie nicht selten die Falten auf Eurer Stirn geglättet, und Euren Gedanken eine angenehme Richtung gegeben hat.

So ging es wenigstens dem Romanelli, einem jungen Künstler ohne Vermögen und ohne Namen, der jeden Morgen sein Frühstück im Café Civico-Militare einzunehmen pflegte, bevor er seine tägliche Runde in den Galerien und im Palazzo-Pitti vornahm.

Oft geschah es, daß Romanelli mit einer gewissen niedergeschlagenen Miene, Daumen und Zeigefinger in seine Geldtasche steckte, um aus der spärlichen Gesellschaft drinnen einen Mezzo-paolo für den genossenen Kaffee hervorzuziehen — aber wenn Angiolina, das hübsche Blumenmädchen erschien, da klärte sich sein Antlitz auf, und er sah strahlend und glücklich aus, wenn er den Veilchenstrauß gegen eine bescheidene Geldmünze austauschte. Aber Angiolina war auch die Königin aller anderen Blumenmädchen: hochgewachsen, schlank, mit elastischem Gange, blitzendem, schwarzem Auge und bezauberndem Lächeln. Wenn sie, den breitgerandeten, feinen Strohhut in die vollen dunkelen Locken gedrückt, mit entblößten Armen, die zierlichen Füße in ein Paar winzige Schuhe gesteckt, durch den Saal schwebte, hingen alle Blicke mit Entzücken an ihrer Gestalt. Sie hatte für Jeden ein Lächeln, für Jeden einen Strauß, aber das süßeste Lächeln und den frischesten Strauß sparte sie für Romanelli, der nun einmal ihr erkorener Liebling zu sein schien.

Aus welchem Grunde?

Das ist nicht leicht zu sagen.

Romanelli war nicht reich; — das sah man an seinem

ärmlichen Rocke, an seinem anspruchslosen Frühstück und an dem bescheidenen Trinkgelde für den Kellner.

Auch schön war er nicht — vielmehr häßlich. Seine Züge trugen nicht einmal jene Schönheit der Seele, welche oft die des Körpers ersetzt: es lag nichts Edles, Erhabenes, Geniales darin. Ein Phrenolog würde ihm vielleicht Ausdauer, Formensinn und technische Fertigkeit zuerkannt, dahingegen das Organ der Idealität abgesprochen haben, welches den Künstler ersten Ranges und das Talent, vor Allem charakterisirt.

Vielleicht war Romanelli witzig? — dazu bedarf es ja keines Talentes. — Vielleicht hatte er Angiolina mit einem feinen Scherze, mit einer wohlgestellten Artigkeit erobert; denn auch das Blumenmädchen versteht dies zu beurtheilen? Nein! nachdem, was mir darüber mitgetheilt worden ist, hatte Romanelli von Anfang März bis Ende Juni jeden Morgen Blumen, Lächeln und freundliche Blicke entgegengenommen, ohne etwas zu sagen. Höchstens hatte er ein mille grazie (Tausend Dank) oder ein Quanto è graziosa (wie schön sie ist) vor sich hin geflüstert.

Unter denen, welche sich über diese Laune Angiolina's für den Romanelli am meisten wunderten, war ein junger österreichischer Officier, welcher dies Café bisweilen besuchte. Da er aber keinen vernünftigen Grund für diese Neigung entdecken konnte, hoffte er, daß dieselbe vorübergehend sein würde, und verzweifelte deshalb nicht daran, die Gunst des schönen Blumenmädchens über kurz oder lang zu gewinnen. Bis dahin begnügte er sich damit, auf demselben Fuße zu stehen, wie die Uebrigen, obschon er ihr doppelt so viele Artigkeiten und doppelt so große Geldmünzen zu spenden pflegte.

Eines schönen Tages, als Romanelli auf seinem gewohnten Platze neben der Thür saß und der Oesterreicher eine Strecke von ihm an einem Tische mitten im Zimmer, erschien die Angiolina, strahlend von Jugend und Schönheit wie noch nie.

Sie begann ihre Runde am anderen Ende und hüpfte zwischen den Tischen umher, ihre Blumen gegen Dank, Schmeicheleien und baare Münze austauschend. Aber sei es nun, daß das Café Civico-Militare heute stärker besucht war, als gewöhnlich, oder daß Angiolina sich mit weniger Blumen versehen hatte, genug: ihr Korb wurde immer leichter und ehe sie noch die Runde beendet hatte, war er vollkommen leer.

In diesem Augenblicke stand sie zwischen dem Oesterreicher und Romanelli, welche beide keine Blumen bekommen hatten.

„Reizende Angiolina," sprach Ersterer, „hast Du denn keinen Strauß für mich heute?"

Sie kehrte den Korb um, zum Zeichen, daß er leer sei.

„Nicht ein einziges Veilchen hast Du für mich gespart?"

„Nein, aber in zehn Minuten bin ich wieder da, mit frischen Blumen."

„Dann bin ich vielleicht schon fort. Aber ich weiß etwas Besseres."

„Was denn?"

„Gieb mir die rothe Rose, die Du in Deinem Gürtel trägst."

„Nein, die behalte ich selbst."

„Du kannst sie mir nicht verweigern."

Er nahm einen blanken, gelben Resporn hervor und ließ ihn zwischen den Fingern spielen.

Romanelli begann auf seinem Platze neben der Thür unruhig hin und her zu rücken. „Würde Angiolina einer solchen Versuchung widerstehen?"

Die hübsche Florentinerin schüttelte den Kopf und sprach mit fester, sanfter Stimme zu dem Deutschen:

„Die Blume ist selbst für Gold nicht feil."

„Dann muß ich sie auf andere Weise zu erobern suchen," sprach der Oesterreicher, und streckte die Hand aus, um die Blume zu fassen.

Aber Angiolina kam ihm zuvor. Mit hastiger Bewegung lös'te sie die Blume aus dem Gürtel und warf sie lächelnd dem Romanelli zu. Dieser fing sie auf, drückte sie an die Lippen und wollte sie ihr zurückgeben; aber Angiolina machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand — und verschwand.

Der Oesterreicher drehte den Lippenbart in die Höhe und warf einen halb verdrossenen, halb verächtlichen Blick auf den Künstler, der ganz verlegen über die ihm widerfahrene Auszeichnung dasaß. Er drehte die Blume eine Weile zwischen den Fingern hin und her, legte sie auf den Tisch, roch daran und steckte sie ins Knopfloch, wobei er nicht unterlassen konnte, seinen ärmlichen Rock mit der goldgestickten, weißen Uniform des Oesterreichers zu vergleichen. Im Ganzen genommen, war er mehr verlegen, als erfreut, und es dauerte nicht lange, so schlich er fort, ganz damit zufrieden, daß der kaiserliche Officier ihn nicht angeredet habe.

Der Künstler besuchte heut kein Museum, sondern begab sich heim nach seiner anspruchslosen Wohnung, an der Via-del-Benci, welche von Santa-Croce nach dem Arno hinabführt.

Romanelli's Atelier lag vier Treppen hoch, in einem alten, düsteren Hause. Es bestand in einem ziemlich geräumigen Zimmer, welches sein Licht durch ein einziges Fenster empfing, das fast die eine ganze Wand einnahm. Der Fußboden war mit großen, flachen Steinen belegt, die aber keine ebene, zusammenhängende Fläche mehr bildeten, sondern sich bald über dem ehemaligen Niveau erhoben, bald unter demselben senkten. Es erforderte die ganze Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart dessen, welcher in dem Gemache auf- und abwandeln wollte: es war so leicht, fehl zu treten und den Fuß zu verstauchen.

Tapeten waren gar nicht vorhanden. Die Wände waren mit großen in Kohle und Kreide gesudelten Figuren bedeckt, sowie mit einigen hölzernen Borten, welche mit Händen, Waden,

Schädeln, Füßen, Armen, Fingern und anderen in Gyps nachgebildeten Theilen des menschlichen Körpers angefüllt waren. In einem Winkel stand eine mit einem schmutzigen, leinenen Tuche stattlich drapirte Gliederpuppe. Derselbe Winkel diente einer Menge anderer Gegenstände zum Verwahrungsort, wie Gypsstücken, Lumpen, Thonklumpen, einem Kohlenbecken, einem Wassereimer und einer Kiste oder Lade mit einem Sammelsurium derselben Art: Alles ohne Ordnung bunt durcheinandergeworfen. Hinter einem Verschlage befand sich Romanelli's Bett und seine Garderobe, wohin er nun seinen Rock trug und denselben gegen eine Art von Schlafrock vertauschte, der bei jeder raschen Bewegung in Fetzen zu reißen drohte.

Bevor Romanelli den Promenadenrock fortgehängt, hatte er Angiolina's Rose aus dem Knopfloche genommen und sie einem Faun von Terracotta, der auf einem der Holzborte stand, in den Arm gesteckt. Dies war eine kaum ellenhohe Statuette, aber bis jetzt die vollendetste Arbeit des jungen Künstlers. Dieser Faun war in der That recht gelungen, obgleich die krummen Beine dieselbe Stellung hatten, wie bei hundert anderen Faunen, und die lustige Lachmiene an unzählige andere erinnerte, die alle den classischen Vorbildern nachgebildet waren. Aber was will man verlangen? Es ist nicht so leicht, etwas Neues zu schaffen, wo Form und Ausdruck im Voraus bestimmt sind.

Wohl sah der Künstler selbstzufrieden auf sein Werk, und selbst der Faun schien lebendiger als bisher, indem die rothe, duftige Rose an seiner braunen, behaarten Brust ruhte, während einige über den Arm gebogene grüne Blätter eine zugleich steife und ungezwungene Draperie bildeten.

„Nicht übel," murmelte der Florentiner, „wirklich, nicht übel! Ich bin recht zufrieden mit diesem Arme da — hm, der linke Fuß hätte ein wenig weiter vorgesetzt sein können, aber das macht so viel nicht aus. Der Körper hat jedenfalls ein

richtiges Gleichgewicht; ja, das hat er, ohne Widerrede. — Was mochte denn die Angiolina denken, daß sie mir so vor Aller Augen die Rose zuwarf? Sie hätte mir Verdruß dadurch zuziehen können — es ist nichts weniger als angenehm, mit den Oesterreichern zu thun zu haben. Und sie hat ja natürlich nichts dabei gedacht. Was kümmert sie sich um mich!"

Hier schwieg er, um ernsthaft darüber nachzusinnen, ob das schöne Blumenmädchen sich „um ihn kümmerte" oder nicht; und was sie, letzterenfalls, zu den kleinen Gunstbezeugungen bewegen konnte, die sie offenbar an ihn verschwendete.

„Ich kann nicht anders, als ihr gleichgültig sein!" Das war das Resultat der Grübeleien des jungen Bildhauers. „Ich bin freilich nicht so häßlich" (hier strich er das dunkele Haar aus der Stirn und nahm eine gefällige Stellung ein) „aber sie weiß, daß ich arm bin, und überdies ist sie keine verheirathete Dame, die der Neigung ihres Herzens frei und ungehindert folgen kann."

(Die verheiratheten Frauen in Florenz sind die freiesten Geschöpfe unter der Sonne.)

„Es ist immerhin recht schade, denn sie ist sehr schön — Was für ein Modell wäre das!"

Er seufzte und betrachtete die Rose.

„Ach, daß ich der Faun wäre, und Angiolina's Rose wäre sie selbst!"

Er sah also nicht ein, daß dem eigentlich so war. Der Faun war ja ein Werk seines Geistes, eine Offenbarung von den Gedanken seiner Seele, von den Gefühlen seines Herzens, von dem Ideale seiner Phantasie, von seiner Arbeit, seinem Streben und seiner Wirksamkeit als Künstler. Und die glühende Rose, war sie nicht eine Liebesgabe der Angiolina? — Ist nicht das Werk des Künstlers ein Theil seines Ich's, und ist nicht die Liebe des Weibes das ganze Weib?

Der Faun war Romanelli und Angiolina war die Rose.

Aber wie konnte doch der Faun so regungslos dastehen und so gedankenlos lachen, während die erröthende Zauberin in seinen Armen lag!

„Sie koquettirt nur mit dem Oesterreicher," dachte Romanelli weiter. „Sie thut, als schenke sie mir ihre Gunst, um den Oesterreicher anzufachen; das ist augenscheinlich, Diavolo!"

Er wandte dem Faun und der Rose den Rücken und trat an das Fenster, um zu arbeiten.

Zuerst nahm er ein Gestell hervor, welches auf Rollen lief und sich ohne Schwierigkeit umdrehen ließ. Dies Gestell bildete die Basis einer Thonmasse, an welcher Romanelli arbeitete, die aber in Folge der feuchten Lumpen, in die sie von oben bis unten gehüllt war, vollkommen formlos erschien. Die Bildhauer pflegen ihre Entwürfe mit derartigen nassen Tüchern zu bedecken, um den Thon feucht zu erhalten. Jetzt löste Romanelli vorsichtig die Decke und man begann die Umrisse einer hohen Frauengestalt zu gewahren.

Der Bildhauer arbeitete seit kurzer Zeit an einer allegorischen Statue: Florenz in dem Bilde der Blumengöttin Flora. Die Idee war weder neu noch originell, aber der Künstler war damit zufrieden und hoffte dem Patriotismus der Florentiner damit zu schmeicheln. Antike Vorbilder fehlten nicht; er brauchte nur einige Sinnbilder hinzu zu fügen, und man würde die darin ausgesprochenen Gedanken erkennen.

Leider geht es nicht an, die Antike nur zu copiren, obschon man die Nachahmung hinsichtlich der Form und des Ausdruckes sehr weit treiben kann. Für die weitere Ausarbeitung der Statue war ein lebendes Modell unentbehrlich. Aber die schönen Modelle sind nicht zahlreich, und die wenigen, die da sind, sehr theuer; schon die mittelmäßigen verlangen einen Francescone für jede Sitzung, danach steigen die Ansprüche in geometrischer Steigerung, gleich den Preisen der Diamanten und Perlen.

Eine vollkommene Schönheit ist äußerst selten; wo die Büste vortrefflich ist, läßt oft das Bein Manches zu wünschen übrig, und oft ist eine schöne Wade das Einzige, dessen ein Modell sich rühmen kann. Einige leben von ihrem Ehrfurcht erweckenden grauen Barte; andere von ihrer Brust, die dem des farnesischen Herkules gleicht; dieser bietet seinen wohlgeformten Oberkörper aus, jener seine Hände und Füße. Aus diesen fragmentarischen Vollkommenheiten soll der Bildhauer ein harmonisches Ganzes zusammenstücken, es möge nun ein Bachus oder eine Venus, ein Faun oder eine Nymphe sein. Es ist nicht Alles rosenfarben in der Welt der Kunst. Wäre Romanelli weniger arm gewesen, so hätte sich die Sache schon machen lassen. Da hätte er seine Flora aus einem Dutzend Florentinerinnen zusammenstücken können. Aber wie sollte er es ermöglichen, eine ganze Menge von Modellen zu halten, er, der kaum ein einziges zu bezahlen vermochte?

Romanelli betrachtete sein Werk eine Weile und fing an hie und dort zu ändern, — aber bald warf er die Werkzeuge von sich.

„Ich kann ohne Modell nicht fortarbeiten," rief er, „ich muß eins schaffen, es koste, was es wolle. Ich muß es an anderen Dingen absparen."

Dann betrachtete er trübe die magere Börse und dachte daran, wie er schon nach allen Seiten hin so sehr gespart hatte, daß nichts mehr abzuknappen sei. Aber wer opfert nicht seine Bequemlichkeiten, ja selbst das Nothwendige, wenn es die Idee gilt, für welche wir leben!"

Der Künstler besann sich nicht lange. Der Promenadenrock wurde abermals hervorgeholt, besehen, gebürstet und angezogen; die Börse in die Brusttasche gesteckt und die nassen Tücher um die Statue gelegt.

Darauf ging Romanelli an den Fluß hinab und musterte, am Ufer auf- und abwandelnd, mit Kennermiene die Formen

der vorübergehenden Florentinerinnen. Er stieß in der That dann und wann auf recht ermunternde Blicke; aber obgleich diese Blicke aus recht hübschen Augen hervorleuchteten, so gehörten doch diese Augen nicht solchen Personen an, wie er sie suchte. Er setzte deshalb seine Wanderung fort, sich daran erinnernd, daß er nicht in Liebes-, sondern in Geschäftsangelegenheit aus sei.

Am Ponte-Vecchio beschleunigte er seine Schritte, um ein junges Frauenzimmer einzuholen, das er zu erkennen glaubte. Es war ein schön gewachsenes Mädchen, in einem zerknitterten Kleide, einer weit von den Schultern herabhängenden seidenen Mantille, und einem mit neuen bunten Bändern aufgeputzten, sehr verblichenen Hute.

„Ich muß doch sehen, ob das nicht die Violetta ist," sprach Romanelli vor sich hin; „dem Gange und dem zusammengesuchten Costüme nach muß sie es sein. Sie wäre vielleicht am passendsten für mich — wenn sie nur nicht so theuer wäre."

Er war ihr so nahe gekommen, daß er ein langgezogenes St! hören ließ: ein Laut, den wir in Schweden anwenden, um zum Schweigen zu ermahnen, und der in Italien gebraucht wird, um die Aufmerksamkeit einer Person zu erregen, einen Kellner zu rufen 2c.

Violetta, denn sie war es, wandte sich um und näherte sich zögernd. Sie war groß und gut gewachsen und hatte ein hübsches, etwas starres Gesicht.

„Was wollen Sie?" fragte sie, den Künstler mit einer gewissen Geringschätzung betrachtend.

Als Modell, war sie in die Vermögensverhältnisse ihrer Kunden eingeweiht.

„Ich bedarf Ihrer zu einer Statue."

„Was stellt sie dar?"

„Eine Flora."

„Eine Flora!" wiederholte das Modell verächtlich, „wenn

es noch eine Juno wäre! Aber das ist jedenfalls Nebensache. Wie oft bedürfen Sie meiner?"

„Das kann ich noch nicht mit Bestimmtheit sagen — etwa vier bis fünf Mal."

„Das ist bitter wenig. Ich weiß bei Gott nicht, ob ich mich für ein so kleines Geschäft engagiren soll. Jedenfalls muß ich selbst die Tage bestimmen."

„Ja, das können wir jedesmal mit einander verabreden."

„Wie soll ich stehen, bekleidet oder unbekleidet?"

„Sie dürfen nur leicht drapirt sein."

„Gut, daß es Sommer ist, sonst würde ich wohl bei Ihnen erfrieren — Sie wohnen ja noch immer in dem unheimlichen Loche auf der Via-del-Benci?"

„Ja."

„Wohlan, da komme ich übermorgen um zwölf Uhr. Sie bezahlen im Voraus, und wie sonst: vier Francesconi."

„Vier Francesconi?" wiederholte der Künstler erschrocken.

„Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?"

„Das ist zu viel. Ich kann unmöglich so viel bezahlen."

„Aha — steht es so um Sie — dann, Addio!"

„Aber bedenken Sie —"

„Ich lasse nicht mit mir handeln. Jetzt habe ich überdies keine Zeit; wenn Sie sich eines Besseren besinnen, so wissen Sie, wo ich wohne."

Damit nickte sie ihm flüchtig zu und setzte ihre Promenade auf dem Ponte-Vecchio fort.

Auch der Künstler setzte seinen Weg fort, ohne zu ahnen, daß seine Unterredung mit der Violetta nicht ohne Zeugen gewesen sei.

Angiolina hatte vor der Thür eines nahegelegenen Café's gesehen, wie er das Modell angeredet und darauf mit trauriger Miene von demselben geschieden war; ohne etwas von der Un-

terredung gehört zu haben, ahnete sie deren Inhalt und beschloß, sich dessen zu vergewissern.

Sie näherte sich in dieser Absicht der Violetta, welche noch immer, sich stolz umherschauend, auf der Brücke spazierte. Die beiden Mädchen waren alte Bekannte, denn das Modell war ebenfalls Blumenmädchen gewesen und trieb dies Geschäft auch noch jetzt am Vormittage.

„Buon giorno, Violetta!" (Guten Tag, Violetta).

„Ah, sieh da, Angiolina — Come sta, carissima mia?" (Wie geht es Dir, meine Liebe?).

„Vortrefflich, Dank sei es der Madonna; und Dir?"

„Auch ich — 2c. 2c."

Darauf lief das Gespräch über verschiedene Kleinigkeiten hin, die nicht hierher gehören.

„Was war das für ein junger Herr, mit dem Du eben sprachst?" fragte Angiolina nach einer Pause.

„Ach, das war ein Künstler, der mich als Modell haben wollte, aber nicht bezahlen konnte, was alle Anderen mir geben."

Das Blumenmädchen, welches nun wußte, was sie hatte wissen wollen, antwortete nicht und versank in Gedanken, welche dem Modelle durchaus fremd sein mußten.

Violetta mißverstand deshalb Angiolina's Schweigen und sprach in beleidigtem Tone:

„Ah, ich verstehe, Du bist noch eben so hochmüthig, als früher. Du hältst es nicht für anständig, als Modell zu dienen."

„Nein, daran dachte ich wahrlich nicht."

„Desto besser für Dich, wenn Du Deine Ansichten änderst; denn auch Du kannst in die Lage kommen, diesen Erwerbszweig ergreifen zu müssen."

„Vielleicht!" seufzte Angiolina.

Sie dachte daran, wie oft die Mutter sie ermahnt hatte,

den Anerbietungen der ersten Künstler und der reichsten Kunstliebhaber Gehör zu schenken. Wenn sie nur wollte, würden ihr so viele Engagements zu Gebote stehen, daß sie gar nicht allen genügen könnte, und nebenbei würde sie auf das Freigebigste dafür belohnt werden. Aber ihre Schüchternheit hatte es ihr bis jetzt verboten, auf derartige Vorschläge einzugehen, ehe die äußerste Noth sie dazu zwingen würde.

Während dessen war Romanelli, seinem mißlungenen Plane mit Violetta nachsinnend, noch weiter umhergewandert. Er wußte, daß sie zu hochmüthig war, um ihre Ansprüche herabzustimmen, die er jedoch nicht befriedigen konnte. Vier Francesconen waren ungefähr die Summe, von der er eine ganze Woche lang leben mußte.

Nach einem halbstündigem Spaziergange, der seine Stimmung um nichts gebessert hatte, kehrte er in sein Atelier zurück und enthüllte, um sich zu trösten, die begonnene Statue. Der Versuch mißglückte. Da wandte er sich, um die Gedanken von dem unangenehmen Gegenstande abzulenken, dem Faun mit der Rose zu. In ihrem Anschauen ward er, durch ein leises Pochen an die Thür, gestört.

Mit einer Ruhe, welche zeigte, daß er ebenso schuldlos als arm war, rief er ein wohlklingendes: „Herein!“

Es war Angiolina, die erröthend, aber freundlich und heiter, zu ihm hereintrat.

Romanelli begrüßte sie, erstaunt und verlegen.

„Sie kommen doch nicht um Ihre Rose zurückzufordern?“

„Legen Sie Werth auf dieselbe — oder haben Sie sie vielleicht fortgeworfen?“

„Wie kann Angiolina diese Frage an mich richten! Wenn Sie es erlauben, behalte ich die Blume zum Andenken.“

„Sehr gern, wissen Sie aber auch, daß ich gekommen bin, um Sie um etwas zu bitten?“

„Worum denn? Wenn ich wirklich so glücklich bin, etwas

für Sie thun zu können, so können Sie überzeugt sein, daß ich dies mit Freuden thun werde."

„Versprechen Sie mir das?"

„Ich schwöre es bei allen Göttern!"

„Wohlan; Sie brauchen ein Modell. Lassen Sie mich dies Modell sein?"

„Sie?" rief Romanelli bestürzt.

„Ja — glauben Sie, daß ich mich nicht dazu eignen würde?"

„In ganz Florenz ist kein Weib, das ich lieber zum Vorbild hätte, als Sie. Ich weiß aber, daß Sie bereits von unseren ersten Künstlern umsonst gebeten worden sind, ihnen zu stehen."

„Ich schlug es ab; aber jetzt — biete ich mich selbst dazu an. Was liegt denn so Wunderbares darin? Sie wissen, wie launisch die Frauen sind; und außerdem würde ich es für keinen Anderen thun, als für Sie."

Dabei sah sie den Romanelli mit einem so glühenden Blicke an, daß es ihm vor den Augen flimmerte. Er schwieg einige Augenblicke und sagte alsdann mit unsicherer Stimme:

„Ich bin arm, Angiolina, und kann Ihnen nicht zahlen, was Sie verdienen. Gehen Sie zu Barranti und Torrini, die sind reich und berühmt!"

„Was die sind, können Sie werden."

„Aber jetzt bin ich es nicht. Sie würden in der That ein Opfer bringen.

„Was kümmert das mich. Ich will mich aufopfern für Sie, denn ich — liebe Dich!"

„O, Angiolina!"

Von diesem Augenblicke an war die Sache abgemacht.

Von Liebe und Kunst begeistert ging Romanelli wieder an die Arbeit.

In den ersten Tagen kam Angiolina zu festgesetzten Stunden; dann blieb sie den ganzen Tag und fing an, dem Atelier einen Anstrich von Wohnlichkeit und Ordnung zu geben. Bisweilen, wenn Romanelli sehr beschäftigt war, pflegte sie einen Korb mit Brod, Wein, Obst 2c. mitzubringen, damit er nicht nöthig habe, auszugehen. Sie hielten dann ihre Mahlzeit zusammen; und am Nachmittage sah sie seine Wäsche und sonstigen Kleider nach. Endlich zog sie ganz zu ihm.

Wie glücklich, verliebt und dankbar Romanelli während dieser Zeit war, läßt sich nicht mit Worten ausdrücken; noch weniger läßt sich die Güte und aufopfernde Liebe der Angiolina beschreiben. Sie hatte ihren Haushalt mit dem seinen vereint, und es litt keinen Zweifel, daß sie zu den gemeinschaftlichen Ausgaben am meisten beisteuerte. Sie trug geduldig die Vorwürfe ihrer Mutter, daß sie ihre Schönheit so wegwerfe; aber diejenigen, welche sie an das Sprichwort zu erinnern wagten, daß „nur der Anfang schwer" ist, wies sie mit Stolz zurück. Von sieben bis elf Uhr war sie Blumenmädchen, die übrige Tageszeit widmete sie dem Geliebten. Reizender als Angiolina konnte schwerlich eine andere Geliebte sein: leicht und zierlich wie ein Vogel hüpfte sie über die großen unebenen Steine hin, bald emsig mit den Vorbereitungen zum Mittagsmahle beschäftigt, bald eine Miene sanfter Würde annehmend, um das personificirte Florenz darzustellen.

Ihr Verhältniß war bereits stadtbekannt; aber ihre vollkommene Uneigennützigkeit und die Nachsicht der Florentiner bei derartigen Fällen bewirkten, daß Niemand sie durch ein hartes Wort, noch durch unzarte Anspielungen verletzte. Selbst der Oesterreicher that, als merke er nichts; er stellte nur seine überflüssigen Artigkeiten ein und rächte sich dadurch, daß er ihre Sträuße doppelt so hoch bezahlte, als bisher. Aber bei alledem fand er, daß das edle Mädchen seine Liebe an einen elenden Wicht verschwendet habe.

In Angiolina's Augen war Romanelli ein großer Künstler und sie war fest überzeugt, daß er Ruhm und Glück gewinnen müsse. Doch lag kein Funke von Berechnung in der Liebe des Blumenmädchens: sie liebte ihn nur, weil er arm und unglücklich war, doch war es ihr unmöglich, sich die Zukunft anders zu malen, als an seiner Seite: sein Glück und seine Ehre theilend, ihn zu neuem Streben anfeuernd, und ihr Leben damit hinbringend, seine Häuslichkeit zu verschönen und seinen Wünschen zuvorzukommen.

Unterdessen war die Statue fertig geworden. Sie wurde in Gyps abgegossen und darauf dem Publicum ausgestellt. Die Idee fand Anklang bei dem Stolze der Florentiner auf ihre Stadt. Wirklich gebildete Kenner vermißten freilich jene höhere Schönheit, jenes erhabene Gepräge, welches nur das überlegene Genie seinen Schöpfungen aufzudrücken weiß; aber die Einzelnheiten waren sorgfältig ausgearbeitet, und Keiner vermochte dem Ganzen Anmuth und feine Schönheit abzusprechen. Vielleicht war es auch das Gerücht von dem romantischen Verhältnisse des Künstlers zu seinem Modelle, welches bei Manchem ein durch Neugier gewecktes Interesse erregte und ihn zu einem milderen Urtheile veranlaßte. Gewiß ist, daß Alle in dem Bilde der „Firenze" die Züge des schönen Blumenmädchens erkannten und ihre Formen darin ahneten.

Der Zufall begünstigte den Romanelli ebenfalls. Einer der reichsten Edelleute Florenz' wünschte sich bei dem Volke beliebt zu machen, und glaubte dies nicht auf bessere Art thun zu können, als daß er von dem beliebten Bilde ein Exemplar in Marmor bestellte. Er hoffte, daß das Volk ihm sein Verbrechen an der Demokratie durch diese der Stadt erwiesene offenbare Huldigung vergeben werde; und bei so kunstsinnigen Leuten, wie es die Florentiner sind, war eine solche Speculation vielleicht gar nicht so unvernünftig.

Hiermit war es noch nicht genug. Der Oesterreicher, der

auf seine Güter zurückzukehren im Begriff stand, wollte plötzlich den Mäcen spielen, der Angiolina noch einen Dienst erzeigen und ein schönes Andenken an die Heimath der schönen Künste mit sich von hinnen nehmen. Er bestellte deshalb eine kleinere Copie von der Statue, welcher die Angiolina zum Modell gedient hatte.

Zwei derartige Bestellungen konnten aber nicht in dem alten Atelier des Romanelli, vier Treppen hoch und in dem entlegenen Stadttheile, ausgeführt werden. Er zog deshalb in den elegantesten, belebtesten Stadttheil, wo er am Ufer des Arno ein paar gemüthliche Wohnzimmer, mit einer schönen, geräumigen Werkstatt zu ebener Erde, miethete. Angiolina begleitete ihn natürlich und war glücklich, wie im siebenten Himmel.

Romanelli verschaffte sich ein paar geschickte Arbeiter, und drei junge Künstler, die erst kürzlich ihre Bahn betreten hatten, baten, als Eleven bei ihm arbeiten zu dürfen. Mehrere vermögende Leute, unter ihnen ein reicher Verwandter, welcher bisher nichts hatte von ihm wissen wollen, boten ihm ein Darlehen zum Ankauf von Marmorblöcken und zu anderweitigen Ausgaben.

Zwei Damen, eine Engländerin und eine florentinische Gräfin, kamen in glänzenden Equipagen vor seine Wohnung gefahren und ersuchten den Künstler, ihre Büsten in Marmor anzufertigen. Die Zeitungen: l'Arte und la Gazetta Toscana, brachten Verse zum Lobe der Statue mit Anspielungen auf Angiolina, und außerdem enthusiastische Lobreden auf den Bildhauer. Professor Martellini malte mit eigener Hand den jungen Künstler, der alsbald in Stahlstich und Lithographie bei allen Kunsthändlern zum Fenster herausschaute. Der Schlafrock wurde durch einen schwarzen Sammetrock mit reichen Stickereien ersetzt, und Angiolina durfte des Morgens keine Blumen mehr spenden, den Sorgen der Haushaltung aber ohne Hülfe vorstehen.

Nach dieser, wie wir hoffen, sehr ausführlichen Beschreibung von dem Glücke des Romanelli, glauben wir mit Fug und Recht einige Monate überspringen zu dürfen.

Die beiden Exemplare der „Firenze" sind vollendet, abgeliefert, bezahlt, und ein drittes unter dem Meißel. Die Engländerin ist mit ihrer Büste davongeeilt, aber die Gräfin kommt noch einmal die Woche, um die langsam vorschreitende Arbeit in Augenschein zu nehmen. Sie ist Witwe, dreißig und einige Jahre, reich und vollkommen unabhängig. Sie ist ferner nicht häßlich, und es ist schwer zu sagen, ob die Schuld an ihr oder an dem Künstler liegt, daß die Büste noch immer unvollendet ist.

In dem Atelier ist man damit beschäftigt, den Faun in etwas größeren Verhältnissen zu modelliren; Romanelli hat eine Bestellung auf denselben erhalten. Er selbst entwirft eine schlummernde Venus, wobei Angiolina als Modell dient. Ihre Formen sind noch ebenso schön, wie zuvor, aber das Antlitz etwas blasser und die Augen weniger lebhaft.

Nach diesen vorbereitenden Aufschlüssen treten wir in das neue Atelier des Romanelli.

Dasselbe ist dem vorigen in keiner Weise ähnlich. Es besteht aus einem geräumigen Saale, der bis ins Entresol reicht und deshalb eine ansehnliche Höhe hat. Die Fenster liegen nach zwei Seiten, nach der Straße und nach dem Garten hinaus, welcher letztere ebenfalls von dem Künstler gemiethet worden ist. Mehrere Arbeiter sind eifrig beschäftigt. Die Hammerschläge schallen, die weißen Marmorsplitter fallen zu Boden und bedecken ihn, wie mit glitzerndem Schnee; die Bohrer kreischen und die Stemmeisen funkeln im Sonnenlichte. Hinter einem Schirme steht Romanelli und modellirt seine Venus. Neben ihm stehen ein paar Engländer, von denen der Eine ein bewunderndes „very beautiful" hören läßt, dem der Andere mit einem trockenen „yes" beipflichtet. Die Mylords gehen,

und nach ihnen erscheint ein Einwohner der Stadt, der den Kopf sehr hoch trägt und von Romanelli mit großer Ehrerbietung empfangen wird. Das ist aber auch der Professor Barranti, der reichste und angesehenste Bildhauer in Florenz, und eines der einflußreichsten Mitglieder der Akademie.

Nachdem Barranti die Arbeiten des Romanelli einer flüchtigen Aufmerksamkeit gewürdigt, und einige gnädige Worte des Beifalls gespendet hatte, äußerte er den Wunsch, in den Garten hinaus zu gehen.

„Sehen Sie, Romanelli," sagte er, indem er sich auf eine Bank setzte unter einem Dache von Weinreben, deren knotige, krumme Stämme sich um ein Spalier wanden, dasselbe mit ihrem dunkelgrünen Laube und den blauen, schwellenden Trauben bedeckend — „Sehen Sie, ich wollte ein paar Worte unter vier Augen mit Ihnen reden."

„Es gereicht mir immer zur Freude und zu großer Ehre, wann und wie es Ihnen mit mir zu reden beliebt."

„In Ihrem Atelier waren Sie nicht allein," begann der ältere der beiden Künstler.

„Das ist wahr," erwiderte der jüngere und neigte achtungsvoll das Haupt.

„Ihre Eleven waren dort anwesend, und wenn ich auch nicht behaupten will, daß sie absichtlich lauschen, so könnte es doch leicht geschehen, daß —"

Er schwieg, gleichsam als suche er seine Gedanken zu sammeln.

„— Daß sie dies oder jenes Wort hören," ergänzte Romanelli.

„Das meine ich eben: sie könnten dies oder jenes Wort, vielleicht ganze Sätze auffangen. Glauben Sie nicht, daß dies sehr leicht angehen könnte?"

„Es ist sogar wahrscheinlich."

„Somit billigen Sie meinen Vorschlag: in den Garten zu treten, um sicher zu sein, daß uns Keiner hört."

„Vollkommen!“ entgegnete Romanelli ungeduldig.

„Sie müssen aber deshalb nicht denken, daß ich Ihnen etwas zu sagen hätte, was nicht die ganze Welt hören könnte. Das können Sie wohl einsehen.“

„Davon bin ich in tiefster Seele überzeugt.“

„Ich merke, daß Sie mich kennen. — Das freut mich.“ Hier klopfte er den Romanelli freundlich auf die Schulter.

„Sie sind ein hoffnungsvoller junger Mann,“ fuhr er fort.

„Sie sind sehr gütig.“

„Ihre „Firenze“ gefällt mir — das Publicum soll auch recht sehr befriedigt sein — Sie haben, wie ich höre, bereits mehrere Copien davon gefertigt. — Schade nur, daß die eigentlichen Kenner den Kopf schütteln — sie behaupten, daß kein Zeichen von Genie oder Genialität in Ihrer Arbeit liege — vielleicht haben sie nicht so Unrecht. —“

Hier schwieg und hustete er.

Romanelli wußte nicht, was hierauf zu antworten sei.

„Vielleicht sind sie zu strenge, begann der Professor von Neuem. Sie sind ein Anfänger, deshalb soll man nicht so streng mit Ihnen rechten. — Sie bedürften vielmehr einer Aufmunterung. Auch redet man wirklich schon davon in der Akademie, Ihnen einen Preis zu ertheilen. — Einige sind dafür, Andere dagegen, und mein geringer Einfluß, meine unbebedeutende Autorität würde vielleicht den Ausschlag geben können.“

Romanelli wußte, daß dies die lautere Wahrheit sei; er ergoß sich deswegen in einem Strome von Danksagungen, die der Veteran in dem Heere der florentinischen Künstler mit einem trockenen: „das wird sich finden!“ beantwortete.

Romanelli hielt dies Gespräch für beendet, aber der Professor saß noch ruhig da, schüttelte den Kopf, hustete, und wiederholte zweifelnd: „das wird sich finden, das wird sich finden!“

„Ihre „Firenze" ist doch im Ganzen genommen, recht hübsch," begann er endlich — „ein herrlicher Körper, ungewöhnlich reine Formen. Sie müssen mich mit Ihrem Modelle bekannt machen, Romanelli!"

„Aber, das ist ja die Angiolina," antwortete dieser verlegen. „Sie werden sie mehrmals bei mir gesehen haben."

„Das ist ja wahr," sagte Barranti, als ob er sich jetzt erst daran erinnere. „Sie wohnt ja bei Ihnen?"

„Ja."

„Ah — sie wohnt bei Ihnen — hm! — ein schöner Wuchs, sehr schön — hm! Sie könnten mir einen Dienst leisten."

„Wenn es in meiner Macht steht, können Sie auf mich zählen."

„Nun, das ist nicht schwer — ich wünsche nur Ihr Modell zu leihen."

„Angiolina?"

„Ja."

„Ich würde nichts dagegen haben," antwortete Romanelli in hohem Grade verlegen, „aber ich erinnere mich, daß sie wiederholt entrüstet wurde bei dem bloßen Gedanken, sich einem Anderen als mir zu zeigen."

„Das ist wohl nicht so gefährlich. Ich denke, sie hat Erfahrung genug, um nicht so blöde zu sein."

„Dies ist dennoch der Fall," erwiderte Romanelli, vor Verdruß erröthend.

„Jedenfalls kann es Ihnen nicht schwer werden, sie zu Vernunft zu bringen."

„Ich würde sie nicht dazu zwingen können," antwortete der junge Künstler, ziemlich bestürzt.

„Zwingen — wer spricht denn von zwingen — nur überreden sollen Sie sie."

„So gern ich mich Ihnen gefällig zeigen möchte, so kann ich dies nicht versprechen."

„Dann lassen Sie uns davon abbrechen," sprach der alte Bildhauer und erhob sich.

„Sie werden mir doch deshalb nicht zürnen?" fragte der junge Künstler ängstlich.

„Keineswegs — nicht im Geringsten. — Ich wünsche Ihnen im Gegentheil alles mögliche Gute und besonders den Preis der Akademie. Aber leider können meine Wünsche nicht viel dabei thun, und — Sie haben viele Widersacher."

„Aber Ihr Einfluß —"

„Der ist nicht groß und ich darf mich desselben überdies nicht zu oft bedienen. Sie begreifen sehr gut, daß ich mich nicht dadurch compromittiren darf, daß ich für irgend Jemand Partei nehme."

„Sie machten mir eben noch Hoffnung. —"

„Hoffnung, mein junger Freund — allerdings können Sie hoffen, aber so gern ich mich Ihnen gefällig zeigen möchte, so kann ich Ihnen doch nichts versprechen."

Romanelli erkannte seine eigenen Worte wieder und verstand nun die Ursache zu der plötzlichen Kälte des Professors.

„Ich verlange kein Versprechen, ich zähle nur auf Ihre Güte. Sie können nicht anders, als meine Ehrerbietung und Bewunderung für Sie bemerkt haben. Es giebt nichts, was ich nicht für Sie zu thun bereit wäre."

Barranti blieb stehen und sah wieder freundlicher aus.

„Ist dies wirklich der Fall?" fragte er, „ich möchte es allzu gern glauben."

„Sie können davon überzeugt sein, und um es Ihnen zu beweisen, werde ich alles thun, was ich vermag, um Angiolina zu bewegen, zu Ihnen zu gehen."

„Sie sind sehr gütig — und können auf meine Dankbarkeit zählen."

Romanelli verbeugte sich tief und gab seinem Gönner das Geleit bis auf die Straße.

„Ich erwarte sie vor Ende der Woche — waren die letzten Worte des alten Meisters — —"

An demselben Tage nahm Romanelli seinen Mittag zu Hause ein, in Gesellschaft der Angiolina.

Sie waren nicht mehr so viel zusammen wie ehedem: den ganzen Tag war der Künstler in seinem Atelier, wohin Angiolina selten kam; und am Abend war er aus, entweder mit seinen Freunden und Kameraden, oder bei einer der angesehenen und vornehmen Familien, bei welchen er Zutritt gewonnen hatte.

Es war daher ein rechtes Fest für sie, als ihr Geliebter erklärte, daß er zu Hause bleiben und mit ihr essen werde. Sie zeigte sich so liebenswürdig, als möglich: sie lachte und scherzte so heiter, als ob sie nie in der Stille geseufzt, nie eine Thräne über sein verändertes Wesen vergossen hätte. Heute war er ja aber auch so aufmerksam und zärtlich wie ehedem; es war, als wolle die alte glückliche Zeit in der Dachkammer, an der Via-del-Benci wiederkehren, bis auf die Nahrungssorgen, die man ja auch mehr denn gern entbehren konnte.

Nach beendetem Mittagsessen, schlang Romanelli seinen Arm um das Blumenmädchen und zog es zu sich herab ins Sopha.

„Weißt Du, wer heute hier gewesen ist?" fragte er.

„Nein, Geliebter!"

„Professor Barranti — und weißt Du auch, was er mir sagte?"

„Er lobte wahrscheinlich Deine Arbeiten."

„Das nicht allein, er vertraute mir noch an, daß die Akademie darüber berathschlage, mir einen Preis zu ertheilen."

„Das wundert mich gar nicht. — Du hast ihn sattsam verdient und die Akademie kann nicht umhin, Dich zu belohnen, nachdem ganz Florenz Dein Werk bewundert hat!"

„Kleine Schmeichlerin — es kann wirklich sein, daß es

mir glückt — Professor Barranti hat großen Einfluß und — er ist mein Freund."

„Warum Dich auf den Einfluß Anderer verlassen, Du kannst ruhig auf Deine eigenen Verdienste bauen."

„Hm!" sagte der Artist, der seiner unfehlbaren Verdienste weniger sicher schien. Jedenfalls ist es gut, einen einflußreichen Gönner in der Akademie zu besitzen — und er bot mir unaufgefordert seine Hülfe an."

„Wirklich?"

„Professor Barranti ist ein ungemein liebenswürdiger und interessanter Mann."

„Möglicherweise für Dich, aber mich hat er die beiden Male, die ich ihn in Deinem Atelier gesehen habe, sowohl durch Blicke, als durch Worte beleidigt. Er nimmt überhaupt einen so überlegenen Ton gegen Dich an."

„Er ist auch der erste Bildhauer unserer Stadt."

„Man könnte wohl eher sagen, daß er es gewesen ist; denn ich habe nicht gehört, daß er in den letzten Jahren etwas Neues geschaffen habe."

„Gerade jetzt ist er mit der Anfertigung einer bedeutenderen Gruppe beschäftigt. Sie stellt den Großherzog dar, umgeben von mehreren allegorischen Figuren: den Genien des Handels, des Ackerbaues, der Wissenschaften und der schönen Künste. Zwei von diesen Figuren sind männliche, die beiden anderen weibliche Gestalten. Der Ackerbau wird —"

„Theuerster, sprich mir nicht mehr von der Gruppe des Barranti; sie ist auf die gröbste Schmeichelei berechnet. Uebrigens geht sie mich auch durchaus nichts an."

„Und gerade Du müßtest Dich für dieselbe interessiren, mein Liebling, denn Du —"

„Nun, und was hätte ich damit zu thun?"

„Sieh, liebe Angiolina, der Professor hat mir auf äußerst artige und schmeichelhafte Weise seinen Wunsch vorgetragen:

Du mögest ihm die Gunst erzeigen, verstehst Du, die Gunst, — ihm zu der einen seiner Genien als Modell zu stehen."

„Ich!" rief Angiolina erzürnt, „wie konnte er auf den Gedanken kommen!"

„Er weiß, daß Du als Modell zu meiner „Firenze" gedient hast."

„Das ist eine ganz andere Sache. — Für Dich, den ich liebe, kann ich Alles, Alles thun, aber für ihn, den Fremden — nichts!"

Er ist kein Fremder — er ist mein Freund."

„Dein Freund, wenn er Dich und mich durch einen solchen Vorschlag beleidigt! — Der böse Mensch! Du hättest es mir lieber gar nicht erzählen sollen — denn, es macht mich sehr traurig. Ich weiß freilich, daß Du die Sache ganz so empfindest wie ich, aber es empört mich gerade deshalb um so mehr, daß man es gewagt hat, Dich durch diese Zumuthung zu beleidigen. Ich bin überzeugt, daß Du ihn mit Würde abgewiesen hast."

„Ich durfte mich nicht mit ihm entzweien — das wäre unvorsichtig gewesen."

Angiolina betrachtete ihren Geliebten mit einem bewundernswerthen Blicke, einem Blicke, der die betrogene Hoffnung, den durchdringenden Schmerz malte.

„Du wirst dies doch wohl nimmer in der Absicht gesagt haben, um mich zu überreden?" fragte sie, sich beherrschend.

„Und wenn dies der Fall wäre?"

„Wenn dies der Fall wäre" — mit unheimlichen, in verwundetem Stolze lodernden Blicken, schnellte sie empor — „wenn dies der Fall wäre? — Nein, nein, das kann nicht möglich sein."

Sie setzte sich wieder zu ihm und faßte seine Hand.

„Nicht wahr," fuhr sie mit süßem, rührenden Lächeln fort — „Du hast mich nur erschrecken wollen. — Ein grau=

sames Spiel, aber ich verzeihe es Dir, denn — Angiolina will Dir Vieles vergeben."

Er antwortete nicht. Der selbstsüchtige Mann, ohne allen Seelenadel, aus lauter Erbärmlichkeiten zusammen gesetzt und unfähig, sie einem besseren, feineren Naturtriebe zu opfern, hatte jetzt nicht den Muth, dem hochsinnigen jungen Mädchen seine weiteren Absichten und Pläne mitzutheilen.

„Wir wollen ein ander Mal darauf zurückkommen," stotterte er — „ich habe außerdem keine Zeit mehr — ich habe eine Zusammenkunft, die ich fast vergessen hätte. Lebewohl, Angiolina!"

Er eilte davon ohne ihr Zeit zu einer Antwort zu lassen.

Am folgenden Morgen ging Romanelli unruhig in seinem Atelier auf und nieder. Es wurde ihm schwer, den Entschluß zu fassen, offen mit Angiolina zu reden, und hatte deshalb vermieden, sie wieder zu sehen. Er mochte weder den Preis aufopfern, der seiner Eitelkeit schmeichelte, noch die Achtung seiner Geliebten verlieren. Eines von beiden mußte aber geschehen, und er sah sich zwischen diesen Alternativen, die beide seine Eigenliebe verletzten, auf grausame Art hin und her gezerrt.

In diesen Grübeleien störte ihn ein Besuch.

Es war ein Priester, der schon früher in Gesellschaft der reichen florentinischen Gräfin zu ihm gekommen war. Er war ihr Beichtvater und besaß ihr ganzes Vertrauen.

„Friede sei mit Dir, mein Sohn!" grüßte der Priester.

„Dank, mein Vater," antwortete der Bildhauer demüthig.

„Ein schöner Tag — es würde mir Vergnügen gewähren, ein wenig in Deinem Garten zu lustwandeln."

„Lassen Sie uns gehen, mein Vater!"

„Ich habe Dir eine frohe Botschaft zu bringen," sagte der Priester, als sie sich in dem Garten niedergelassen hatten:

„Die Gräfin Chigi hat unserer Kirche die Summe von zehntausend Francesconi geschenkt.“

„Eine wohl angewandte Freigebigkeit,“ antwortete Romanelli, „obgleich er nicht verstand, warum dies für ihn so erfreulich sein sollte.“

„Doch fügte sie ihrer Gabe eine Bedingung, oder besser gesagt, einen Wunsch bei.“

„Nämlich?“

„Es solle ein bedeutender Theil dieser Summe zur Anfertigung eines Bildes der heiligen Jungfrau verwendet werden, für einen Altar in unserer Kirche, der noch keinen würdigen Schmuck besitzt.“

„Ein neuer Beweis von der Frömmigkeit der edlen Gräfin.“

„Sie fügte hinzu, daß sie besonders wünsche, die Ausführung des Bildes möge einem unserer jüngeren Künstler anvertraut werden, damit auf diese Weise mit der Verherrlichung der Mutter Gottes auch eine Aufmunterung für den Fleiß und das Verdienst verbunden werde. Sie nannte sogar Deinen Namen, Romanelli —“

„Die Madonna möge die Güte der hohen Dame gegen einen so geringen Künstler tausendfältig lohnen!“ —

„Du bist ein gottesfürchtiger und demüthiger Mann, Romanelli. Man hat Dich beobachtet und gefunden, daß Du gute Grundsätze hast. — — Man wird Dir deshalb diese Arbeit auftragen.“ —

„Sie überschütten mich mit Freude, mein Vater!“

„Unglücklicherweise ist ein Zweifel rege geworden. Du hast Ursache zu einer Anmerkung gegen Dich gegeben.“

„Das betrübt mich ernstlich.“

„Du hast aus jugendlicher Unbedachtsamkeit gehandelt; aber man wird gern Nachsicht mit Dir üben: notabene, wenn Du Dich besserst.“

„Davon können Sie überzeugt sein — — Lassen Sie mich nur wissen, was ich verbrochen habe.“

„Du hast hier ein junges Mädchen, ein Modell — — mit dem Du in tadelnswerther Vertraulichkeit lebst. Du hast dadurch Aergerniß erweckt unter den Gläubigen.“

„Mein Vater, ich bekenne, daß es sich so verhält — — aber ich bin dem Mädchen Dankbarkeit schuldig. — — Als ich arm und unbemerkt da stand, hat sie sich edelmüthig für mich aufgeopfert. Ohne sie würde es mir vielleicht niemals gelungen sein, meine Statue zu vollenden.“

„Ich habe davon gehört — — aber sie hat es aus sündiger Liebe zu Dir gethan, und ist hinreichend belohnt durch die Ehre, welche durch dieselbe Statue auf sie zurückfällt, der sie ihr Bild geliehen hat. Es ist jetzt Zeit, daß Ihr Beide auf den Pfad der Tugend zurückkehrt. Sie darf nicht länger bei Dir bleiben. Dies Verhältniß empört Deine edle, tugendhafte Beschützerin, die Gräfin Chigi und Du zwingst uns, die bewußte Arbeit gegen den Wunsch der Gräfin, einem Anderen zu übertragen; denn die heilige Jungfrau würde zürnen, wenn ihr Bild in so unreine Hände gegeben würde.“

Das war eine starke Versuchung für Romanelli. Was für Aussichten enthielt diese eine Botschaft! — — Noch sprach ein leises Gefühl in seiner Brust für die arme Angiolina. — Aber hatte er nicht in seinen letzten Worten an den Priester Alles gethan um sein Gewissen zu beschwichtigen — — freilich — — und dennoch zögerte er.

„Fasse Deinen Entschluß, mein Sohn! Es liegt eine schöne Zukunft vor Dir, wenn Du danach lebst. Die Gräfin ist Dir gewogen, aber es würde sie tödtlich beleidigen, wenn Du den sündhaften Umgang mit jenem Mädchen fortsetztest. Das glaube ich mit Gewißheit sagen zu können. Und, Du darfst sie nicht erzürnen!“

„Sie haben Recht, mein Vater! Ich — — ich — — verzeihen Sie diese Unschlüssigkeit — ich werde Ihrem Rathe gehorchen.“

„Du wirst es nicht bereuen. Denselben Tag, wo das Mädchen Dein Haus verläßt, bringe ich Dir den förmlichen Auftrag zur Anfertigung eines Marmorbildes der heiligen Jungfrau für unsere Kirche. Das Weitere wird sich finden. Du kannst es weit bringen, auch ohne Deinen gegenwärtigen Wirkungskreis.“

Romanelli's Character — wenn man überhaupt sagen kann, daß er einen solchen besaß — war allezeit von den Einflüsterungen seines Hochmuthes und seiner Eigenliebe abhängig. Mittlerweile bedurfte es dieser beiden Besuche des Professors und des Priesters, um die letzte Spur von Liebe und Dankbarkeit, die er Angiolina geweiht hatte, zu ersticken. Ohne den Besuch des Paters würde er es vielleicht nie wieder gewagt haben, von dem Antrage des Barranti zu sprechen, und ohne diesen Antrag hätte er keinen Vorwand gehabt, den Wunsch, oder eigentlich den Befehl der Gräfin zu erfüllen.

Nun beschloß er Angiolina auf's Aeußerste zu treiben. Entweder sie würde sich weigern dem Barranti, als Modell zu stehen und ihm dadurch eine Gelegenheit geben, sich von ihr zu trennen, oder sie würde nachgeben, und er wäre dadurch seines Preises gewiß — irgend ein Grund zum Bruch würde sich später immer finden lassen.

Als Romanelli am nächsten Morgen zu Angiolina hereintrat, hüpfte sie ihm mit einem Ausrufe der Freude entgegen. Er war bleicher, als sonst, denn er hatte diese Nacht vor Angst nicht schlafen können.

„Hast Du darüber nachgedacht, was ich Dir gestern sagte?“ fragte Romanelli.

„Ja, ich habe nichts Anderes denken können.“

„Und wie hast Du darüber gedacht?“

„Daß es unmöglich sei, daß Du mich so sehr erniedrigen wollest.“

„Es scheint mir eher eine Ehre für Dich, daß Florenz' erster Bildhauer Dich in einer seiner Schöpfungen verewigen will.“

„Was gilt mir eine so zweideutige Berühmtheit! Ich bin Weib und würde sterben vor Scham, wenn — aber so etwas kann ja nie in Frage kommen.“

„Dein übertriebener Stolz zieht mir viel Verdruß zu. Wenn ich den Wunsch des Professors nicht erfülle, so beleidige ich ihn ernsthaft, und Du weißt, was es heißt: einen solchen Mann zum Feinde zu haben. Daß ich meinen Preis dadurch verliere, ist noch das Wenigste.“

„Und was thäte das! Das ist ja eine Geringfügigkeit gegen den Ruhm, den Du Dir durch eigene Geschicklichkeit erwirbst.“

„Eine Geringfügigkeit — das würdest Du nicht sagen, wenn Du mich liebtest. Aber, ich sehe, daß meine Ehre Dir wenig am Herzen liegt.“

„O, Romanelli, wie kannst Du so reden — habe ich mich nicht gerade um Deiner Ehre willen geopfert? — Wie leicht hätte ich damals eine andere Zukunft mit weniger Kummer und Entbehrungen wählen können!“

„Die Wahl steht Dir noch jetzt frei,“ antwortete der Bildhauer mit erkünstelter Heftigkeit. „Ich ertrage keine Vorwürfe. — Ich habe nie gesucht, Dich zu verlocken oder zu betrügen, und — von dieser Stunde an bist Du frei.“

„Ha, ich verstehe Dich,“ rief die Florentinerin einige Schritte auf ihn zu eilend, aber plötzlich wie festgewurzelt stehen bleibend, „Du willst mich entehren, um Deine erbärmliche Eitelkeit zu befriedigen, und nun, da ich nicht gehorche, wirfst Du mich, wie ein unnützes Werkzeug, von Dir. O, mein Gott, Romanelli, wie sehr habe ich mich in Dir betrogen! Wie hart werde ich für meine Leichtgläubigkeit gestraft. — Und ich glaubte ein Recht auf Deine Dankbarkeit zu haben.“

Flammende Blicke schossen aus den dunkelen Augen hervor; Verachtung zuckte auf den stolzen Lippen und die sonst so marmorklare Stirn war wie eine drohende Wolke anzusehen. Romanelli umfaßte sie mit einem einzigen Blicke — dann suchten seine Augen den Boden.

„Ich habe dies nicht vergessen," sprach er leise und ohne aufzusehen. „Ich werde es nie vergessen, und so lange ich das Geringste besitze, soll es Dir an nichts fehlen. Vielleicht ist es das Beste, das wir uns trennen. — — Mein Gewissen ist zur Besinnung gekommen — Wir — —"

Er hielt inne, als wisse er nicht, was er noch weiter hinzufügen solle.

Angiolina betrachtete ihn mit ihrem überlegenen, vollen Blicke, in dem eine Art bedauerlichen Mitleides die heißeren Regungen verdrängt hatte.

Schweigend nahm sie den Korb von der Wand, den sie früher, als Blumenmädchen benutzt und als ein Andenken an ihre Vergangenheit aufbewahrt hatte. Darauf löste sie ein Armband von ihrem schönen Arme: die einzige Gabe, die sie jemals von Romanelli angenommen hatte, und legte es auf den Tisch. Und mit dem Korbe im Arme entfernte sie sich still; ohne Klage, und ohne Vorwurf. —

Der Bildhauer machte keine Miene, sie zurückzuhalten.

Als ich in Florenz war, habe ich die Angiolina wiederholt gesehen. Sie wurde noch immer für das schönste aller Blumenmädchen gehalten; doch war sie auffallend bleich und das Lächeln, welches sie ihren alten und neuen Freunden im Café Civico-Militare spendete, so traurig, daß es ganz beklommen machte.

Was Romanelli betrifft, so hat er das oben erwähnte Madonnenbild wirklich angefertigt. Dasselbe soll aber in

einem so hohen Grade mißlungen sein, daß es wahrscheinlich der letzte größere Auftrag war, der ihm übertragen worden ist. Statt dessen hat er ein gutes Einkommen dadurch, daß er langhalsige Engländerinnen und hochbrüstige Florentinerinnen in Marmor modellirt.

Die Gräfin Chigi erhält ihm noch immer ihre Gunst, und es wird ihr höchst wahrscheinlich gelingen, ihm einen Platz im Liceo di Candeli zu verschaffen.

XV.

Ein letzter Blick auf Rom.

Mit einem Gefühle von Bedauern und Wehmuth habe ich mich endlich entschlossen, Rom zu verlassen — Rom, die ewige Stadt, die Stadt der Republik, der Kaiser und der Päpste; Roma, deren Name in der Geschichte der Politik, der Religion und der Kunst der hervorragendste und der am meisten genannte ist.

Was ich vermissen werde, sind nicht so sehr die großartigen, uralten Denkmäler Roms — denn im Ganzen genommen lebe ich doch lieber in der Gegenwart, als in der Vergangenheit; — ebensowenig die reichen Kunstsammlungen, welche die vornehmsten Meisterstücke der Bildhauerkunst und Malerei enthalten, noch weniger der kirchliche Pomp, die zahllosen Processionen, die stattlichen Tempel und alle jene Ceremonien, welche die Gleichgültigkeit und den Zweifel nur schlecht verbergen.

Nein. — — Was ich nach meiner Abreise von Rom am schmerzlichsten vermissen werde, ist S c h w e d e n, ja mehr, als das: — Scandinavien.

Die Aehnlichkeit in Sprache, Character und Sitten, gemeinschaftliche Religion und gemeinschaftliche geschichtliche

Erinnerungen haben die Schweden, die Norweger und Dänen, die sich in Rom aufhalten, zu einer scandinavischen Colonie vereinigt — eine kleine Republik mit ihren eigenen Formen, Gebräuchen und Ueberlieferungen.

Der Kern dieses Staates besteht natürlicherweise aus den Künstlern, die auf längere oder kürzere Zeit in Rom wohnhaft sind; um diese schaart sich oft eine recht zahlreiche „population flottante", von reisenden Akademikern, Kunstfreunden, Literaten und anderen Leuten, die ein glücklicher Stern auf den classischen Boden Rom's hingeführt hat.

Die Regierungsform ist republikanisch, doch mit einem geringen Anstrich an Aristokratie — aber diese Aristokratie ist die der Intelligenz, und Niemand klagt darüber, wenn Männer, wie die Professoren Fogelberg und Bissen, diese Meteore der Kunst, bisweilen ihr Recht: in den Vordergrund zu treten, geltend machen.

Allgemeine Angelegenheiten werden in dem, am Corso gelegenen Café Africano verhandelt. Jeder Scandinave ist stimmfähig — die Debatten sind gewöhnlich kurz und mehr einleuchtend, als wohlgestellt. Die Majorität übt keinen Zwang aus; vielmehr wird die Minorität auf musterhafte Weise berücksichtigt. Ein Beispiel: Als einstmals die Frage aufgeworfen wurde, ob eine gewisse Anzahl Flaschen Orvietoweins auf Palumbella oder Sabina geleert werden sollten, und die Meinung darüber getheilt war, wurde die Sache dahin entschieden, daß man den einen Tag nach Palumbella, den anderen nach Sabina gehe. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich das eigenthümliche Factum: daß die größte Anzahl der Stimmenden mehr befriedigt war, als wenn eine der beiden Parteien siegreich hervorgegangen wäre.

Die Sprache ist weder schwedisch noch dänisch: sie bildet ein Amalgam von beiden — so zusammengesetzt, daß ein Jeder mit Beibehaltung der Eigenthümlichkeiten seiner Muttersprache,

dieselbe mit Wörtern aus der Schwestersprache bereichert. Eine längere Zeit kämpfte das de der Dänen mit dem ni oder herre der Schweden; jetzt scheint die Anrede Du alle anderen verdrängt zu haben. Oeffentliche Anstalten sind, außer dem schon genannten Café, die scandinavische Bibliothek und die größeren Ateliers.

In letzteren empfangen die Künstler mit zuvorkommender Herzlichkeit alle Landsleute, selbst die in künstlerischer Beziehung Uneingeweihten.

Ich werde nie die angenehmen Stunden vergessen, die ich in den Arbeitsräumen einiger meiner Landsleute zugebracht habe. Ein einfaches, ungekünsteltes Wohlwollen, eine lehrreiche Unterhaltung, frei von aller Ziererei, von schwer verständlichen Kunstausdrücken oder Schönrednerei — reiche Anregung zu Kunstgenuß und Betrachtung, ist, was ich stets bei ihnen gefunden habe.

Ich hätte auf keine andere Weise so gründlich von den Vorurtheilen geheilt werden können, mit denen ich nach Rom gekommen war. Einen jungen Künstler hatte ich mir entweder so vorgestellt, wie man sie zu ganzen Haufen in den Pariser Ateliers findet: auffallend in Kleidung und Lebensweise, voll Künstlerhochmuth, ungereimte Ansichten in seltsame Worte kleidend, oder, mehr dem romantischen Typus ähnlich: schwärmend nach einem unerreichbaren Ideale, in krankhafte Phantasie gebannt und für das praktische Leben durchaus unbrauchbar. Aber nach Allem, was ich gehört und gefunden habe, zeichnen sich unter der großen Menge hier anwachsender Künstler aller Nationen unsere Scandinaven auf ehrenvolle Weise aus.

Sie sind einfach und anspruchslos in ihren Gewohnheiten und Sitten. Im Café-Africano hört man höchst selten spirituose Getränke verlangen: man trinkt Caffee, Thee, Limonade oder Milch, wozu man ein paar Semmeln genießt; und Mancher zieht sogar aus der Rocktasche ein Stückchen Käse oder

Mettwurst hervor. Die Meisten sind auf geringe Geldmittel beschränkt und beschäftigen sich täglich mit der Lösung des Problems: so billig als möglich zu leben. Der Reisende, welcher mit gespickter Börse oder weniger einfachen Gewohnheiten in ihre Mitte tritt, muß sich entweder der üblichen Sitte fügen, oder einen anderen Umgangskreis suchen.

Nun noch einige besondere Worte über die schwedischen und norwegischen Künstler. (Der Dänen sind so viele, daß sie einen ganzen Bogen in Anspruch nehmen würden.) Professor Fogelberg, welcher längere Zeit leidend war, ist jetzt genesen und hat seinen Birger Jarl wieder in Arbeit genommen. Wie alle anderen Schöpfungen Fogelberg's, trägt auch diese einen rein nordischen Charakter. Professor Fogelberg ist in der ganzen Bedeutung des Wortes ein schwedischer Bildhauer; selbst derjenige, welcher nicht seinen Werth und seine Größe, als Künstler, zu beurtheilen vermag, wird doch immer seine entschieden vaterländische Richtung dankbar anerkennen. Molin scheint dahingegen sein Ideal ausschließlich in dem classischen Style zu suchen. Wenn man seinen David, und noch mehr seinen Bacchanten mit der Statue König Oscar's vergleicht, an welcher er augenblicklich arbeitet, so kann man nicht umhin zu finden, daß sein Genius überwiegend antik ist. Man darf jedoch nicht die Schwierigkeit der Aufgabe übersehen: das Bild einer noch lebenden Person zu idealisiren, vor Allem wenn die Größe der Statue in Höhe und Breite von der schon fertigen Nische in der Börse zu Gothenburg abhängig ist. — In Molin's Atelier arbeitet Middelton, ein junger Norwege mit seltenen Anlagen und von wahrhaft künstlerischem Feuer belebt. Ein anderer Norweger, Hansen, hat sein eigenes Atelier und entwirft glückliche Nachbildungen antiker Vorbilder.

Die schwedische Malerkunst ist augenblicklich nur durch den Geschichtsmaler Blommér vertreten. Aber sie hat in ihm einen um so würdigeren Repräsentanten gefunden, da er von dem

Gefühle für Nationalität und vaterländische Ueberlieferungen allein danach strebt: Gestalten aus unserer Geschichte und Götterkunde auf der Leinwand ins Leben zu rufen. Jetzt arbeitet er an einem größeren Bilde, Freja darstellend, die ihren Gatten sucht: sie ist in die Region der Elfen gekommen, liebliche Genien umschweben sie und helfen ihr das muthwillige Gespann lenken. Nachdenkend, sehnsuchtsvoll blickt sie mit fester Zuversicht in die Ferne, — ein herrliches Bild ehelicher Liebe.

Hiermit wären alle in Rom anwesenden schwedischen und norwegischen Künstler genannt; freilich habe ich die beiden Maler Plageman und Palm nicht eingerechnet, welche vor Kurzem abgereist waren; aber es bleibt dennoch zum Verwundern, daß die Anzahl der hier anwesenden dänischen Künstler dreimal so groß ist, als die schwedischen und norwegischen zusammengenommen.

Aber was in Dänemark für die Kunst gethan wird, ist auch dreimal so viel, als was in Schweden dafür gethan werden kann. König Oscar hat unsere Künstler großmüthig unterstützt; aber was in dieser Beziehung geschehen ist, würde ohne Zweifel zu erfreulicheren Resultaten geführt haben, wenn es mehr hervorragenden Talenten zu Gute gekommen wäre. Uebrigens scheint unser Land im Begriff zu stehen, sich in dieser Beziehung, wie in mancher anderen, zu einem höheren Standpunkte empor zu schwingen. —

Was die Politik betrifft, so erfährt man in Rom von derselben äußerst wenig. Wer nicht durch Verwandtschaft oder durch ein Amt Gelegenheit findet „aus den Quellen in der Umgebung des Papstes" zu schöpfen, erfährt die Begebnisse innerhalb des Kirchenstaates größtentheils nur aus den Zeitungsblättern anderer Länder. Desto öfterer hört man Vermuthungen über die Ursachen zu dem Wenigen, was man weiß, und lose Gerüchte fahren mit einer Hast einher, welche ihrem Mangel an Gehaltlosigkeit entspricht. —

Das Einzige, worüber ich jetzt noch ein Wörtchen zu sagen hätte, ist die herrschende Stimmung — d. h. so weit ein Fremdling dieselbe aufzufassen und zu beurtheilen vermag.

Nach Allem was ich gesehen oder gehört habe, und mir von Anderen erzählt worden ist, bereut das römische Volk, hinsichtlich der letzten Revolution, allein, daß es die Gelegenheit nicht gehörig zu benutzen gewußt hat — eine Gelegenheit, deren Wiederkehr sie harren, um den Versuch mit besserem Erfolge zu wiederholen.

Unter solchen Verhältnissen ist es leicht begreiflich, daß das römische Volk von der Anwesenheit der Franzosen nicht sehr erbaut sein kann. Man tröstet sich jedoch in dem Bewußtsein, daß man von den Franzosen nur unter der Bedingung befreit werden kann, dieselben durch Oesterreicher ersetzt zu sehen — ein Austausch, den, mit Ausnahme der Priesterschaft, Niemand für wünschenswerth halten würde. Was den Papst persönlich betrifft, so sind seine Sympathien für die Franzosen, und besonders für Louis Napoleon, allgemein bekannt.

Dennoch hält man ein für den nächsten Sommer bevorstehendes Einschreiten von Seiten Oesterreichs für unvermeidlich. Die Franzosen befestigen schleunig alle Plätze, die sie an der Westküste besetzt halten. In Rom selbst arbeitet man schon lange an der Wiederherstellung der Festungswerke, und die im Bau begriffenen großen Casernen in Trastevere geben einen deutlichen Wink über verstärkte Truppensendungen.

Der Carneval war dies Jahr mehr belebt, als es in den letzteren der Fall gewesen ist. Längs des Corso drängte sich eine Reihe glänzender Equipagen und bescheidener Miethwagen. Die Fenster waren mit rothen und weißen Gardinen behangen und mit Herren und Damen gefüllt. Eine Menge Erbsen, Kreide und Blumen wurden verbraucht, und die Pferde bäumten sich, wie wild. Ungeachtet dessen sah man deutlich, daß das Publicum hauptsächlich aus Fremden, französischen Soldaten

und überall ausgestellten römischen Carabinieren und Dragonern bestand. Von dem eigentlichen Volke sah man keine Spur; wenn man nicht etwa die Straßenbuben dafür ansehen will, in ihrem Bemühen zum zweiten und dritten Mal die Blumensträuße zu verkaufen, die sie aus dem Straßenschmutze aufgelesen hatten. Costüme sah man in dem Verhältnisse von ein zu tausend. Masken waren verboten.

Man beschäftigt sich hier augenblicklich stark mit der Missionsthätigkeit der englischen Hochkirche, welche hier wenigstens ebenso ausgebreitet ist, wie die römisch-katholische in England. Um dem Einflusse des Protestantismus entgegen zu arbeiten, werden die Processionen und Kirchenfeste verdoppelt, alle Ceremonien streng beobachtet, die Priester zur Beobachtung des äußeren Anstandes angehalten, und der Papst selbst zeigt sich eifriger denn jemals in der Ausübung seines Berufes als Oberpriester.

Unsere schwedische Fremdenliste ist seit Kurzem um Lector Wennerberg*) vermehrt worden. Lange schon erwartet und ersehnt, ist er endlich eingetroffen und beabsichtigt einige Monate zu verweilen. Docent Holmgren hat Rom vor einiger Zeit verlassen, um den Sternenhimmel von Pisa aus zu betrachten. Lieutenant Liedmann, — dessen Unglück **) so große Sympathie erregt hatte, sowohl unter seinen zahlreichen Freunden, wie in den höheren Gesellschaftskreisen der Hauptstadt — ist nach Neapel und Sicilien abgereist, um von dort aus seine Reise nach Spanien fortzusetzen. Vier Barone Lejonhufoud haben den Carneval hier verlebt. Die schwedische Armee war stark vertreten — durch sieben bis acht Lieutenants — und bei mehreren Gelegenheiten zählte der scandinavische Sammelplatz

---

*) Bekannter und allgemein beliebter Componist.

**) Ihm waren bei einem Artilleriemanöver beide Beine abgeschossen worden. Der Uebersetzer.

gegen zwanzig Schweden in seiner Mitte. Aber die Zeit enteilt. Die Bevölkerung des Café-Africano wird abgelöst durch neue Gäste von dem „Markte des Lebens“ — und die diesjährigen Zugvögel sind heimgezogen.

P. S. von Paris (Aus meinem Tagebuche).

Ich habe somit Italien verlassen; — vielleicht, um es nie wieder zu sehen.

Meine Sympathien für dies Land sind jetzt noch wärmer als im Anfange. Ich fühle es wie ein Glück, wenigstens einige Monate daselbst gelebt zu haben! — Armes Italien, wird ein Morgenroth dämmern, welches andere Verhältnisse beleuchtet? Wird der volle Sonnenschein der Freiheit dereinst niederströmen auf dein seiner Fesseln lediges Volk? Werden noch einmal große Helden deine Erde betreten und fremde Miethlinge keinen Platz mehr darauf finden?

Die Zukunft ist die Sibylle, welche allein Antwort giebt.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Paris mit seinem glänzenden, geräuschvollen Leben liegt wieder vor mir.

Mein Zimmer, bei der oft erwähnten schwedischen Familie war gerade wieder leer geworden. Freund Blanche hatte nach mehrmonatlichem Aufenthalte in Paris seine Rückreise nach Schweden angetreten, und für mich ein Billet zu einem Balle bei dem Präsidenten zurückgelassen. Dasselbe wird unbenutzt bleiben. Müde und angegriffen von der Reise, würde es mich nicht belustigen, an alle die Kleinigkeiten zu denken, welche zu einer sorgfältigen Toilette erforderlich sind.

Statt dessen eilte ich, meine Bekanntschaft vom Palais-

Royal aufzusuchen, und war wirklich so glücklich die unerwartete Erfahrung zu machen, daß aus einer kleinen Phantasie glückliche Wirklichkeit geworden war.

Ich hatte die Heirathspläne der Mademoiselle Louisanne eben nicht als Glaubensartikel angesehen, aber nun fand ich sie — mit Hülfe einer in ihrer früheren Wohnung zurückgelassenen Adresse — wirklich, als die niedliche Madame Rouget wieder, mit dem gutmüthigsten Manne der Welt, der bereit schien, allen ihren kleinen anspruchslosen, aber lebhaften Einfällen zu willfahren.

Da es gerade an einem Sonntage war, hatte sie Muße, die Wirthin zu spielen, und auf eine liebenswürdigere, zuvorkommendere und gastfreiere Weise kann dies schwerlich geschehen. Sie hatte außerdem mit dem Titel „Madame" eine gewisse ehrbare Würde angenommen, welche sich recht nett und stattlich ausnahm, aber ihrer früheren Heiterkeit keinen Abbruch that.

Nachdem sie zehnmal erklärt hatte, daß sie nicht begreifen könne, wie irgend ein Mensch Italien vor dem schönen Frankreich den Vorzug geben könne, rief sie plötzlich:

„Aber Sie fragen ja gar nicht nach Poliveau! — Vor meinem Manne brauchen Sie sich nicht zu geniren. Der weiß das Alles, und noch besser weiß er, daß ich ihm niemals untreu werden könnte."

„Ja, mein Herr," fügte Louisanne's Mann ungekünstelt hinzu, „meine Frau und ich hegen ein unbegrenztes Vertrauen zu einander. Wir sind eins, vollkommen eins."

„Wohlan, Madame, wenn Sie es mir erlauben, bin ich so frei, mich bei Ihnen nach unserem gemeinschaftlichen Freunde zu erkundigen. Meine Nachforschungen im lateinischen Lande sind vergeblich gewesen."

„Das ist natürlich, mein Herr! Poliveau" — hier führte sie das Taschentuch an die Augen und schien tief bewegt — „Der gute Poliveau —"

„Ach, er ist vielleicht für immer verschwunden!“

„Ja, mein Herr, für immer — aber nur aus Paris,“ fügte die kleine Französin mit unnachahmlicher Naivetät hinzu. „Er hat sich auf dem Lande begraben, wo er sich nach dem Tode seines Vaters, niedergelassen hat, um Wein und Gemüse zu bauen. Das ist verabscheuungswürdig — nicht wahr — aber man kann nicht viel davon sagen, denn er liebt Beides leidenschaftlich, und nach dem, was ich gehört habe, eine Cousine obendrein.“

„Bei so gültigen Ursachen ist seine Untreue gegen den in Aussicht stehenden Doctorgrad verzeihlich.“

„Seine Untreue gegen den Doctorgrad. — Mein Herr, obschon ich verheirathet bin, verbiete ich doch nie, daß man mir eine kleine unschuldige Artigkeit sage — und gerade jetzt hatten Sie die beste Gelegenheit dazu. Ich muß Ihnen unumwunden gestehen, daß Sie die Hülfsmittel, die Ihre große Reiseroute Ihnen hätte verleihen sollen, schlecht benutzt haben.“

„Ach, Madame, der Fehler liegt eigentlich darin, daß ich Frankreich nicht hätte verlassen sollen.“

„Schon gut — ich verzeihe Ihnen —“

Ich kam nicht dazu, das junge Paar wieder aufzusuchen.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Die ersten Junitage nahen, und vor Mittsommer werde ich Schweden wiedergesehen haben. Die Luft in Paris ist leider nicht dieselbe, die ich in Italien geathmet habe. — Ach, das schöne Land hat einen Eindruck in mir zurückgelassen, der dem einer interessanten menschlichen Bekanntschaft gleich kommt. Es hat meine Ideen umgestürzt und ihnen eine neue Richtung gegeben.

Ende des ersten Theiles.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Flygare, Edvard

In der Fremde und Daheim Skizzen und Novellen

Bd.: 1

Leipzig (1862)